<3663651011001 8

<3663651011001 8

Bayer. Staatsbibliothek

Cafe. 3 4/30. - 2

Mon.

Moralische

Versuche,

oder

Briefe,

vom verstorbenen

Herrn Nicole.

II. Band.

Aus dem Französischen übersetzt.

Mit Erlaubniß der Obern.

Bamberg und Würzburg,
im Verlag bey Tobias Göbhardt, Universitäts-
Buchhändler, 1784.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verzeichniß

der in diesem zweyten Bande enthaltenen Briefe.

Brief. Seite

LIX. An Mademoiselle ***. Betrachtungen über das Geheimniß der Menschwerdung. Pflicht, die es uns auflegt, Jesum Christum anzubethen, und ihn anbethen zu lassen. 1

LX. Ueber verschiedene Arten zu bethen. 5

LXI. Ueber die Antwort auf den vorhergehenden Brief. 18

LXII. An Mademoiselle Pieterson, zu Brüssel. Man kann sich auf die Weissagungen, mit welchen sich gewisse Leute abgeben, gar wenig verlassen. 20

Verzeichniß.

LXIII. An den Herrn von Sacy. Daß man aus den verschiedenen Urtheilen der Menschen, und ihren vorgefaßten Meynungen in Ansehung unsers Verhaltens wenig machen soll. 29

LXIV. Zu welchen Pflichten die Liebe uns unter einander verbindet. 36

LXV. An eine Nonne, die nicht wußte, ob sie das Amt einer Priorinn länger verwalten sollte, indem sie befürchtete, Gott möchte es nicht haben wollen, weil sich ihr Superior ihrer fernern Verwaltung dieses Amts widersetzt hatte. 40

LXVI. An eine junge Nonne. Von den Vortheilen des Klosterlebens. 48

LXVII. Daß man sich, wenn es Gott zuläßt, ein langes und kränkliches Leben, mit Ergebung in seinen Willen, soll gefallen lassen. 66

LXVIII. An Mademoiselle Aubry. Er giebt ihr einen und den andern Rath, wie

der Briefe.

wie sie ihre jungen Frauenzimmer erziehen soll. 71

LXIX. An Mademoiselle von Bertus. Für wie viel Menschen ein jedes Jahr das letzte ihres Lebens ist. 74

LXX. An Mademoiselle Pigeon. Daß sie, wegen ihres schwächlichen Zustandes, ihre Liebe zu den Ausübungen der Ertödtung des Fleisches mäßigen, und in diesem Stücke dem Rathe ihres Beichtvaters folgen soll. 77

LXXI. An Herrn M ***. Nutzen, den man vom Schweigen hat, wenn wir uns in der Gesellschaft solcher Personen befinden, deren Betragen uns mißfällt. 81

LXXII. Daß der Contrast der Gemüthsarten keine hinlängliche Ursache ist, sich von denen zu trennen, mit welchen man in einer gewissen Verbindung steht, 86

Verzeichniß

LXXIII. Daß es den Menschen niemals erlaubt ist, andere Menschen zu versuchen, um zu sehen, ob ihre Tugend Grund hat, oder nicht, weil sie diese Versuchung zum fallen würde verleiten können. 97

LXXIV. An die Frau Marquisinn von D. *** Daß die Vergleichungen, die man zwischen den verschiedenen Ständen des Lebens anstellt, mangelhaft sind. 106

LXXV. An einen Superior des Cistercienserordens. Verschiedene Meynungen über die Art und Weise, wie man die alte Ordnung in den Klöstern dieses Ordens wieder herzustellen suchen soll. Daß man die neuen Gebräuche und Gewohnheiten, die zur Heiligung der Ordenspersonen etwas beytragen können, als das Gebeth im Herzen, darinnen beybehalten soll. 119

LXXVI. An den Herrn von B. Domherrn zu B. *** Wie man sich bey der

der Verbesserung eines Klosters verhalten soll. Von der Abschaffung der Zellen der Nonnen. 125

LXXVII. An die Frau von Fanpertuis. Ueber die verschiedenen Meynungen der Frommen. 145

LXXVIII. An den Herrn von S. M. Betrachtungen über die Streitigkeiten, die unter Freunden vorfallen. 153

LXXIX. Ueber die ausserordentlichen Gedanken. 165

LXXX. An die Frau von Belisy. Von der Tugend des Herrn von Pontchateau. 172

LXXXI. An den ehrwürdigen Vater von Bretagne, Prior zu Saint-Germain-des-Pres. Er entschuldigt sich, eine Grabschrift zu machen, weil es ihm schlecht gelungen ist, eine Predigt zu machen. 178

LXXXII. Ueber die Art und Weise, die jungen Mönche die Weltweisheit zu lehren. 184

LXXXIII. Von dem philosophiren über das heilige Abendmahl, oder von der Meynung

nung derer, welche die Transsubstantion, oder Verwandlung der sichtbaren Zeichen im heiligen Abendmahle, durch die Vereinigung der Seele Jesu Christi mit der Materie des Brods und Weins erklären wollen. 193

LXXXIV. An den Herrn Baret. Von der Unbesonnenheit derer, die von der philosophischen Meynung vom heiligen Abendmahle eingenommen sind. 203

LXXXV. An den Herrn de la Mü-
zanchere. Erklärung einer Stelle in dem Buche de la perpetuité, von der Fortdauer der Anbethung Jesu Christi im heiligen Abendmahle. 206

LXXXVI. Er entschuldigt sich wegen eines nicht recht abgemessenen und überlegten Ausdrucks, den er gebraucht hatte und macht bey dieser Gelegenheit verschiedene Anmerkungen über die übertriebenen Ausdrücke. 210

LXXXVII. An Mademoiselle * * *
Was man von denen denken soll, welchen die ganze Welt lächerlich vorkömmt. 220

LXXXVIII. An

LXXXVIII. An den Herrn Marquis von Sevigne. Ueber das Lob, das eine witzige Person den Gedanken des Herrn Pascal beylegte, ohne ihren wahren Werth bekannt zu machen, und ohne ihn vielleicht selbst recht einzusehen. 221

LXXXIX. An die Frau von B. C. Lob der Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte vom Herrn von Bossuet, Bischof von Meaux. 226

XC. An den Herrn de la Chaize. Er dankt ihm für sein Buch vom Leben des heiligen Ludwigs. Lob und Anmerkungen über die Schreibart dieses Buchs. 230

XCI. Ueber die Abhandlung des Herrn Arnauld von dem Manuscripte der vier Evangelien zu Cambridge; die vierte Nachricht des Herrn Bossuet, und das Alterthum der Zeiten des Dom Pezron. 235

XCII. Ueber die Kritik, die der Herr Arnauld über die Nachricht gemacht hat, die vor den vom Herrn Dubois übersetzten Predigten des heil. Augustinus steht. 238

Verzeichniß

XCIII. Ueber die Bilder oder Gemälde, und ob man sich soll malen lassen. 242

XCIV. An Mad. Daß man die übereilten Urtheile, wenn sie uns gleich günstig sind, nicht hochschätzen muß. 264

XCIV. An einen Freund. Ueber eine Person, die von einer ausserordentlichen Krankheit befallen worden, die eine wirkliche Besitzung des Teufels zu seyn scheint. 265

XCVI. Von ausserordentlichen Arten, und von Reizungen, welche veranlassen, dem Fleische gar zu sehr wehe zu thun. 291

XCVII. Ueber die moralischen Versuche, und die Abhandlung vom Gebethe. Daß es gut und nützlich ist, wenn man von den Religionsmaterien auf verschiedene Art schreibt. 299

XCVIII. An die Frau D.*** Von der Verachtung der Größe, die man auch bey der Größe, beybehalten soll, und von den Vortheilen des eingezogenen Lebens. 305

XCIX. Von der besondern Verbindlichkeit, wel-

welche die Priester haben, für die Kirche zu arbeiten. 309

C. An die Frau von S. Loup. Von der Art und Weise, wie man mit den Menschen unzufrieden seyn kann. 315

CI. An die Frau von S. Loup. Was hartnäckig seyn heißt. 320

CII. An die Frau de la F.*** Ueber eine Beurtheilung seiner Schrift wider die Comödie. 323

CIII. An die Frau von Saint-Loup. Von dem von der Welt abgesonderten Leben; daß es angenehm wird, oder daß uns die Beschwerlichkeiten, die man dabey empfindet, nützlich sind. 328

Briefe des Herrn Abt zu la Trappe an den Herrn Nicole, in welchen er ihm für seine Schriften dankt. 332

Ende des Verzeichnisses der Briefe.

Verzeichniß
der in diesem Bande erklärten Stellen der heiligen Schrift.

Pred. Salomo,	Cap.	10.	v. 4.	S. 289
Nahum,		1.	15.	S. 280
Brief an die Römer,		1.	17.	S. 23
1. Br. an die Cor.		6.	3.	S. 289
		11.	10.	S. 249
2. Br. an die Cor.		5.	16.	S. 256

Moralische Versuche,

oder

Briefe,

vom verstorbenen

Herrn Nicole.

LIX. Brief.

Betrachtungen über das Geheimniß der Menschwerdung. Pflicht, die es uns auflegt, Jesum Christum anzubethen, und ihn anbethen zu lassen.

An Mademoiselle ***

Ich erwähle, um sie einigermaßen zu unterhalten, mit Vergnügen diesen so heiligen Tag *) an welchem die Kirche das erste und größte Geheimniß Jesu Christi ehrt. An diesem Tage hat Gott,

*) Das Fest der Verkündigung Mariä.

Gott, wie der Apostel redet, Hebr. 1, 6. seinen Sohn in die Welt eingeführt, und auf diese Einführung folgte sogleich die Anbethung aller seiner Engel, die ihn für ihr Haupt, für ihren Gott erkannten. Ihre Anbethung Jesu Christi, welche in diesem Augenblicke ihren Anfang nahm, hat seit dem nicht aufgehört. Sie ist noch eben diejenige, die sie damals war. Wenn ihm die Engel, derer Natur er nicht annahm, und deren Heiland er nicht ist, seit seiner Menschwerdung diese Ehrfurchtsbezeugungen erweisen, wie sehr sollten wir ihn nicht verehren und anbethen, da er um unsertwillen in die Welt gekommen, da er unser Heiland ist, da er unsere Natur an sich genommen hat, und da das Geheimniß der Menschwerdung uns auf eine ganz andere Art, als die Engel, angeht?

Dieses bewegt mich ihnen zu sagen, Mademoiselle, daß die Religion des ersten Menschen ihn zum Anbether Gottes machte, daß aber die christliche Religion uns zu Anbether Jesu Christi macht; das heißt, wir können Gott nicht mehr an sich selbst und in seiner zärtlichen Natur zum einzigen Gegenstande unserer Gottseligkeit machen! wir müssen ihn auch zugleich in der Natur, die er angenommen hat, verehren und anbethen, wir müssen uns an Jesum Christum, den Menschen halten, und durch ihn zu Gott gehen, weil wir nicht würdig sind, uns ihm von uns selbst zu nähern.

Sie

Sie wissen, daß dieses einer von den Zweifeln ist, den ich Ihnen sonst wegen einer Art zu bethen gemacht habe, die Gott einzig und allein in seinem göttlichen Wesen, ohne alle Rücksicht auf Jesum Christum, betraf. Ich erinnere mich, daß sie mir antworteten, wenn man zu der Zeit nicht an Jesum Christum dächte, so dächte man zu einer andern an ihn. Ich war mit dieser Antwort zufrieden; ich glaube aber, ich müsse hinzusetzen, wir könnten nicht zu oft an Jesum Christum denken, weil es kein gewißeres Kennzeichen der wahren Gottseligkeit giebt, als die Anhänglichkeit an Jesum Christum. Der heilige Paulus redet in seinen Briefen auf allen Seiten von Jesu Christo. Die Christen hatten ihn ehemals immer im Munde, um ihn immer im Herzen zu haben. Und der heilige Bernhard sagt *), er könne keinen Wunsch leiden, wenn er den Namen Jesu Christi nicht darinnen fände. Das heißt, Jesus war der beständige Gegenstand seiner Andacht, ich meine derjenige, über welche er Herr war; denn es kann sich zutragen, daß Gott auf eine andere Art über unsern Verstand gebiethet. Und darum mache ich auch hieraus nicht den Schluß, daß ein jedes Gebeth, bey welchem wir nicht an Jesum Christum denken, nicht von Gott sey; sondern ich schließe hieraus, daß in diejenigen, bey welchen der Verstand nicht hingerissen wird, Jesus Christus mitkommen, und daß man das Geheimniß der Mensch-

*) Serm. 15. in Cant. 1, 6.

werdung auf diese Art ehren müsse. Es muß aber nicht nur Jesus Christus der Gegenstand unserer Andacht in seiner eigenen Person seyn, sondern er soll es auch in seinem Leibe und in seinen Gliedern seyn. Man muß ihn da suchen, man muß ihn da ehren, man muß ihm da dienen. Es ist schwer Jesum Christum an sich selbst, wie es sich gebührt, zu lieben, wenn man ihn nicht in seinen Gliedern liebt, und sich nicht gedrungen findet, ihm zu dienen.

Dieses Leben ist uns, Mademoiselle, nicht gegeben, Gott oder Jesum Christum an sich selbst, zu genießen; es ist uns gegeben, ihn in dem Werke zu lieben, das er in der Kirche verrichtet, das heißt, in der Heiligung seiner Glieder. Hierüber sollen wir uns in diesem Leben freuen und betrüben. Wir sollen uns freuen, wenn er in den Christen herrscht; und wir sollen uns betrüben, wenn sie sich seiner Regierung widersetzen. Es ist in diesem Leben eines jeden sein Amt, ihn in sich selbst und auch in denen, die ihm anvertraut sind, herrschen zu lassen, und wir sollen glauben, daß uns nicht nur diejenigen anvertraut sind, für welche er uns besonders zu sorgen befohlen hat; sondern auch alle diejenigen, denen man mit Nutzen dienen kann, indem man seine Pflichten gehörig beobachtet. Man ist sogar verbunden, die Seligkeit aller übrigen durch sein Gebeth zu befördern: und diejenigen, welche nicht so, wie sie sollen, etwas dazu beytragen, haben auch von anderer ihrem Gebethe keinen Nutzen.

Sie sehen, daß ich ohne Absicht und ohne Ordnung schreibe, was mir einfällt. Ich halte indessen dafür, sie werden für sich insbesondere daraus den Schluß machen können, daß sie weder das Verlangen nach dem Heile der Seelen in sich verlöschen lassen, noch ihre Gottesfurcht in sich selbst einschließen sollen; und daß, wenn sie ihnen nicht mit ihren Worten dienen, sie desto mehr verbunden sind, es durch ihr Gebeth zu thun. Ich denke immer, es sey in ihnen etwas gar zu abgesondertes; sie hätten nicht Liebe genug für Jesum Christum in seiner Kirche; das Mitleiden mit den Sündern wäre in ihnen nicht lebhaft genug, das heißt, sie wären ein wenig gar zu sehr für die Religion des Standes der Unschuld, und gar zu wenig für die Religion der sündigen Menschen eingenommen. Sie wissen aber, daß dieses Gedanken sind, die ich ihnen bloß bekannt mache, und keine Urtheile, die ich fälle; und sie sollen nur so viel Achtung dagegen haben, als ihnen ihr Nachdenken hierüber Einsichten verschaft, die damit übereinstimmen.

LX. Brief.

Ueber verschiedene Arten zu bethen.

Ich habe, mein Herr, den Brief erhalten, den sie an mich zu schreiben mir die Gnade erwiesen, und welcher ihre Liebe um so viel mehr an

den Tag legt, weil das Wort Mystisch, dessen ich mich, wie man ihnen gesagt, in Ansehung ihrer bedient hatte, eine üble Bedeutung bekommen konnte. Ich erinnere mich nicht eigentlich mehr, welcher Ausdrücke ich mich mag bedient haben. Ich kann sie aber mit vollkommener Wahrheit versichern, daß die Unterredung, die ich mit ihnen zu halten die Ehre gehabt, bey mir nur sehr vortheilhafte Begriffe von ihrer Gottesfurcht und von ihrem Verdienste zurückgelassen hat, und daß ich nicht sehe, daß, indem ich mich dieses Ausdrucks bedient, ich einen andern Sinn und andere Absichten dabey kann gehabt haben, als daß, weil sie in mystischen Sachen erfahren zu seyn schienen, ich gar sehr gewünschet hätte, mich mit ihnen davon zu unterreden; nicht aus bloßer Neugierigkeit, sondern in der Absicht, einen wirklichen Nutzen davon zu haben. Da sie mir sagten, es gäbe Leute, die sich darüber beklagten, daß man in dem Buche vom Gebethe dasjenige, welches sie Gebeth des Glaubens nannten, verworfen hätte; so war dieses für mich auch eine Ursache. Und da die Kürze ihres Besuchs mir die Gelegenheit dazu benommen hat; so hoffe ich, sie werden es für gut befinden, daß ich es wenigstens zum Innhalte dieses Briefes mache.

Hier sehen sie, mein Herr, in wenig Worten, was ich von dieser Sache denke. Da man dem Betruge Thür und Thor öffnen würde, wenn man gewisse Irrthümer mit dem Namen mystischer Got-

tes-

tesgelehrtheit zudecken wollte, und jener wegen der allgemeinen Ursache, weil Gott in den Seelen auf eine Art wirken kann, welche Personen, die weniger Einsicht hätten, nicht begriffen; und da ich es nicht für billig halte, um dieser Ursache willen dergleichen Schriften, oder diejenigen, die diese Wege gehen, der Untersuchung der in der Kirche gesetzten Mächte zu entziehen, ob sie gleich nur die gemeinen Einsichten haben, die man durch die Erlernung der Wissenschaft der Kirche bekömmt; so gebe ich auch zu, daß man die Empfindungen, die Gott in den Seelen, in welchen er auf eine ausserordentliche Art wirkt, wirken kann, nicht bloß auf das, was der gemeine Christ empfindet, einschränken müsse. Ich finde sogar nicht, daß es eine ganz richtige Folge wäre, zu sagen, weil diese und jene Heilige sich nicht in gewissen Zuständen befunden hätten; so müßten diese für Betrug gehalten werden. Denn wir werden vielleicht in jener Welt sehen, daß Gott eine jede Seele auf eine besondere Art, und durch besondere Empfindungen geführet hat. Man muß also nach andern Regeln davon urtheilen, und vornehmlich nach den guten oder bösen Wirkungen, die aus den Zuständen, welche uns als ausserordentliche vorkommen, entstehen.

Ich gehöre auch nicht unter diejenigen, die alles, was man davon sagt, für Fabel oder Einbildung halten. Es ist eine offenbare Ungerechtigkeit, so vielen Personen Lügen Schuld zu geben;

und das Wort Einbildung scheint mir nur ein Deckmantel der Trägheit und Unwissenheit zu seyn, vermöge welcher man mißbilligt, was man nicht untersuchen will, oder was man gar nicht weis. Gesetzt aber auch, es wären Einbildungen, so würden es doch außerordentliche Einbildungen seyn, die nicht ein jeder hat, und auch nicht haben kann. Und es würde mir eben so wunderbar vorkommen, daß es in der Seele der Menschen eine gewisse verborgene Triebfeder gäbe, die man nicht könnte spielen lassen, wie man wollte, und daß es nur gewisse Personen thun könnten; als es mir nicht wunderbar vorkommen würde, daß Gott selbst auf eine außerordentliche Art in gewisse Seelen wirke. Man kann dieses, mein Herr, auf alles anwenden, was man in den mystischen Büchern von den verschiedenen Zuständen des mystischen Lebens findet. Ich will es aber hier nur auf dasjenige anwenden, was sie Gebeth des Glaubens nennen, welches, wie mich dünkt, dasjenige ist, was andere das Gebeth des blosen Blicks nennen. Hierauf hat man, wie man sagt, in dem Buche vom Gebethe gezielt. Und ich will ihnen sagen, was an der Sache ist, um sie ihrer Einsicht und Beurtheilung vorzulegen, indem ich sie versichere, daß ich gar nicht an meiner Meynung hänge.

Ich gebe zum ersten die Sache zu, daß es nämlich gewisse Seelen giebt, die vor Gott bey dem Gebethe ohne alle Veränderung der Gedanken bleiben, und sich entweder mit Gott, oder mit

einer

einer von seinen Eigenschaften vermöge eines Blicks beschäftigen, der sie darauf heftet, und macht, daß sie gleichsam daran hängen bleiben; so daß ihr Verstand nichts anders sieht, und sie gewissermaßen alle Geschöpfe und ihr eigenes Leben vergessen. Ich kenne sehr aufrichtige Personen, welche sich in diesem Zustande befinden, und fast allzeit in denselben kommen, wenn sie sich mit Gott beschäftigen; und welche durch ein sehr genaues, sehr bußfertiges, und sehr an ihren Pflichten hängendes Leben zu erkennen geben, daß diese Art vom Gebethe in ihnen sehr gute Wirkungen hervorbringt. Denn da es sich gemeiniglich mit einem etwas thätigern Zustande endigt; so bleibt bey ihnen davon ein Hang zu allerley Gutem zurück, der ihnen die christlichen Handlungen erleichtert, sie mit Eifer dazu antreibt, und, nach den vorkommenden Gegenständen, in ihnen verschiedene Einsichten hervorbringt.

Ich sehe nicht, mein Herr, aus was für einem Grunde man einen solchen Zustand tadeln und verwerfen kann. Sehen sie aber nur einmal, worinnen die Schwierigkeiten bestehen, die man, wie ich glaube, bey dieser Materie machen kann.

Die erste betrift, den Schein nach nur den Namen. Sie werden aber in der Folge sehen, daß sie sich viel weiter erstreckt. Man nennt, wie sie sagen, dieses Gebeth das Gebeth des Glaubens; ich behaupte aber, daß das gemeine Gebeth, welches in verschiedenen Betrachtungen und Gedan-

ken besteht, das Gebeth des Glaubens muß genannt werden; und daß dasjenige, welchem sie diesen Namen beylegen, nichts weniger, als ein Gebethe des Glaubens, ist, weil es eigentlich nicht zum Stande des Glaubens, oder zum gemeinen Stande der Sünder, gehört. Es ist vielmehr ein Gebeth des Standes der Unschuld, und eine Betrachtung, die etwas vom Stande Adams vor der Sünde an sich hat.

Dieses zu verstehen, muß man wissen, was nicht nur von dem heiligen Augustinus, sondern auch von den mehresten Vätern gelehrt wird: Daß der Mensch durch seine Sünde das Auge der Betrachtung verlohren hat, vermittelst dessen er im Stande der Unschuld die ewige Wahrheit und das ewige Gesetz betrachtete; daß er in die Liebe der Körper gefallen ist, daß er viel Geschöpfe geliebt hat, und unfähig geworden ist, die geistlichen Sachen an sich selbst zu lieben. Als Gott sich vorgenommen, ihn nach seinem Falle von demselben wieder aufzuhelfen, und ihn zu der Wahrheit, von welcher er abgefallen war, wieder zurückzurufen; so hat er es nicht auf eben die Art thun wollen, wie er es bey seiner Schöpfung gethan hatte; das heißt, nicht, indem er ihm auf einmal die bloße Betrachtung der Wahrheit, die Adam hatte, gab, sondern indem er sich des Standes selbst, in welchen er gefallen war, bediente, um ihn aus demselben wieder heraus zu helfen.

Er

Er liebte die Körper und den sinnlichen Gegenstand; er gab ihm einen Leib und sinnlichen Gegenstande zu lieben: Er liebte die Vielheit; und er gab ihm eine einfache Vielheit, mit welcher er sich mit Recht beschäftigen kann. Das hat, mein Herr, wie die mehresten Väter sagen, Gott bewogen, Fleisch anzunehmen. Er hat die Menschen, welche Körper liebten, heilen wollen, indem er ihnen einen Gott, der mit einem Leibe bekleidet war, vorgestellt, und indem er sie auf solche Art, durch die Liebe seiner vergötterten Menschheit, bis zur Liebe seiner Gottheit erhoben hat. Die Menschheit ist das Mittel, die Gottheit ist das Ziel und der Zweck. Er erhebt die groben Menschen nicht auf einmal zu der ganz reinen Liebe seiner Gottheit, sondern treibt sie an, den Gottmenschen zu lieben. Er läßt sie sich nicht mit einer einzigen Eigenschaft beschäftigen, sondern legt ihnen die Verschiedenheit seiner Geheimnisse vor, durch welche sie die Liebe der Vielheit, welche ihnen ihre Sünde eingeflößt hatte, wieder gut machen sollen.

Das ist eigentlich dasjenige, was man den Weg des Glaubens nennen kann. Die Betrachtung, vermittelst welcher sich die Seele zu dem ohne Bild erkannten Gotte erhebt, ist eigentlich kein Stand des Glaubens; denn im Stande des Glaubens sieht man *per speculum et in aenigmate*. 1 Kor. 3, 12. Der Weg der Einheit, vermittelst dessen die Seele an einem und demsel-

ben Gegenstande hängen bleibt, ist also nicht der gewöhnliche Weg der Wiederherstellung der Menschen. Es ist nicht das Geheimniß der Menschwerdung: es ist nicht der Weg, auf welchen er sie geführet hat. Der Weg, den er durch seine Menschwerdung und durch seine Geheimnisse gebahnt hat, ist, wie wir gesagt haben, der Weg einer heiligen Vielheit, auf welchen man durch die Betrachtung verschiedener Geheimnisse kömmt, und sich durch die Veränderung und Abwechselung der Gegenstände darauf erhält.

Man sieht auch, daß alle Heilige, die für viele bey einander lebende Personen Beschäftigungen vorgeschrieben, und daß alle diejenigen, welche den gemeinen Glaubigen Gesetze gegeben, sie alle auf diesen Weg einer heiligen Vielheit haben führen wollen. Denn dieser Weg verschiedener Beschäftigungen und Gebethe, welche in verschiedene Stunden ab, und eingetheilt worden, ist dasjenige, was man Vielheit nennt. Nun giebt es aber keinen Ordensstifter, der diesen Weg nicht erwählt hätte. Mit einem Worte, es ist der Weg, den uns die allgemeine Kirche lehrt. Zu dem Ende hat sie in allen Theilen der Welt das Jahr nach den Geheimnissen Jesu Christi eingetheilt; deswegen stellt sie uns an einem jeden Tage verschiedene Heilige zu ehren vor; und darum hat sie allenthalben Psalmen zu singen oder zu bethen verordnet, die den Tag durch verschiedene Gebethe abtheilen. Das ist eigentlich dasjenige, was man das Leben

des Glaubens, den Stand des Glaubens, und den Weg des Glaubens nennen kann. Das ist das Mittel, durch welches es dem Geiste Gottes gefallen hat, die Menschen wieder in den Stand, aus welchem sie gefallen sind, zurückzurufen.

Bilden sie sich ja nicht ein, mein Herr, daß ich ihnen hier meine Gedanken bekannt mache; es sind die Gedanken der alten Lehrer des geistlichen Lebens, und sie können sie alle in folgender Stelle des Hugo von sanct Victor finden, welche ich ihnen hier anführen zu müssen glaube: *Bonum quidem hominis*, spricht er, *unum erat, et quamdiu homo illi per dilectionem adhaesit, non eguit hac multiplicitate. Postquam autem mentem per concupiscentiam ad multiplicia haec et transitoria dividi permisit, stabilis esse non potuit; quia ergo vita hominis hic sine mutabilitate esse non potest, contra illam, quae defectum generat mutabilitatem, alia ei mutabilitas, quae profectum parit, opponitur: Ut, quia stare non potest, moveatur et praemoneatur semper, ut melior fiat. Primum ergo bonum erat in summo stare,, secundum est bonum ad superiora ascendere. Idcirco vita mutabilis in sua mutabilitate dissoluta ad deteriora semper deficiens studiis nutrienda fuerat, in quibus et rerum varietate foris excitata et aemulatione virtutum intus accensa, proficiendi occasionem inveniret. Divisa sunt tempora et distincta loca, propositae sunt species corporales,*

stu-

studia et opera exercenda, ut medicinam interioris hominis exterior homo praeparet, et ei prodesse et subesse addisceret. In his virtutum studiis mirabili dispensatione et multiplicitatem providit et varietatem et intermisionem: ut humana mens, et in multiplicitate exercitationem, et in varietate delectationem, et in intermisione recreationem inveniret.

Ob nun aber gleich dieser Schriftsteller von der ganzen Fortsetzung des christlichen Lebens redet; so sieht man doch deutlich, daß man das, was er sagt, gar wohl auf das Gebeth anwenden kann, das mit dem gewöhnlichen Zustande, durch welchen man wieder zu Gott zurückkehren soll, eine Aehnlichkeit hat; weil man vermittelst dieses Gebeths an den verschiedenen körperlichen Gegenständen einen Geschmack bekömmt, deren sich die Seele bedienen soll, um sich dadurch zu den geistlichen Gegenständen zu erheben.

Ich mache hieraus nicht nur den Schluß, mein Herr, daß das gemeine Gebeth, bey welchem die Seele, weil sie nicht auf einen einzigen Gegenstand gerichtet ist, sich durch verschiedene Gedanken und Worte der Schrift, durch verschiedene Gegenstände der Andacht, und vornämlich durch die körperlichen Vorstellungen der Handlungen und Geheimnisse Jesu Christi unterstützt und erhält, weit besser Gebeth des Glaubens genannt wird, als die Betrachtung, bey welcher sich die Seele, mit einem einzigen Gegenstande beschäftiget. Sondern

Ich schließe auch noch hieraus, daß der gemeine Weg der Wiederherstellung und Gesundmachung der Menschen in dieser Betrachtung nicht besteht; sondern daß er vielmehr als ein ausserordentlicher Weg soll angesehen werden, zu welchem Gott gewisse Seelen führen kann, der aber den gemeinen christlichen Seelen nicht soll vorgelegt werden. Denn die gewöhnliche Führung der Pfarrherren und Beichtväter soll die Führung Jesu Christi, die Führung der Kirche, und die Führung der Ordensstifter und der Lehrer des Klosterlebens zum Muster vorstellen, welches der gemeine Weg zu Gott zurückzukehren ist, und doch ganz in dieser Menge der Beschäftigungen besteht. Wenn die gemeinen Seelen zum Wege dieses Gebeths des bloßen Blicks berufen wären; so würde man die Gebethe, die alle Tage aus dem Brevier müssen gesprochen werden, und das Hersagen der Psalmen niemals eingeführt haben. Man würde sich niemals haben einfallen lassen, das ganze Psalmbuch auswendig lernen zu lassen. Man hätte niemals so viel geheimnißvolle Ceremonien, eine so große Veränderung des Orts, so viel Gebethe und so vieles Lesen angeordnet. Alles dieses fällt denen, die auf diesem Wege sind, beschwerlich, und ist gar nicht für sie. Nun ist es aber für den gemeinen Haufen der Kirche, und sogar für den gemeinen Haufen der geistlichen Seelen gemacht; es wandelt also der gemeine Haufe der geistlichen Seelen auf dem Wege der Vielheit.

Denn

Denn wenn man sagt, sie werden bald auf dem einen, und bald auf dem andern wandeln; so ist dieses der Erfahrung gar sehr zuwider, welche zu erkennen giebt, daß diejenigen, die sich ganz mit diesem Gebethe beschäftigten, das Brevier nicht bethen können, und dadurch gar sehr beschwert werden. Nun hat man aber niemals sagen hören, daß das geistliche Leben der Alten darinnen bestünde, das Brevier mit Mühe zu bethen; welches zu erkennen giebt, daß dieses ihr Weg nicht war.

Ich gehe nicht weiter, mein Herr, ich sage nur, daß dieses nicht der gemeine Weg der Wiederherstellung der Seelen ist; daß dieser Zustand niemals gemein gewesen, und daß also diejenigen, die ihn gemein machen wollen, indem man, wie jetzo geschieht, einen gewöhnlichen Zustand daraus macht, in welchen man durch eine gewisse Ordnung von Uebungen, als durch eine Reihe geistlicher Gedanken, zu kommen suchen soll, die Absicht der Menschwerdung nicht genugsam eingesehen, und auf die allgemeine Führung der Kirche nicht genugsam Acht gehabt zu scheinen. Ich bin aber nicht so verwegen, daß ich die Wirkungen Gottes einschränken wollte. Er ist allzeit Herr über die Seelen, und führt sie, wie er will. Und wenn man an gewissen Personen ausserordentliche Wirkungen wahrnimmt, die durch die ganze Fortsetzung ihres Lebens gerechtfertiget werden; so muß man sehr verwegen seyn, wenn man sie verdammen will. Das Gebeth ist der Canal der Gna-

den

den Gottes. Wenn man also in einer Seele viel Gnaden, viel Reue, viel Treue, viel Tödtung des Fleisches, und viel Demuth wahrnimmt; so soll man, wie ich glaube, ihr Gebeth für sehr gut halten, es mag seyn, von welcher Art es will; das heißt, die Seele mag dabey entweder ganz mit einem und denselben Gegenstand beschäftiget seyn, oder sie mag von einer gewissen Vielheit unterstützt werden. Der Weg, der die Seele zu einem so wünschenswerthen Zwecke führt, soll als ein solcher angesehen werden, der Gott angenehm ist, weil man durch ihm so viel göttlichen Segen erlangt.

Da, mein Herr, dieser Brief schon so lang geworden ist; so nöthiget mich dieses, einige andere Schwierigkeiten wegzulassen, die ich ihnen noch hätte vorlegen können. Es ist dieses, wie ich dafür halte, ganz um ihnen zu zeigen, daß man das Gebeth des bloßen Blicks nicht ganz verworfen hat, weil ich niemals überzuget gewesen bin, daß man es mit Grunde thun kann. Ich halte mich übrigens nicht für denjenigen, der jemanden verdammen könne; und die, so sich über meine Urtheile aufhalten möchten, würden, meines Erachtens, sehr viel Grund dazu haben. Da ich mit ihnen etwas freyer geredet habe, als ich es in einer öffentlichen Schrift würde gethan haben, nicht wider dieses Gebeth an sich, sondern wider den weiten Umfang, den man ihm geben will; so bitte ich sie unterthänig, mir die Gna-

de zu erweisen, und diesen Brief niemanden, er sey, wer er wolle, zu zeigen. Es ist nicht schicklich, mir bey Geistlichen, die ich gar nicht beleidigen will, Verdruß zu machen. Man hat mir schon auf eine gar sehr schickliche Art bey einem gewissen Herrn Abte Destival, den ich niemals etwas habe zuwider thun wollen, Verdruß gemacht. Wenn sie mir ihre Meynungen, und noch mehr die Erfahrung, die sie entweder selbst, oder durch andere, von den Wirkungen dieser Art zu bethen haben, schreiben wollen; so werde ich solches, mein Herr, als eine sehr große Gewogenheit ansehen. Ich schätze dergleichen Geschichte sehr hoch, wenn sie durch den Canal eines aufrichtigen und verständigen Mannes, wie sie sind, der aus einer unbesonnenen Leichtgläubigkeit keine Tugend macht, kommen. Ich halte dieses für Neuigkeiten aus einer andern Welt, welche dienen, von dieser abzuziehen.

LXI. Brief.

Ueber die Antwort auf den vorhergehenden Brief.

Ich habe weiter nichts zu thun, mein Herr, als ihnen für die Erläuterungen zu danken, die sie mir in dem Briefe, den ich von ihnen erhalten, zu geben die Gütigkeit gehabt haben. Ich bitte sie nur, zu untersuchen, ob nicht in dem

Aus-

Ausdrucke, Gebeth des Glaubens eine Zweydeutigkeit liegt, und ob sie nicht den Geist des Glaubens mit der Haushaltung des Glaubens vermengen. Ich halte dafür, dasjenige, was sie das Gebeth des Glaubens nennen, sey dasjenige, welches mit der Haushaltung des Glaubens übereinkömmt, nach welcher Gott gewollt hat, daß wir von vielen äußerlichen Dingen, mit welchen er die Ausübung der christlichen Religion verbunden hat, abhängen sollen; anstatt dasjenige, was andere gemeiniglich das Gebeth des Glaubens nennen, dasjenige ist, welches, ohne von diesen äusserlichen Mitteln abzuhängen, verrichtet wird, und bey welchem sich die Seele nur durch den Glauben erhält, der ihr sagt, Gott sey selbst in ihrem Herzen gegenwärtig, und welche sich durch diesen bloßen Blick auf das tiefste vor ihm erniedrigt, und stille schweigt, um ihn anzuhören, und ihn, vermittelst eines bloßen Blicks des Glaubens, in seinen Vollkommenheiten zu verehren und anzubethen.

LXII. Brief.

Man kann sich auf die Weissagungen, mit welchen sich gewisse Leute abgeben, gar wenig verlassen

An Mademoiselle Pieterson, zu Brüssel.

Ich mag, Mademoiselle, nicht Bürge für die Wahrheit seyn, die den Innhalt dieses Briefes ausmachen wird, und darinnen besteht, daß man ihnen einen nahen Tod prophezeiht hat, und daß sie dadurch ganz ausserordentlich beunruhiget worden. Vielleicht ist die Prophezeihung eine Einbildung, und die Unruhe noch mehr. Es mag nun aber diese Nachricht wahr oder falsch seyn, so giebt sie mir doch Gelegenheit, ihnen einen Beweiß von der Fortdauer meiner Hochachtung und Neigung durch den Antheil, den ich mich daran zu nehmen verbunden achte, so wie ich kann, zu geben. Setzen sie also voraus, diese Nachricht sey wahr, wenigstens indem sie diesen Brief lesen, und aus demselben sehen, was ich ihnen wegen dieser Prophezeihung und Unruhe zu sagen habe.

Ich will mich, Mademoiselle, nicht dabey aufhalten, ihnen den Propheten zu beschreiben. Da ich ihn nicht kenne; so würde ich nur ungefähr von ihm reden können. Es scheint aber doch wenigstens, daß es ihm an Einsicht und

Klug-

Klugheit gemangelt, als er ihnen diesen Gedanken mitgetheilt. Denn ich kenne nicht leicht jemanden, dem er weniger nützlich wäre, als Ihnen; da sie Gott durch seine Führung in einen Zustand setzt, in welchem dergleichen Irrthümer sich nicht für sie schicken; und dieses soll ihnen Anlaß geben, zu glauben, daß der Geist Gottes nicht viel Antheil an dem Eindrucke hat, der ihn bewogen, ihnen dieses zum voraus zu sagen.

Gott hat nicht nur, um die Menschen in einer beständigen Wachsamkeit zu erhalten, gewollt, daß die Zeit ihres Todes ihnen unbekannt seyn solle; sondern auch, um die Schwachheit derer von seinen Kindern zu schonen, die von diesem Gegenstande garzu sehr würden gerührt werden. Er geht nur, Mademoiselle, um wichtiger Ursachen willen, von diesem Verhalten ab, als um einen verstockten Sünder zu erschrecken; den Menschen einige in die Augen fallende Beweise von seiner Gerechtigkeit zu geben, dergleichen derjenige war, als er den Tod Julianus des Abtrinnigen vorhersagen ließ; oder um eine Seele, die nach ihrer Erlösung seufzt, zu trösten. In Ansehung ihrer sieht man keinen Anschein zu einen von diesen göttlichen Absichten, und da scheint vielmehr, diese vermeynte Offenbarung habe in ihnen nur eine unnütze und gefährliche Unruhe hervorgebracht; und so hat sie gar nicht das Ansehen eines göttlichen Eindrucks. Ich weiß wohl, daß Gottes Wege oftmals gar sehr verborgen, und von den unsri-

gen sehr weit entfernt sind. Aber hieraus folgt nicht, daß wir alles für eine göttliche Absicht halten sollen, was man dafür ausgiebt, wenn wir nichts daran wahrnehmen, das es anzeigt. Denn wenn das göttliche Verhalten bisweilen verborgen und unerforschlich ist; so giebt es sehr oft bey den Menschen Eindrücke der Einbildung, die sie für Offenbarungen halten.

Es scheint also nicht sonderlich, Mademoiselle, daß der gute Vater, dem ihr gegenwärtiger Zustand nicht bekannt gewesen ist, eine sehr deutliche Kenntniß von der Zukunft, oder in Ansehung Ihrer die ausserordentliche Gabe der Prophezeihung gehabt, weil er bey dieser Gelegenheit nicht einmal die Gabe einer ganz gewöhnlichen Einsicht und Unterscheidung gehabt hat. Ich gehe aber noch weiter, und wenn sie auch Ursache hätten, zu glauben, er wäre den größten Heiligen, welchen Gott die größte Gnade erwiesen, gleich; so behaupte ich doch, daß sie dieser vorgegebenen Offenbarung keinen Glauben beymessen, noch sie in ihr Verhalten einen Einfluß haben lassen sollen.

Wenn auch sogar diejenigen, die dergleichen ausserordentliche Gaben erhalten, so beschaffen sind, wie sie seyn sollen; so machen sie sie doch niemals zu einem Grunde oder einer Regel ihres Verhaltens. Und wenn sie nicht umhin können, sie zu glauben, weil die Prophezeihung in Ansehung desjenigen, der sie bekömmt, mit einer Art von Ueberzeugung verbunden ist; so handeln sie doch niemals

nach

nach dieser Einsicht allein; und es ist dieses ein Regel, welche die heilige Theresia in ihrem ganzen Leben beobachtet hat, und von welcher wenig Heilige abgewichen sind. Wenn aber von Offenbarungen die Rede ist, die ein anderer gehabt zu haben vorgeben würde; so verlangt Gott von uns, daß wir nicht darauf achten sollen; weil dieses das Licht nicht ist, das er uns gegeben hat, daß wir unser Verhalten darnach einrichten sollen, und weil man fast niemals genugsam Ursach hat, sie zu glauben.

Es heißt, Mademoiselle, der Gerechte lebt aus dem Glauben; Röm. 1, 17. es wird aber nicht gesagt, er lebe aus besondern Offenbarungen. Nun heißt aber aus dem Glauben leben, sich nach dem Glauben freuen, betrüben, fürchten und hoffen. Folglich würde, sich nach besondern Offenbarungen fürchten, hoffen, betrüben und freuen, heißen, etwas anderes, als den Glauben, zum Grunde oder zur Regel unsers Verhaltens machen, und auf eine Art, die nicht christlich ist, handeln; weil es keine christlichen Handlungen giebt, die nicht von dem Glauben sollen eingerichtet uud geleitet werden. Es hat auch Gott, damit wir uns bey allen den Gedanken, die man für Offenbarungen ausgiebt, nicht aufhalten mögen, so viel Ungewißheit darein gelegt, daß ein kluger Mensch, der, nach Gottes Befehle, den Fehler einer unbesonnenen Leichtgläubigkeit vermeiden will, ihnen, vor dem Erfolge, kluger Weise keinen

Glauben beymessen kann. Und man hat auch oftmals nach dem Erfolge noch Ursache zu zweifeln, ob das, was man für eine Weissagung ausgiebt, nicht ein ganz natürlicher Eindruck der Einbildung war; weil Leute, die nichts weniger, als Propheten, sind, bisweilen das wahre auf eine wunderbare Art von ungefähr finden.

In den Anmerkungen des Herrn von Palafox, Bischofs von Osme, zu den Briefen der heiligen Theresia, wird erzählt, sie sey nach ihrem Tode einer Superiorinn ihres Ordens erschienen, um ihr zu sagen, sie solle ihre Nonnen nicht durchgängig die Bücher ihres Lebens lesen lassen, um sie nicht an die Erscheinungen zu gewöhnen; weil, wie sie zu ihr sagt, von hundert Erscheinungen kaum eine wahr wäre. Wenn es nun so schwer ist, bey den Erscheinungen, die von dem gemeinen Zustande des menschlichen Verstandes noch entfernter zu seyn scheinen, das, was eine Wirkung der Einbildungskraft ist, von dem, was ein göttlicher Eindruck ist, zu unterscheiden; wie viel schwerer ist es nicht noch bey den Weissagungen, die von den gewöhnlichen Gedanken noch weniger unterschieden sind, als die Erscheinungen? Und wie viel leichter ist es nicht, daß ein Gedanke, der etwas mehr, als gewöhnlich, lebhaft ist, für eine Prophezeihung in einem Verstande gehalten wird, dessen Einbildung sich an die Bilder, die sich ihm eindrucken, stark hängt?

War-

Warum sollte dieses nicht gemeinen Menschen begegnen, da es bisweilen den größten Heiligen begegnet? Denn der heilige Chrysostomus hatte z. B. eine so lebhafte innere Empfindung, daß er von dem Orte, wohin er war verwiesen worden, wieder zurückkommen werde, daß er kein Bedenken trägt, die heilige Wittwe Olympiade verschiedenemal davon zu versichern, indem er sich nicht auf menschliche Ursachen, sondern auf den Eindruck, den er empfand, gründete. Und ob er gleich diesen Gedanken nicht für eine Prophezeihung ausgiebt; so sieht man doch, daß er davon überzeugt war, und auch andere davon überzeugen will. Indessen zeigte es sich, daß dieser Eindruck nicht wahr war, und Gott wollte haben, er sollte ihn ehren, indem er im Elende stürbe, und diejenige niemals wieder sähe, die er doch vielmals versichert hatte, er werde sie vor seinem Tode wieder sehen. So sind auch noch sehr viel heilige Personen gar sehr überzeugt gewesen, der jüngste Tag wäre nahe, und der Antichrist vor der Thüre; welches dem heiligen Augustinus Gelegenheit gegeben hat, seine großen und gründlichen Einsichten zu zeigen, indem er diese Gedanken in dem vortrefflichen Briefe *), den er deswegen geschrieben, widerlegt hat.

Es ist also nichts sicherer, und es kömmt auch nichts mit der Wahrheit mehr überein, als daß sie sich unter die Führung des Glaubens bege-

*) Ep. 199.

ben, die Offenbarungen gelten lassen, was sie gelten, und alle Unruhen, die daraus entstehen können, für eine Versuchung halten. Das verlangt Gott bey diesen Gelegenheiten von ihnen, und hierzu verpflichtet uns die Treue, die wir ihm schuldig sind. Wenn sie in ihrem Verhalten etwas ändern sollten, so müßte es nach dem Glauben, und nicht nach Offenbarungen, geschehen. Ich irre mich aber sehr, wenn die Unruhe, in welche sie, wie man sagt, diese Nachricht gesetzt hat, nicht eine leere Unruhe ist, die ihnen nichts besonderes und deutliches in ihrem Leben zu ändern vorstellt; die ihnen, in Ansehung ihrer Pflichten, kein Licht giebt, und welche selbst durch ihre Unnützlichkeit zu erkennen giebt, daß sie eine Versuchung des Feindes, und kein göttlicher Eindruck ist.

Wenn man von diesen Grundsätzen überzeugt, und ihnen zu folgen entschlossen ist; so ist man gewissermassen von der Unruhe frey, auch sogar, wenn man sie empfindet, und noch von ihr in Bewegung gesetzt wird; weil, wenn sie die Seele betrübt, sie sie doch nich beherrscht. Denn man muß die Bewegung, welche traurige Gegenstände in unserer Einbildungskraft verursachen, nicht so leicht stillen wollen. Es ist genug, daß man sich ihnen nicht überläßt, und thut, was man kann, um sich davon zu befreyen; und eine so eingeschränkte Unruhe ist weiter nichts, als eine Prüfung, die man mit Geduld ertragen muß, wie alles an-

dere

dere Elend, von welchem wir, nach Gottes Zulassung, in diesem Leben beunruhigt werden. Wenn ich nicht befürchtete, selbst ein Prophet zu werden; so würde ich ihnen sagen, daß, als ich die Nachricht von der Unruhe, welche ihnen diese vermeynte Offenbarung verursachet hat, bekommen habe, ich bey mir selbst daraus geschlossen, daß sie dem Sterben nicht nahe sind, weil sie sich so sehr vor dem Tode fürchten, und daß ich anfangen werde, ihn in Ansehung ihrer mehr zu befürchten, wenn sie sich gar nicht mehr vor ihm fürchten werden. Und dieser Gedanke gründet sich, Madamoiselle, auf die Vernunft und die Erfahrung. Denn wenn Gott sieht, daß es den Seelen nicht nützlich ist, ihre Kräfte zu kennen, wenn sie sie nicht nöthig haben, so läßt er oftmals zu, daß sie auf eine solche Art erschüttert werden, um sie in der Demuth zu erhalten. Er stärkt sie aber und befestigt sie, wenn sie wirklich Kräfte und Standhaftigkeit nöthig haben. Und darum trägt es sich bey frommen Seelen, die in ihrem Leben von der Furcht vor dem Tode gar sehr sind beunruhigt worden, oftmals zu, daß sie in der Krankheit, an welcher sie sterben, ganz davon befreyt sind; weil Gott alsdenn die Kraft seiner Gnade zeigt, und die Gebethe und guten Werke, die sie in ihrem Leben, um von dem Schrecken des Todes befreyet zu werden, erreichet haben, anfangen, ihre Wirkung zu zeigen.

Sie haben alle Ursache, Mademoiselle, diese Gnade von der Güte Gottes zu hoffen, und das so zärtliche Verlangen, welches sie nach der heiligen Communion haben, selbst als ein Unterpfand, das er ihnen davon giebt, anzusehen. Denn das ist der Leib, von welchem geschrieben steht: O Tod! ich werde dein Tod seyn! O Hölle, ich werde dein Untergang seyn! Hos. 13, 14. Das ist das Himmelsbrod, welches diejenigen, die es essen, vor dem Tode bewahrt. Das ist das Brod, von welchem es heißt: Derjenige, der es ißt, wird ewig leben. Joh. 6, 59. Welche Ursache, sich vor dem Tode zu fürchten, würde wohl diejenige haben, der Gott so oftmals einen Leib, der den Tod überwindet, und die Quelle des Lebens ist, mit so besondern Merkmalen seiner Güte giebt. Haben sie nicht vielmehr Ursache ihm zu wünschen, und zu Gott, den sie vielmehr immer besitzen, zu sagen: Herr, nun lassest du deine Magd im Frieden fahren, wie du gesagt hast. Luc. 2, 29. Weil derjenige, der Gott besitzt, und ihn liebt, in dieser Welt nichts mehr zu befürchten hat.

Ich bin versichert, Mademoiselle, daß sie es wirklich sagen, und daß sie ihr Leben immer in ihren Händen haben, um es ihm darzubringen, nach den Worten, da es heißt: *Anima mea in manibus meis semper.* Ps. 118, 109. Und die Unruhe, die sie empfunden haben, ist kein Merkmal, daß sie nicht aufrichtig so gesinnt sind. Denn es ist kein Zweifel, daß der heilige Apostel

Pe-

Petrus so gesinnet war; und dennoch verspürte er den Widerstand der Natur, als er in den Tod gehen mußte, weil es ihm Jesus Christus vorhergesagt hatte. Es ist genug, daß es das Herz sagt, und daß es Gott über die Natur erhebt, wie er das ihrige über sie erhebt, und es über sie erheben wird, wenn sie diese Kraft nöthiger haben werden.

LXIII. Brief.

Daß man aus den verschiedenen Urtheilen der Menschen, und ihren vorgefaßten Meynungen in Ansehung unsers Verhaltens wenig machen soll.

An den Herrn von Sacy.

Es sind, mein Herr, seit ungefähr drey Jahren so mancherley Urtheile über mich gefället worden, daß ich den Nutzen davon zu haben glaube, daß ich dabey etwas weniger fühlbar, und weniger geneigt bin, sie zu errathen. Ich mache jetzo sehr wenig aus den vorgefaßten Meynungen, die mir nicht ausdrücklich bekannt werden. Da mir also von der Sache, von welcher sie mir zu schreiben die Gütigkeit gehabt haben, nichts gar zu ausdrückliches ist bekannt geworden; so hat das, was ich von der Gesinnung meiner Freunde aus

ge-

gewissen Handlungen hätte muthmaßen können, wenig Eindruck in mich gemacht. Was aber sie anbetrifft, mein Herr! so kann ich sie versichern, daß mir, in Ansehung ihrer, nicht der geringste Verdacht eingefallen ist; und daß, wenn mir auch einer eingefallen wäre, er mir nicht beschwerlich würde gewesen seyn. Wenn man die Güte und Billigkeit einer Person genugsam kennt, um versichert zu seyn, daß, wenn sie auch gleich wäre eingenommen worden, sie dennoch Gelegenheit zu haben wünscht, ihre Eindrücke fahren zu lassen, und daß sie allzeit bereit ist, dasjenige geneigt anzuhören, was man, um ihr eine Erleuterung darüber zu geben, ihr sagen will; so ist man wegen des Verdachts, den wir durch unser Verhalten bey ihr können erregt haben, weit weniger verlegen. Das ist nun, mein Herr, eigentlich der Begriff, den ich allzeit von Ihnen gehabt habe, und ich sehe nicht, daß man mit Recht von jemanden etwas mehr fordern könne, als was ich von ihnen gewiß zu erlangen hoffe. Denn es würde gar zu unbillig seyn, wenn man verlangte, wir sollten dergestalt von Fehlern frey seyn, daß es uns sehr unrecht thun heißen würde, wenn man glaubte, wir könnten menschliche Fehler begehen. Auch so gar alsdenn, wenn wir am meisten Recht zu haben glauben, sollen wir allemal befürchten, uns in demjenigen zu irren, was wir uns auf das deutlichste zu sehen einbilden. Und so sollen wir uns freuen, wenn wir Gelegenheit haben, klugen

und einsichtsvollen Personen von unserem Verhalten Rechenschaft zu geben. Die Welt ist voller Leute, die sich gern betriegen, und welche an sich selbst nicht sehen, was andere an ihnen sehen. Und das soll für uns hinlänglich seyn, uns, in Ansehung unser, vor demjenigen zu fürchten, wovor sich, wie wir sehen, so viele Leute, in Ansehung ihrer, nicht genugsam fürchten, und auch sogar in die Sachen, von welchen wir am meisten versichert zu seyn glauben, Mißtrauen zu setzen.

Ich kann ihnen sagen, mein Herr, daß, wenn ich bey allem, was vorgegangen ist, in einem und dem andern Stücke geirrt habe, es nicht anders, als auf diese Art, hat geschehen können, und weil ich fest davon überzeugt gewesen bin, welches indessen ein allgemeines Mißtrauen nicht ausschließt. Ob ich gleich in vielen Dingen wegen der verschiedenen Sachen, die mir dabey einfallen, zweifelhaft und unentschlossen bin; so bin ich doch bey dem allen von meinen Gedanken nicht beunruhiget worden. Ich habe nur einen Weg gesehen, ich bin ihn gegangen, weil mir alle übrige aus Gewissensursachen, die mich vollkommen überzeugten, versperrt zu seyn schienen. Sie sehen wohl ein, mein Herr, daß ich nur von Haupt- und wesentlichen Sachen rede; denn, was die Art und Weise anbetrifft, so liegt in derselben allzeit etwas, in Ansehung dessen ich es anders machen würde, wenn ich wieder von vorne anfangen sollte. Ich kann sogar nicht sagen, daß ich, in Ansehung der Sachen,

chen, die ich wesentliche nenne, das, was sich zugetragen hat, nicht vorhergesehen hätte. Denn vom Anfange dieser Sache an, bildeten sich alle Folgen derselben so deutlich in meiner Einbildungskraft ab, daß ich von nichts bin überrascht worden. Ein jeder handelte, wie ich vermuthete, daß er handeln würde. Aber alles dieses wurde von alten und neuen Ursachen, die ich im Kopfe hatte, dergestalt hingerissen, daß ich niemals einigen Zweifel haben konnte. Da ich nun also gleich bey diesen großen Unruhen genöthigt worden bin, meinen Aufenthalt sechzehnmal zu verändern, ohne mich selbst im geringsten zu ändern; so habe ich doch allzeit in einer gewissen Art von Ruhe und Friede gelebt, weil, da ich sah, daß ich nichts anders thun konnte, als was ich that, die Nothwendigkeit mir ein Merkmal des göttlichen Willens zu seyn schien.

Sie, mein Herr, werden alles, was ich ihnen hier sage, schwerlich verstehen; aber alles, was sie daraus schließen sollen, besteht darinnen, daß es in diesem allen viel Sachen giebt, die sehr wenig von denen verstanden werden, welche davon urtheilen und reden wollen. Ich habe immer gewünscht, Gelegenheit zu haben, ihnen eine mündliche Erläuterung darüber zu geben. Denn ob ich gleich über diese Sache verschiedenes geschrieben habe, das ich ihnen schicken könnte; so ist doch alles dieses, ob es gleich aufrichtig und wahr ist, etwas sehr weniges, und beruht nur

auf

auf gewissen äußerlichen Ursachen, weil es nur den übereilten Urtheilen derer Einhalt thun soll, mit welchen man nicht deutlicher reden kann.

Was dasjenige anbetrifft, was man meinen Vergleich nennt; so habe ich nicht gesehen, was man darwieder sagen könnte, indem ich fast gar keinen Antheil daran gehabt, und weder verbunden gewesen bin, zu schreiben, noch zu reden. Es ist die Wirkung einer Rede gewesen, die durch einen ungefähren Zufall veranlaßt wurde, und ich habe dabey weiter nichts zu thun gehabt, als das, was man mir anboth, anzunehmen, ohne etwas von mir zu verlangen. Ich habe also nur bey mir überlegen dürfen, welche Partey ich von diesen beyden ergreifen wollte, ob ich nämlich das, was mir auf diese Art angebothen worden, annehmen, oder immer in der Irre herum gehen, unnütze, jedermann beschwerlich, und ein Gegenstand des Schreckens für die mehresten von meinen Freunden seyn wollte, die sich vor meinen Besuchen und Briefen fürchten, wie man sich vor den Erscheinungen der Gespenster und Geister fürchtet; denn die Welt ist voll solcher Leute, die in Ansehung anderer die Großmuth, in Ansehung ihrer aber die Sicherheit lieben.

Der Entschluß, den ich gefaßt habe, mich vielmehr auf gewisse, als auf andere Studien, zu legen, ist keineswegs eine Wirkung meines gegenwärtigen Zustandes, noch des Verlangens nach Ruhe, noch auch der Furcht, welche die Welt sich

einzubilden sich das Vergnügen gemacht hat; sondern sehr vieler Ursachen und sehr alter Entschließungen. Es ist wahr, daß ich nicht verdrießlich darüber gewesen bin, daß man es gewußt hat, weil der gegenseitige Eindruck für mich gefährlich würde gewesen seyn, und ich gesehen habe, daß es eine Art von Liebe und Vorsichtigkeit ist, die man niemals gegen diejenigen auszuüben unterlassen hat, in Ansehung derer man es hat thun können, indem man z. B. vom Herr von Tillemont gesagt hat, er lege sich nur auf die Kirchengeschichte, und so auch von andern. Was aber die Erwählung dieser Beschäftigungen an sich anbetrifft; so ist sie mehr, als sechs Jahre älter, als alles, was sich zugetragen hat, und ich habe mich nur mit vieler Ueberlegung dazu entschlossen. Ich gestehe ihnen also, mein Herr, daß die Reden vieler meiner Freunde wenig Eindrucke in mich gemacht haben, weil sie mir nur auf verwegenen Muthmaßungen zu beruhen scheinen. Ich kann ihnen aber auch sagen, daß sie die aufrichtige Hochachtung und Neigung, dich allzeit gegen sie gehabt, nicht im geringsten vermindert haben. Ich habe sie als ein menschliches Elend, und als eine Warnung angesehen, die Gott an mich ergehen lassen, in Ansehung ihrer zu unterlassen, was sie in Ansehung meiner nicht unterlassen hatten.

Uebrigens habe ich die Ruhe, welche mir, wie es schien, der Aufenthalt in dieser Stadt verschaf-

schaffen sollte, noch sehr wenig genossen, weil ich in ihr sehr verwirrte Familiensachen angetroffen habe, die ich auf die kürzeste Art habe ausmachen müssen, welche darinnen besteht, den Verdruß über sich zu nehmen, und seine Ruhe zu verkaufen. Ich habe noch andere von einer andern Art gehabt, die mir nicht weniger zu schaffen gemacht haben. Bey dem allen thut man aber doch auch etwas weniges, so viel, als es ein nicht gar zu gesunder Kopf und böse Augen erlauben wollen. Ich habe aber dabey gar nicht die Absicht, der Kirche große Dienste zu leisten. Ich habe weder die erforderliche Geschicklichkeit, noch den Beruf dazu. Es ist also die erste Absicht, die ich bey allem, was ich thue, habe, diese, zu sehen, ob es gut seyn würde, mich damit zu beschäftigen, wenn ich allein in der Welt wäre. Wenn ich das dabey finde; so halte ich dafür, es soll dieses bey mir die Stelle eines jeden Berufs vertreten, weil ein jeder berufen ist, sich selbst zu erbauen. Findet es sich dabey, daß das, was ich thue, auch andern nützlich seyn kann, so mag es seyn. Es ist wahr, daß ich auch sogar sehr geneigt seyn würde, diese Arbeit liegen zu lassen, wenn ich einen Ort gefunden hätte, wo ich mein Leben theils mit der Verwaltung eines Amts, theils mit Lesen und einigen andern kleinen Beschäftigungen, die dasselbe ausfüllten, zubringen könnte, und ich lasse die Hoffnung nicht sinken, einmal einen solchen Ort zu finden. Wenn es Gott gefäl-

fällig ist; so wird es geschehen. Indessen muß ich die müßige Zeit, die ich hier haben werde, so gut, als möglich, anzuwenden suchen. Ich ersuche sie, Gott für mich darum zu bitten; denn es ist oftmals eben so schwer, die Ruhe wohl anzuwenden, als die Unruhe. Was aber meine Gesinnung gegen sie anbetrifft; so können sie versichert seyn, mein Herr, daß meine Hochachtung und Neigung gegen sie durch alle diese widrigen Zufälle vielmehr sind vermehrt, als vermindert worden; und ich bin weit mehr als jemals, in der That und Wahrheit, mein Herr, Dero, ꝛc. ꝛc.

LXIV. Brief.

Zu welchen Pflichten die Liebe uns unter einander verbindet.

Es würde nichts von geringerem Nutzen seyn, als wegen des Ablebens der Frau B. **** an sie zu schreiben, wenn diese Pflicht nicht einen andern Zweck, als sie zu trösten, hätte. Sie werden sowohl in ihrer Gottesfurcht, als auch in der Gottesfurcht derer, die um sie herum sind, so viel Trost antreffen, daß ich so einfältig nicht bin, zu glauben, daß sie welchen von mir erwarten. Ich habe aber gedacht, Mademoiselle, daß diese Pflichten, die denen, welchen man sie erweißt, nicht allemal nützlich sind, denen, die sie erweisen,

allzeit nützlich seyn können. Denn wenn wir so beschaffen wären, wie wir es seyn sollten; so würden wir in allem, was andern begegnet, zu unserm eigenen Unterrichte etwas finden; wir würden alle Gesinnungen annehmen, die sie haben sollten; wir würden uns freuen, wenn es ihnen wohl gienge, und uns betrüben, wenn es ihnen übel gienge! und so würden wir von dem einen und dem andern Nutzen haben. Nach der eingeführten bürgerlichen Höflichkeit sagt man, man thue alles dieses, ob man gleich gemeiniglich nicht gar zu wahr redet. Es ist aber doch auch dieses nicht ganz falsch, wenn man ein aufrichtiges Verlangen hat, es zu thun. Es heißt gewissermaaßen alle diese Gesinnungen haben, wenn man sie zu haben wünscht; weil es die Liebe haben heißt, wenn man die Liebe liebt. Diese von der Gewohnheit eingeführten Pflichten geben uns also zu gleicher Zeit die Gesinnungen zu erkennen, die wir haben sollten, und verschaffen uns Gelegenheit sie auszuüben. Es geschieht also eigentlich nicht um ihrent, sondern um meinetwillen, daß ich mir die Freyheit nehme, ihnen zu sagen, Mademoiselle, daß unter den Gedanken, zu welchen uns das Absterben der Personen, mit welchen wir vereinigt gewesen sind, Anlaß geben soll, wie ich dafür hielte, dieser einer ist, daß, weil dieses Absterben dem Umgange, den wir nach Gottes Willen mit diesem Geschöpfe haben sollten, ein Ende macht, es folglich auch dem Dienste und Amte, welches uns

Gott in Ansehung ihrer aufgetragen hatte, ein Ende macht. Denn wir können mit einer solchen Person in keiner Vereinigung und Verbindung stehen, ohne daß uns Gott zu einigen Pflichten und zu einem Amte gegen sie verpflichtet. Wir sind, nach dem Ausspruche der Schrift, alle mit unserem Nächsten beschwert, und wir sind wenigstens gegen einen jeden, er sey, wer er wolle, zu diesen beyden allgemeinen Pflichten, ihn zu erbauen, und ihm nicht zu schaden; uns das Gute, so wir an ihm sehen, zu Nutze zu machen, und ihm in allen, was etwas böses an sich haben würde, nicht zu folgen, verbunden. Man kann nicht laugnen, daß dieses nicht eine wahre und wirkliche Pflicht sey, und folglich ist man verbunden, Gott Rechenschaft davon zu geben, und zu untersuchen, wie man sie beobachtet hat. Nun giebt es aber keine Zeit, da man nicht mehr verbunden wäre, es zu thun, als wenn, nachdem diese Pflichten mit dem Tode dieser Personen ihre Endschaft erreicht haben, weiter nichts mehr übrig bleibt, als Rechenschaft davon zu geben. Aber, wird man sagen, welche Fehler kann man nicht bey den mehresten von diesen menschlichen Verbindungen mit Leuten, die man weder unterrichten, noch bestrafen kann,, begehen? Man kann, Mademoiselle, bey ihnen unzählige Fehler begehen. Man ist allzeit verbunden, mit ihnen nicht anders, als nach Wahrheit, zu reden, und nur Bewegungen der Liebe gegen sie blicken zu lassen. Man ist verbunden,

ihnen nicht zu schaden, indem man sie in ihren Leidenschaften nicht gestärkt, und ihnen die unsrigen nicht einflößt. Nun heißt es aber sie ihnen einflößen, wenn man sie ihnen zeigt, weil eine jede Bewegung der Begierde, so fein und unmerklich sie auch immer seyn mag, etwas ansteckendes an sich hat, das einen üblen Eindruck in die Seele macht. Wie viel solche können sich nicht, Mademoiselle, bey dem Umgange, den wir mit den Geschöpfen haben, einschleichen. Denn, da wir nicht allemal nach der Liebe reden und handeln, so folgt daraus, daß man bisweilen nach der Begierde handelt, und oftmals bey dem Umgange mit Weltmenschen nichts anders thut, als das man einander Wunden schlägt, die sich desto mehr vermehren, weil man nicht nur diejenigen bekömmt, die man uns zufügt, sondern auch den Gegenstoß von denen, die man ihnen zufügt, bekömmt, weil man andere nicht verletzen kann, ohne zugleich sich selbst zu verletzen. Man merkt es zwar mehrentheils nicht. Wenn man aber die Anzahl dieser Unterlassungen und der kleinen Aergernisse, die man den Nächsten giebt, nicht eigentlich weis; so kann man doch wenigstens wissen, daß sie groß ist, und daß man große Ursache hat, sich deswegen vor Gott zu demüthigen.

Wenn nun Mademoiselle, wie man den nicht daran zweifeln kann, alle menschliche Verbindungen so beschaffen sind; so folgt, daß die Liebe, die man den Todten erzeigt, in diesem Stücke glücklicher

licher ist, als diejenige, die man zu den Lebendigen trägt. Man kann den Lebendigen schaden und dienen, und man schadet ihnen oftmals mehr, als man ihnen dient; aber den Todten kann man nicht schaden, und man kann ihnen vielmehr dienen, indem man für sie Gott das Opfer eines zerknirschten und gedemütigten Herzens darbringt.

Das ist es, Mademoiselle, was ich mir in Ansehung ihrer selbst gesagt habe. Und wenn ich es mir recht gesagt hätte; so würde ich sagen können, ich hätte dasjenige beobachtet, was ich ihnen bey dieser Gelegenheit schuldig wäre. Wenigstens habe ich es gewünscht, weil ich, wie ich dafür halte, sie mit aller Aufrichtigkeit versichere, daß ich mit aller Hochachtung bin, Madewoiselle ꝛc.

LXV. Brief.

An eine Nonne, die nicht wußte, ob sie das Amt einer Priorinn länger verwalten sollte, oder nicht, indem sie befürchtete, Gott möchte es nicht haben wollen, weil sich ihr Superior ihrer ferneren Verwaltung dieses Amtes widersetzt hatte.

Es ist nicht zu verwundern, meine ehrwürdige Mutter, daß sie durch einen Zufall, wie derjenige ist, den sie beschreiben, sind beunruhiget worden. So oft man sich in seiner Hoffnung betro-

trogen steht, und von denjenigen gehindert wird, von welchen man etwas ganz anders erwartete; wenn es Personen sind, die man ehren soll, und auch wirklich ehrt; wenn man nicht recht versichert ist, daß sie sich in dem Urtheile, welches sie über uns fällen, irren, aber auch nicht deutlich sieht, daß sie sich nicht irren; so entsteht eine Vermischung verschiedener Bewegungen und Gedanken, welche die Seelen in Unordnung bringen und beunruhigen. Man liebt die Aemter nicht, man hasset sie aber auch nicht so sehr, daß man sich freuete, davon befreyt zu werden, es geschehe, auf welche Art es wolle. Die Eigenliebe behält sich diesen Schlupfwinkel allemal vor; sie will sich gern mit Ehren aus der Sache helfen, aber nicht durch Mittel dazu gezwungen werden, die eine Arglistigkeit verrathen. Weil sie nun hier einige wahrzunehmen glaubt, so hat sie ihr Mißvergnügen etwas deutlicher zu erkennen geben, als sie es würde gethan haben, wenn die Sachen anders gegangen wären. Wenn man hingegen genöthigt ist, das Joch einer Superiorinn zu tragen; so sehe man gern, daß es mit allgemeinem Beyfall geschehe. Das gefällt dem menschlichen Verstande, und es ist ihm zuwider, wenn die Sache anders geht. Wenn indessen, meine ehrwürdige Mutter, diese Wirkungen bey dergleichen Gelegenheiten menschlich und natürlich sind; so muß man sich durch den Glauben über die Natur erheben, und einsehen, daß sie uns beunruhigt, und nicht der Geist

Gottes. Die Unruhen der Menschen sind eitel, spricht David: *Verumtamen vane conturbatur omnis homo.* Ps. 38, 12. Und wenn wir das göttliche Gesetz so liebten, wie wir es lieben sollten, so würden jene bey solchen Gelegenheiten ganz ruhig bleiben, und durch nichts von dem, was die Menschen wider uns thun, sagen, oder denken können, beunruhigt werden: *Pax multa diligentibus legem tuam, et non est illis scandalum.* Ps. 118, 165.

Uebrigens ist es kein Beweiß, daß es nicht Gottes Wille gewesen sey, daß sie Priorinn wurden, weil ihr Superior darwider gewesen ist. Denn die Wahl hieng nicht von ihm ab, und setzte voraus, daß sie nichts dazu beygetragen hatten. Es ist nur ein Beweiß, daß Gott ihre Erwählung mit diesem Umstande hat haben wollen. Gottes Wille richtet nicht nur das Wesentliche der Begebenheiten, sondern auch sogar die geringsten Umstände derselben ein, und er hat seine Absichten bey den Umständen eben so wohl, als bey der Sache selbst. Gott hat gewollt, daß sie Superiorinn wurden; er hat aber auch zu gleicher Zeit gewollt, daß es mit dem Gewichte der Widersetzung der Person, die sie vorzüglich ehren, geschehen sollte. Er hat dafür gehalten, sie hätten diesen Umstand nöthig, und damit sie, indem er verhinderte daß sie nicht vollkommen versichert wären, daß ihre Erwählung eine Wirkung seiner Barmherzigkeit ge-

gen

gen sie wäre, ihr Amt mit mehrerer Demuth und Furcht verwalten möchten.

Es ist zu verwundern, meine ehrwürdige Mutter, wie ungewiß und dunkel Gott alles in diesem Leben zu machen sucht, damit er uns dadurch in der Demuth erhalten möge. Man weis niemals gewiß, was man in seinen Augen ist, und auch nicht, ob daß, was uns begegnet, etwas gutes oder etwas böses, eine Wirkung seiner Gerechtigkeit oder seiner Barmherzigkeit, ist. Das böse kann ein Anfang unserer Strafe seyn. Das Gute ist noch ungewisser, als das Böse. Und sogar die Tugenden, die er uns verleiht, tragen bisweilen etwas zu unserm Untergange, und hingegen die Sünden etwas zu unserm Heile bey. Woher wissen sie also auch, ob er es nicht, damit sie nicht so sehr an ihrem Amte hängen, und es mit mehrerer Demuth verwalten möchten, für nöthig erachtet hat, daß ihre Wahl mit diesem demüthigenden Zustande verbunden wäre. Und da sie es nicht wissen, so bleiben sie doch bey der Dunkelheit, in welcher er sie läßt, ruhig, und suchen sie sich durch eine genauere Ausübung aller Tugenden nützlich zu machen. Auf diese Art werden sie ihre Erwählung so gewiß machen, als sie es in diesem Leben seyn kann.

Der allgemeine Beyfall verursacht unvermerkt eine Art von Sicherheit, die dem Zittern und der Furcht, bey welcher wir, nach Gottes Willen, unsere Seligkeit schaffen sollen, gar sehr zuwider

ist.

ist. Die Ungewißheit erniedrigt und demüthigt hingegen die Seele. Und wenn sie sie nur nicht gar zu Boden schlägt, und sie das Herz hat, in den Finsternissen, mit welchen sie Gott umgiebt, fortzugehen; so ist dieses für sie eine große Hülfe, die wahre Demuth zu erlangen, welche der Grund des christlichen Lebens ist. Kurz, wenn sie von dieser Widersetzung des ehrwürdigen Vaters auf eine uneigennützige Art, und ohne Absichten der Eigenliebe darein zu mischen, urtheilten; so würde es für sie nicht nur etwas leichtes seyn, ruhig zu werden, sondern auch in der Ruhe selbst ein Mittel zu finden, viele Tugenden auszuüben. Denn sie wissen entweder die Ursachen, warum er ihre Wahl nicht hat begünstigen wollen, oder sie wissen sie nicht, und können sie auch nicht wissen. Wenn sie sie nicht erfahren können; so will Gott haben, sie sollen ruhig seyn, und es bey einem allgemeinen Gebethe bewenden lassen, in welchem sie Gott bitten, daß er ihre Finsternisse erleuchten, und nicht zulassen wolle, daß sie sich selbst betrügen. Wenn sie hingegen die Ursachen seiner Abneigungen wissen, und ein wirklicher Fehler, von welchem sie überzeugt sind, der Grund davon ist; so müssen sie ihren Fehler erkennen, und in Demuth gestehen, daß er Ursache gehabt hat, sich dieser Wahl zu widersetzen, und sie müssen sich alle Mühe geben, diesen Fehler zu verbessern, indem sie ihn aufrichtig und vom Grunde des Herzens bitten, ihnen dabey zu helfen und beyzustehen.

Es wird also dieser Vorfall für sie eine sehr gute Gelegenheit seyn, die ihnen behülflich ist, wachsamer zu seyn, und Gott desto eifriger um die Befreyung von diesem Fehler zu bitten. Wenn sie, nachdem sie die Ursachen des Verhaltens des Vaters gegen sie recht untersucht haben, überzeugt sind, daß er eingenommen gewesen ist, so sollen sie in ihrem Urtheile nicht so weit gehen, daß sie ihn verdammen; denn vielleicht irren sie sich; sondern sie sollen bey der Ungewißheit, in welcher sie Gott läßt, ruhig bleiben, und sich dieser göttlichen Fügung in Demuth unterwerfen. Denn gewiß, meine ehrwürdige Mutter, wir haben immer unrecht, wenn es uns wunderbar vorkömmt, daß die Menschen in Ansehung unser eingenommen sind, und sich irren. Denn wenn wir gleich nicht alle die Fehler, deren sie uns beschuldigen, an uns haben; so können wir doch nicht mit Grunde behaupten, daß unsere Handlungen so untadelhaft wären, daß man gar nicht Ursache hätte, uns wegen menschlicher Fehler im Ernste im Verdacht zu haben. Die größten Heiligen sind nicht frey davon gewesen. Man muß sich also diesem allgemeinen Gesetze in Demuth unterwerfen, und nicht verlangen, daß man davon soll ausgenommen seyn. Anstatt also, daß dieses in ihnen eine Abneigung gegen den Vater N. *** hervorbringen soll, so sollen sie vielmehr glauben, daß er deswegen nur desto geschickter ist, ihnen zu dienen. Irrt er sich in Ansehung ihrer; so ist es allemal mehr zu wünschen,

daß

daß er wider sie, als für sie, möge eingenommen seyn. Ist er wider sie eingenommen, so kann dieses weiter nichts thun als ihre Eigenliebe kränken, und sie von Aemtern entfernen, welches gut für sie ist. Ist er hingegen für sie eingenommen, so kann dieses machen, daß er ihnen bey ihren Fehlern schmeichelt, und daß kann sie in gefährliche Umstände verwickeln, welches weit schlimmer ist.

Nichts ist gefährlicher, als einen Beichtvater zu haben, der uns gar zu geneigt ist, und welcher, weil er mit unserer Eigenliebe einig ist, nur dient, uns in einer falschen Ruhe und einer eitlen Sicherheit zu erhalten Ich sehe also in dieser vorgefaßten Meynung des Vaters U.... wider sie, weiter nichts, als was ihrer Seligkeit zuträglich ist. Sie wird für sie, so lange sie das Amt einer Superiorinn verwalten, ein nützliches Gegengewicht, und eine Veranlassung seyn, mit ihm, vielmehr nach dem Glauben, als nach den Sinnen, zu leben, indem sie in ihm nur auf Gott sehen, und zu ihm ein eben so großes Zutrauen haben, als wenn er ihnen noch so sehr zugethan wäre. Und das wird, wenn ihre Zeit um ist, für sie ein geschicktes Mittel seyn, sich aus der Sache zu ziehen, und sich eine vollkommene Ruhe zu versichern. Darum wünsche ich, daß sie alsdenn ganz anders handeln möchten, als sie dießmal gehandelt haben.

Anstatt wissen zu wollen, was man wider sie thun und vornehmen wird, würde ich alle Schwe-

stern

stern bitten, ihnen nichts davon zu sagen, und ihrem Gewissen und dem Rathe, den man ihnen geben wird, zu folgen. Ich würde mich dem, was man wider sie würde vornehmen können, in keinem Stücke widersetzen; ich würde nicht darüber klagen, und mich ohne Rückhalt und ohne Widersetzlichkeit Gott überlassen, der sich am beßten offenbaret, wenn man nichts thut, und gar nichts sagt. Alle diese geheimen Unternehmungen können weiter auf nichts abzielen, als sie in den Haven zu führen, den sie wünschen sollen, und den sie in dem Alter, in welchem sie sich befinden, weit nöthiger, als jemals, haben. Vielleicht urtheilen sie auch wohl nicht gar zu billig von der Absicht des Vaters N **** und vielleicht kömmt seine Widersetzlichkeit von keiner Abneigung gegen sie, sondern bloß davon her, weil er es für die Communität nützlich hält, einer andern Superiorinn, die sie bildet, zu haben, damit sie nicht verlassen seyn möge, wenn sie sie nicht mehr haben wird. Es ist dieses eine sehr triftige Ursache, welche bisweilen Anlaß giebt, Superiorinnen, die weniger geschickt sind, andern, die es mehr sind, vorzuziehen, um nicht alle Regelmäßigkeit einer Communität von einer einzigen Person abhängen zu lassen. Und anstatt, sich dutch diesen Gedanken für beleidigt zu halten, soll man ihn vielmehr aus allen Kräften unterstützen. Sie sehen, meine ehrwürdige Mutter, daß ich ihnen verschiedene Vorschläge thue, die vielleicht mit der

Wahr-

Wahrheit der Sachen nicht übereinkommen. Ich halte aber doch dafür, daß sie in dieser Verschiedenheit einige finden werden, die sich für sie schicken, und daß sie wenigstens den Willen billigen werden, den ich gehabt habe, ihnen zu erkennen zu geben, welchen Antheil ich an ihrer Verlegenheit nehme, indem ich ihnen diese verschiedenen Mittel vorschlage. Denken sie dafür bey Gott an meine Bedürfnisse, die sich wegen der verschiedenen Erschütterungen, welche ich bald auf diese, bald auf jene Art verspüre, täglich mehren.

LXVI. Brief.

An eine junge Nonne. Von den Vortheilen des Klosterlebens.

Die Gnade des Klosterlebens ist, meine geliebte Schwester, eine von den Gaben, welche nur von denen, die sie empfangen, recht erkannt und eingesehen werden: *Quod nemo novit, nisi qui accepit.* So gerne ich also auch ihrem Verlangen, sie damit zu unterhalten, Genüge leisten möchte; so muß ich doch gestehen, daß ich die Vorstellung, die sie davon haben, nur vermindern kann, so lange sie noch den neuen Wein der Gnade schmecken. Weil aber Gott nicht zuläßt, daß diese Empfindungen immer gleich stark bleiben, oder doch wenigstens auf dieselbe Art verspürt werden;

so

so gestehe ich, daß sie wohl thun, daß sie sie auf beständige und dauerhafte Wahrheiten bauen, zu welchen sie, wenn ihr Eifer schwach wird, ihre Zuflucht nehmen können; und hierzu will ich durch den Aufsatz, den ich ihnen überschicke, etwas beytragen suchen.

Man kann es, meine geliebte Schwester, nicht recht einsehen, was für ein Glück es ist, die Welt zu verlassen, wenn man den Zustand des Menschen in diesem Leben, in Absicht auf die Welt, nicht kennt.

Der Mensch kann sich hier auf der Welt nur in zween Ständen befinden; entweder im Stande der Unschuld, oder im Stande der Sünde, und es ist in dem einen so vortheilhaft, als in dem andern, sie zu verlassen.

Man sieht sehr deutlich, daß die Welt für die Sünder sehr gefährlich ist, weil sie in der Welt die tödtlichen Wunden empfangen haben, und weil, da sie dadurch ungleich schwächer, als vor ihrem Falle, geworden sind, sie nöthig haben, sich zu heilen, indem sie sich von den Gegenständen, die sie verwundet haben, trennen. Es haben es aber auch die Gerechten selbst eben so nöthig, als die Sünder, weil, ob sie gleich gerecht sind, sie doch noch an einer sehr gefährlichen Krankheit darnieder liegen, welche die Krankheit der Begierde, das heißt der Liebe zu Ergötzlichkeiten zum Reichthume und zu unnützer Neugierigkeit ist. Denn obgleich diese Krankheit bey ihnen

nicht tödtlich ist; so kann sie es doch gar leicht werden, wenn man sie geringe achtet, vorsetzlicher Weise unterhält, und nicht bestreitet.

So lange man, meine Schwester, in diesem Leben ist, verspürt man allemal eine gewisse Neigung seine Sinne zu befriedigen, sich über andere zu erheben, seine eigene Ehre zu suchen, und tausenderley unnütze Dinge zu wissen. Wenn diese Neigungen anfangen uns zu beherrschen; so sind wir verlohren. Man muß ihnen also Widerstand thun; es kömmt dabey auf unsere Seligkeit an. Nun fragt es sich, ob die Welt in dem Zustande, in welchem sie sich befindet, zu diesem Widerstande sehr geschickt ist, und ob das Leben, welches man in ihr führt; die Gegenstände, die man in ihr sieht; die Reden, die man darinnen hört; die Grundsätze, die man daselbst vorträgt; die Meynungen, die darinnen gebilliget werden, und der Geist, der in ihr herrscht, dienliche und geschickte Mittel sind, uns bey diesem Kampfe, von welchem unsere Seligkeit abhängt, zu helfen.

Es ist nicht zu befürchten, daß diejenigen, welche die Welt nur einigermaaßen kennen, diesen Gedanken haben werden, und ich befürchte vielmehr, man werde daraus schließen, es sey fast unmöglich, diesem heimlichen Verständnisse aller weltlichen Gegenstände zu widerstehen, welche sich mit unserer Begierde vereinigt haben, uns ins Verderben zu stürzen. Ich will indessen die Sache so weit nicht treiben. Ich gestehe, daß es Leute giebt,

giebt, die in der Welt bleiben sollen, weil sie entweder an dieselbe gebunden, oder weil sie nicht anders wohin berufen sind. Es ist aber gewiß, daß sie es nöthig haben, sich eine ausserordentliche Gewalt anzuthun, weil in der Welt alles darauf abzielt, die verderbten Neigungen der Natur zu erregen und zu vermehren, und weil man in ihr fast nichts anders, als Beyspiele sinnlicher Leute antrifft, die ihre Glückseligkeit in den Ergötzlichkeiten suchen, und eitler und ehrgeiziger Leute, die sonst nichts loben und hochschätzen, als was in den Augen der Menschen groß und herrlich ist. Es redet fast nur die Eigenliebe in ihr, und alle Eindrücke, die man in ihr durch die Sinne bekömmt, sind Eindrücke der Begierde. Die Stimme der Wahrheit sagt uns durch ihren Apostel: Liebet die Welt nicht, noch was in der Welt ist. *Nolite diligere mundum, neque ea, quae in mundo sunt.* 1 Joh. 2, 15. Dagegen ruft uns die Stimme der Welt fast durch alle Gegenstände, die sie uns vorhält, zu: Liebet die Welt, und was in der Welt ist. Anstatt aber, daß die Wahrheit nur von einer Zeit zur andern, und mit einer innern und geheimen Stimme, ins Herz redet, so redet die Welt hingegen mit einer unaufhörlichen, vernehmlichen und deutlichen Stimme, deren Schall fast in allen Seelen die Stimme der Wahrheit erstücket, zu uns.

Es ist wahr, wie der heilige Augustinus sagt, daß es, vermöge einer besondern Gnade Gottes,

iuumer einige Seelen in der Welt giebt, die der Wahrheit Gehör geben, jedoch seltner, wenn es ihnen wohl geht, und öfter, wenn es ihnen übe geht; ihre Anzahl ist aber allzeit gar sehr geringe, wie solches die Schrift vorhergesagt hat. *Aliquando tamen quidam aures cordis admovent, rarius inter prospera, crebrius inter adversa; sed tamen pauci, ita enim praedicti sunt.*

Ist es also nicht eine große Klugheit, nicht unter denen seyn zu wollen, von welchen so wenige selig werden, und sich nicht auf ein Schiff zu begeben, auf welchem man dem Schiffbruche so selten entrinnt?

Wenn man auch gleich in der Welt nur mit der Macht der bösen Gewohnheiten zu streiten hätte; so würde doch dieses schon genug seyn, um daraus den Schluß zu machen, daß in ihr wenig Leute selig werden können, weil es wenige giebt, die dem Eindrcke der Gewohnheit widerstehen können.

Der menschliche Verstand kann sich bey seiner Schwachheit fast nicht überreden, daß das, was durch die Gewohnheit ist gebilligt worden, böse seyn kann. Die Gewohnheit ist das Evangelium der Welt. Sie macht sich den Verstand unterwürfig, und setzt ihn außer Stand, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Sie ist ein immer gegenwärtiger und in die Augen fallender Grund, der auf eine ganz andere Art in das Herz wirkt, als die geistlichen Wahrheiten. Man denkt so gar nicht über die von der Gewohnheit

gebilligten Anordnungen nach. So bald sie etwas gewöhnliches sind, rühren sie nicht mehr. Man wird lächerlich, wenn man sich ihnen widersetzt; und ihre Anhänger, die sich auf ihre Anzahl etwas einbilden, begegnen denen, die sie verdammen wollen, auf eine verächtliche und spöttische Art.

Man muß sich nicht einbilden, daß dieses nur in nicht gar zu wichtigen Sachen geschieht; man hat in den strafbarsten Sachen nur mehr als zu viele Beyspiele davon. „Wehe, spricht der „heilige Augustinus, den Sünden der Menschen, „die nur erschrecken, wenn sie ausserordentliche „Sünden sind, uns aber, wenn sie gemein ge„worden, so wenig rühren, daß, ob sie gleich „solche sind, die das Reich Gottes vor uns ver„schließen, man sich doch genöthigt sieht, sie zu „dulden.“

Daher kömmt es, spricht ebendieser Heilige ferner, daß die großen und schrecklichen Sünden, wenn sie zur Gewohnheit geworden, für klein, oder nichts gehalten werden, so daß man sich nicht nur keine Mühe giebt, sie zu verbergen, sondern sie auch öffentlich bekannt macht, und sich ihrer rühmt. *Hinc accidit, quod peccata, quamvis magna et horrenda, cum in consuetudinem venerunt, aut parva, aut nulla credantur; usque adeo, ut non solum non occultanda, verum etiam praedicanda et diffamanda videantur.*

Seine Brüder durch schändliche Entblößungen är-

gern, schien ehemals eine große Sünde zu seyn, als dieses ein nicht gar zu gemeiner Fehler war; jetzo aber wird nicht leicht ein weltliches Frauenzimmer gefunden, das vor dem Tadel derer, welche diese Gewohnheit mißbilligen, nicht sicher zu seyn glaubte, und welches sich nicht einbildete, es wäre nichts darwider einzuwenden, wenn man sagte: Es ist die allgemeine Mode, es trägt niemand Bedenken, es zu thun. Wie kann sich nun eine junge Person, die mit wenig Einsicht und Unterrichte in die Welt tritt, wider solche Dinge vertheidigen, die äusserlich von dem großen Haufen gebilligt und innerlich von dem natürlichen Verderben begünstigt werden?

Es ist aber, meine Schwester, die Welt nicht nur wegen der falschen Güter, die sie uns vorhält, und wegen des scheinbaren Glücks, mit welchem sie uns schmeichelt, gefährlich; sondern sie ist es auch oftmals eben so sehr wegen ihrer Uebel und Unfälle. Die mehresten von denen, die in ihr leben, sind damit beschwert, und erliegen unter ihrer Last. Denn die Unglücksfälle und die Widerwärtigkeiten der Weltmenschen sind von einer ganz andern Art, als die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten derer, die in der Einsamkeit leben. Denn weil sie sich große Vorstellungen davon machen; so wirken diese Uebel nach dem Begriffe, den sie davon haben, in sie. Sie sind ihnen über dieses von mehrern Seiten ausgesetzt. Ihre Bedürfnisse sind unendlich weit größer, ihre Leidenschaf-

schaften heftiger, und ihre Begierden von einem weitern Umfange. Darum droht der Apostel denen, die sich in den Ehestand begeben, mit der Trübsal des Fleisches; 1. Cor. 7, 28. und Jesus Christus rechnet selbst unter die gewöhnlichen Ursachen, welche machen, daß sein Wort in den Seelen keine Früchte bringt, das Elend des Weltlebens, *ærumnæ hujus sæculi.* Marc. 4, 16.

Es sind also, wie der heilige Augustinus sagt, die Weltmenschen nicht nur unglücklicher Weise glücklich, *infeliciter felices*; sondern sie sind auch noch gemeiniglich unglücklicher Weise unglücklich; das heißt, ihr zeitliches Unglück ist eine Quelle ihres ewigen Unglücks. Der Wohlstand erhebt sie, der Uebelstand schlägt sie darnieder. Ihre Freude und ihre Traurigkeit führen sie auf gleiche Weise zum Tode; und es ist eben so wohl der Klugheit gemäß, den Wohlstand der Welt zu vermeiden, weil sehr wenige gefunden werden, die sich nicht durch ihn verderben lassen, als sich ihren Mühseligkeiten zu entziehen, weil so wenige ihre Last ertragen können.

Da es aber denen, welche die Welt nicht aus der Erfahrung kennen, schwer fällt, sich diesen Begrif davon zu machen, und der Teufel, um sie dahin zu locken, ihnen eine Welt vorstellt, die niemals gewesen ist, wo man ein gewöhnliches, aber unschuldiges Leben führt; wo man nur rechtmäßige Ergötzlichkeiten genießt, und wo man seine Seligkeit in der Entfernung von Lastern, und bey

dem süssen Genusse dessen, was Gott nicht verbeut, auf eine angenehme Art schafft; so sage ich, um dieser gefährlichen Versuchung zuvorzukommen, ohne zu untersuchen, ob es jemals eine solche Welt gegeben hat, es sey auch noch ferner der Klugheit gemäß, diese vorgebliche unschuldige Welt zu vermeiden, und die Beraubung und das Fliehen derselben sey ihrem Genusse, den man sich würde verschaffen können, unendlich weit vorzuziehen.

Es mag aber das Vergnügen, welches man bey dem Besitze und Genusse der Geschöpfe schmecken kann, beschaffen seyn, wie es will; so ist es doch allemal wahr, daß es in einem Augenblicke verschwindet; daß es zu eben der Zeit, da man es zu genießen anfängt, vorgeht, und daß nichts davon übrig bleibt, als ein betrübtes und gefährliches Andenken, und eine wirkliche Schwachheit, welche die Seele an die Geschöpfe fesselt, die sie weichlich und schwer macht, die sie verdunkelt, die sie an die Sinne heftet, und von den geistlichen Gegenständen abzieht.

Es ist aber die Beraubung der Welt und der Geschöpfe, zu welcher man sich aus Liebe zu Gott ausschließt, dagegen ein dauerhaftes, wahres und ewiges Gut. Sie erquickt die Seele, sie macht sie stark und munter, sich zu Gott zu erheben, und befreyt sie von der Knechtschaft der Leidenschaften. Wer die Welt entweder genießen oder verlassen kann, entschließt sich zum Genusse derselben, wenn der das Vermögen, welches ihm Gott gegeben hat,

zu einem schlechten und verächtlichen Gebrauche an, und läßt es eigentlich vergehen, weil dieser Genuß vergeht. Derjenige aber, welcher sich entschließt, sich desselben zu berauben, wendet es zu einem wichtigen und wahren Gebrauche an. Der eine ist ein Verschwender dessen, was ihm Gott giebt, sich in der Ewigkeit eine bleibende Stätte zuzubereiten; der andere wendet die Güter Gottes weislich an, und versichert sich den Besitz derselben auf immerdar. Der eine kann in dem andern Leben nur gar sehr betrübt und bekümmert seyn, wenn er in demselben die Nichtigkeit dessen, was er in dem Genusse der Welt gesucht hat, und die Wirklichkeit dessen, was er bey der Beraubung derselben erlangen konnte, sehen wird; und der andere wird sich ewig über die kluge Wahl freuen, die er, indem er ihm entsagt, getroffen hat. Es ist also ein Gedanke, der einer durch das Licht der wahren Weisheit erleuchteten Seele würdig ist, gar sehr überzeugt zu seyn, daß die Welt weiter zu nichts gut ist, als sie zu verlassen. Denn es ist nichts unschmackhafter und eitler, als der Genuß der Geschöpfe, so rechtmäßig man sich denselben auch immer vorstellt; und es ist nichts gegründeter und dauerhafter, als die freywillige Beraubung der Geschöpfe.

Ich weis, meine Schwester, daß sie alle diese Gründe nicht nöthig haben, um sie die Wahl, die sie getroffen, lieben zu lassen; der neue Wein der Gnade, den sie itzt schmecken, ist für sie dazu hinlänglich. Es hat aber doch auch in diesem Stan-

de selbst seinen Nutzen, sich gründliche Einsichten anzuschaffen, welche die Seele unterstützen können, wenn Gott zuläßt, daß sie diese Süßigkeit der Gnade nicht mehr so sehr empfindet, und auf dem Wege eines dunkeln und nicht so merklichen Glaubens wandelt.

Nachdem ich also gezeigt habe, wie nützlich es ist, die Welt zu verlassen; so will ich ihnen nun auch noch die Vortheile des Klosterlebens bekannt machen. Ich werde sie auf drey einschränken: Auf die Erleichterung, die es verschafft, die Stimme Gottes zu hören, und seinen Willen zu erkennen; auf den Beystand, den es leistet, den Krankheiten der Seele abzuhelfen; und auf die Mittel, die man bey demselben hat, die vornehmsten Verrichtungen des christlichen Lebens zu vollbringen, wovon unsere Seligkeit besonders abhängt.

Ich glaube nicht, daß jemand zu finden ist, der nicht dafür hielte, es würde ein unvergleichliches Glück seyn, in die Gesellschaft Jesu Christi aufgenommen zu werden; das, was er von einem jeden unter uns verlangt, unaufhörlich aus seinem Munde selbst, auf eine deutliche und verständliche Art, zu vernehmen, und von ihm in Ansehung dessen, was wir thun sollen, die Befehle zu erhalten. Und sie sehen ohne Zweifel ein, daß die Glückseligkeit dieses Zustandes darinnen bestehen würde, daß man auf solche Art von der Ungewißheit befreyt seyn würde, in welcher man sich oftmals in Ansehung dessen, was Gott von uns ha-

ben will, befindet, und daß man nur gerade hin auf dem Wege fortgehen dürfte, den uns Jesus Christus zeigen würde.

Nun ist es gewiß, daß sie diesen Vortheil in einer eben so großen Maaße besitzen, als wenn sie die sichtbare Gegenwart Jesu Christi genößen; und man kann mit Wahrheit sagen, daß er mit ihnen eben so deutlich redet, als er ehemals mit seinen Aposteln redete. Er redet mit ihnen durch ihre Ordensregeln, welche ihnen fast alles anzeigen, was sie thun sollen, weil sie nicht zweifeln, daß sie in Ansehung ihrer nicht eine göttliche Stimme sind. Er redet mit ihnen durch ihre Superioren, weil Jesus Christus ausdrücklich sagt, wer sie höre, der höre ihn selbst. Luk. 10, 16. Und da die Verordnung ihrer Regel und ihrer Einrichtungen sehr deutlich, genau bestimmt und auf einzelne Dinge gerichtet sind, und sie den Willen Gottes, in Ansehung der übrigen Handlungen, die nicht durch ihre Regel und ihre Einrichtungen bestimmt sind, von ihren Superioren erfahren können; so ist nichts leichter, als zu wissen, was ihnen Gott bey einem jeden Vorfalle befiehlt und vorschreibt. Wenn sie eine Glocke aufweckt; so ist es Jesus Christus, der ihnen aufzustehen befiehlt. Wenn sie sie zu einem Gebethe, oder zu einer Verrichtung, ruft; so ist es Jesus Christus, der sie dazu ruft. Wenn ihnen eine Superiorinn etwas verbeut oder befiehlt; so ist es Jesus Christus selbst, der ihnen etwas verbeut oder befiehlt.

Es fehlt sehr viel, daß man in der Welt dieses Glücks theilhaftig wird. Diejenigen, welche in derselben leben, müssen in Ansehung unzähliger Dinge ihre eigenen Superioren und Gesetzgeber seyn. Da sie keine gewissen Regeln haben; so sind sie immer in Gefahr, dem Willen des Fleisches, und dem Eigensinne ihrer Gedanken zu folgen, wie der heilige Paulus sagt. Ephes. 2, 3. Es kostet sie allemal viel Mühe, zu unterscheiden, ob sie zu dem, was sie thun, die Begierde oder die Liebe antreibt. Gott redet nur auf eine dunkle Art mit ihnen, und wenn sie nicht sehr aufmerksam auf seine Stimme sind; so hören sie nur die Stimme der Welt.

Ich wundere mich also nicht, daß die Gottlosen im Buche der Weisheit ihre Wege beschwerliche Wege nennen: Wir sind, sagen sie, beschwerliche Wege gegangen: *Et ambulavimus vias difficiles.* Kap. 5, 7. Ein Weg ist allemal ein beschwerlicher Weg, wenn man auf demselben keinen Stich sieht; wenn man nicht weiß, wohin man geht, und wenn man auf demselben in beständiger Gefahr, sich zu verirren, ist. Das schlimmste dabey ist, daß man sich auf demselben verirrt, und fällt, ohne es zu wissen. Denn die mehresten Fälle und Verirrungen der Weltmenschen sind ihnen unbekannt, und überdieses giebt sich auch niemand die Mühe, sie wieder aufzurichten, und ihnen von ihren Fällen und Verirrungen Nachricht zu geben.

Das Klosterleben ist ausdrücklich dazu bestimmt, dieser schrecklichen Gefahr abzuhelfen. Man verirrt sich bey demselben wenig, weil der Weg deutlich angezeigt ist. Und wenn man sich dabey verirrt; so wird man von der Liebe derer, bey welchen man ist, und von der Wachsamkeit der Superioren davon benachrichtigt.

Es ist aber doch, wird man sagen, gar sehr beschwerlich, genöthigt zu seyn, sich in allem, was man thut, nach dem zu richten, was von einer Regel und Superioren vorgeschrieben wird, und niemals die Freyheit zu haben, zu thun, was man will. O! wie kann doch eine christliche Seele glauben, daß es etwas beschwerliches sey, den allerhöchsten Willen Jesu Christi, welcher durch die Verordnungen eines heiligen Instituts, oder durch die von Gott gesetzten Superioren, bekannt gemacht worden, dem Eigensinne und den Einfällen seines eigenen Willens vorzuziehen? Ist es nicht vielmehr eine unendliche Hilfe und Erleichterung, Gott zum Führer zu haben, unter seiner Aufsicht zu wandeln, und so gar schon in diesem Leben haben zu können, was die Engel für ihr größtes Glück halten, nämlich nichts zu thun, als auf ausdrückliches Geheiß des allzeit heiligen und anbethenswürdigen Willens Gottes?

Der andere Vortheil ihres Lebens, meine Schwester, ist eben so wichtig. Er besteht darinnen, daß, da das Klosterleben das Gegentheil von dem Leben der Welt ist, es ganz entgegenge-

setzt.

setzte Wirkungen hervorbringt. Gleichwie also das Leben der Welt ein Fluß ist, der die Seelen, die sich von ihm fortreissen lassen, in den Abgrund führt; also ist hingegen das Klosterleben ein anderer Fluß, der diejenigen, die seinem Laufe ohne Widerstand folgen, in den Himmel führt. Die Ursache davon ist, daß, gleichwie das Leben der Welt die Begierde durch alles, was man in ihr thut, begünstigt, vermehrt und reizt, also das Klosterleben sie durch alle Verrichtungen, die es vorschreibt, bestreitet, schwächt und vermindert. Alles zielt bey demselben darauf ab, der Sinnlichkeit, dem Reichthume, der Eigenliebe, der unnützen Neugierigkeit und dem Besitze weltlicher Dinge Einhalt zu thun. Und dabey ist auch dieses noch etwas gutes, daß, indem es der Begierde Einhalt thut, es die Mühe, ihr Einhalt zu thun, erleichtert. Es entzieht unsern Sinnen die Gegenstände der Welt, und schwächt auf solche Art ihren Eindruck. Es macht die Seele durch eine heilige Gewohnheit bey den beschwerlichen Verrichtungen stark. Nichts ist schwerer, als in der Welt ein ordentliches und einförmiges Leben zu führen; und in einem Kloster ist nichts leichter, als ein ordentliches Leben. Nichts ist schwerer, als in der Welt den weltlichen Lüsten und Begierden zu entsagen; und ausser der Welt ist nichts leichter, als diese Entsagung. So schwer es endlich ist, zu gleicher Zeit der Macht der Gewohnheit und der Begierde, wenn sie sich mit einander ver-

einigt

einigt haben, zu widerstehen; eben so leicht ist es hingegen, der Begierde mit Hilfe einer heiligen Gewohnheit zu widerstehen, welche die Seele bey der Beobachtung ihrer Pflichten unterstützt.

Das Kloster ist also eine heilige und geistliche Welt, die uns zur Gottesfurcht antreibt, und uns noch überdieses die Hälfte der Mühe, die man dabey haben kann, erleichtert. Die unheilige Welt ist eine Stadt, deren Thore den Feinden unserer Seligkeit insgesammt offen stehen; und die heilige Welt, das heißt ein wohleingerichtetes Kloster, ist eine Stadt, deren Thore insgesammt vor ebendiesen Feinden verschlossen sind. Es ist die befestigte Stadt, in welche uns der Prophet zu fliehen ermahnt, um in derselben stille und ruhig zu leben. *Convenite et ingrediamur civitatem munitam, et sileamus.* Jerem. 8, 14.

Die mehresten Verrichtungen der ersten Welt sind von dem Teufel angeordnet worden. Er ist der Lehrmeister und Erfinder der Moden, der Ergötzlichkeiten, der Pracht, der Zärtlichkeiten und Niedlichkeiten. Alle Verrichtungen des Klosterlebens haben hingegen ihren Ursprung in der Weisheit und Liebe des Geistes Gottes, mit welchem die Heiligen, die sie eingeführt haben, sind erfüllt gewesen.

Endlich besteht, meine Schwester, der dritte Vortheil des Klosterlebens darinnen, daß es ihnen Gelegenheit verschafft, die vornehmsten christlichen Handlungen, von welchen gemeiniglich

die

die Seligkeit abhängt, zu verrichten. Diese Handlungen, welche ich die vornehmsten nenne, sind diejenigen, durch welche man die zur Erhaltung in dem christlichen Leben nöthigen Gnaden erlangt, welche die Andacht, die Wachsamkeit und das Gebeth sind. Denn Gott giebt bey der Fortsetzung des christlichen Lebens nur denen etwas, die ihn bitten. Man bittet ihn aber nicht, wenn man nicht wacht; und man wacht nicht, wenn man in der Zerstreuung lebt. Es sind dieses keine den Nonnen eigene Pflichten, sondern es sind gemeine und unumgänglich nöthige Pflichten. Wer nicht gehörig bethet, erlangt von Gott nichts; und wer nichts erlangt, erhält niemals die größte Gabe, welche die Beharrung ist.

Wie schwer ist es aber nicht, dieser Pflicht in der Welt unter so vielen Unruhen und Zerstreuungen genug zu thun? Und wie leicht ist es nicht, ihr in einem Kloster Genüge zu leisten, wo man ein andacht, und gebethvolles Leben führt; wo man durch das Stillschweigen die unnützen Worte verbannt; wo alle Beschäftigungen darauf abzielen, uns mit Gott zu beschäftigen, und uns von einem jeden andern Gegenstande abzuziehen, und wo die Abziehung von den Geschöpfen in dem Verstande das leere hervorbringt, welches nöthig ist, wenn er mit Gott soll erfüllt werden?

Aus diesen Vortheilen des Klosterlebens, welche ich ihnen, meine Schwester, jetzo vorgestellt habe, sollen sie den Schluß machen, daß sich die

Welt

Welt irrt. Sie sieht es als ein neues Joch an, das dasjenige, welches Christus allen Christen auflegt, erschwert, und die Seligkeit schwerer macht; und es ist, um es in ein böses Geschrey zu bringen, nichts gewöhnlicher, als zu sagen: Was hilft es, sich mit neuen Gesetzen zu belästigen, und sich untersagen, was nicht verbothen ist, um Gefahr zu laufen, eine Sünde zu begehen, wenn man diese neuen Gesetze übertritt?

Es kömmt aber dieses daher, weil die Welt nicht weiß, daß das besondere Joch, welches sie sich freywillig aufgelegt haben, nur eine Erleichterung des gemeinen Jochs ist, das Christus allen Christen auflegt, und daß es unendlich weit leichter ist, die gemeinen Gesetze des Christenthums zu beobachten, als wenn man die einen ohne die andern beobachtet. Denn im Grunde ist das Gelübde des Gehorsams gegen eine Superiorinn nur eine Erleichterung, dasjenige zu beobachten, was der heilige Paulus allen Christen vorschreibt, den Willen ihres Fleisches und ihrer Gedanken, nicht zu thun. Ephes. 2, 3.

Das Gelübde der Keuschheit, welches nach seinem Umfange, die Verläugnung aller Ergötzlichkeiten in sich faßt, ist nur eine Erleichterung, dasjenige zu beobachten, was der heilige Paulus einem jeden befiehlt, das Verderben der Begierde, die in der Welt ist, zu fliehen. 1 Petr. 1, 4.

Das Gelübde der Armuth ist nur eine Erleichterung, die Verläugnung aller Sachen zu beobach-

ten, ohne welche man, wie Jesus Christus selbst sagt, sein Jünger nicht seyn kann, Luk. 11, 33.

Die Beobachtung der Regeln, und Verrichtungen eines heiligen Instituts, ist nur eine Erleichterung, das zu beobachten, was Jesus Christus einem jeden befiehlt, niemals aufzuhören, zu bethen; Luk. 18, 1. und was der heilige Paulus sagt, alles, was man thut, zur Ehre Gottes zu thun. 1 Kor. 10, 1.

Es würde mir etwas leichtes seyn, dieses weiter auszuführen, und ihnen diese Wahrheit in den Verrichtungen des Klosterlebens zu zeigen. Da aber dieser Brief ohnehin schon einer Predigt zur Genüge gleicht, so wollen wir wenigstens zu verhindern suchen, daß er keine lange und verdrießliche Predigt seyn möge. Ich werde also weiter nichts hinzusetzen.

LXVII. Brief.

Daß man sich, wenn es Gott zuläßt, ein langes und kränkliches Leben, mit Ergebung in seinen Willen, soll gefallen lassen.

Ich habe, Mademoiselle, eine solche Freude, daß ich ihnen, nach so vieler Furcht, die sie uns verursacht haben, zu diesem neuen Jahre Glück wünschen kann, daß ich sie nicht nur gegen sie an den Tag legen, sondern auch vertheidigen

werde

werde. Denn es könnte scheinen, da das Leben so vielen Gefährlichkeiten ausgesetzt ist, und man nur Ursache hat, immer neue Veranlassungen zur Traurigkeit zu erwarten, man sich vielmehr darüber betrüben, als sich freuen sollte, daß es Gott uns und andern verlängerte. Und wenn man alles, was man zu befürchten Ursache hat, nur einigermaaßen betrachtete; so würde man gar leicht auf diese Gedanken kommen. Wenn man indessen die Sache auf eine andere Art betrachtet; so weiß ich nicht, ob diese Art zu denken mit der Wahrheit genugsam übereinstimmt. Denn kurz, alle göttliche Gaben verdienen unsern Dank. Gott sieht uns allzeit mit barmherzigen Augen an, und es geschieht nur durch unser Verschulden, daß wir seine Barmherzigkeit mißbrauchen. Wenn man sagt, er gäbe den Menschen vieles aus Gerechtigkeit; so kann man sagen, diese Gaben verwandelten sich nur in Wirkungen der Gerechtigkeit, weil die Menschen seine Barmherzigkeit mißbrauchten, und ihn nicht eifrig genug um die Gnade, sie recht zu brauchen, bäthen. Nun kann man nicht laugnen, daß die Verlängerung des Lebens nicht eine Gabe Gottes sey; es kann uns also nützlich seyn, wenn wir es recht brauchen. Es ist Gottes Wille, daß wir es gut anwenden sollen, das ist gewiß. Es ist also recht und gut, daß wir diese Verlängerung des Lebens mit dankbarem Herzen annehmen, und ihm dafür danken, indem wir ihn eifrig und anhaltend um die Gnade, es recht zu

brauchen, bitten, und sie von seiner Gütigkeit zu erlangen hoffen. Man muß, Mademoiselle, von dieser Güte Gottes allzeit günstige Gesinnungen hegen; und die Dankbarkeit für die Gaben, die wir von ihm bekommen; das Gebeth, um die gute Anwendung desselben zu bitten, und die Hoffnung, daß er uns die Gnade dazu verleihen werde, müssen niemals von einander getrennt seyn. Hieraus folgt, daß die Furcht, diese Gabe des Lebens möchte eine Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit seyn, kein Gedanke ist, mit welchem man sich vorsetzlicher Weise beschäftigen soll. Denn, da das Leben nur alsdenn eine Wirkung der Gerechtigkeit seyn kann, wenn wir es übel anwenden; so soll die Hoffnung, die wir haben sollen, er werde es zu unserm Heile gereichen lassen, den andern Gedanken, der die Hoffnung vermindert und schwächt, aus uns verbannen. Man kann indessen das Leben in einem andern Sinne als eine Wirkung der göttlichen Gerechtigkeit betrachten, ohne daß es aufhört, eine Wirkung der Barmherzigkeit zu seyn. Denn da Gott seine Gerechtigkeit an den Menschen auf zwar verschiedene Arten ausübt; einmal auf eine strenge Art, welches er in dem Fegfeuer des zukünftigen Lebens thut; und auch auf eine gelinde Art, welches er in dem Fegfeuer dieses Lebens thut; so kann man den Willen Gottes, der ihnen das Leben in dieser Welt, und zwar ein mit so vielen Uebeln und Ungemächlichkeiten vergesellschaftetes Leben, verlängert,

gert, als eine Gerechtigkeit voller Barmherzigkeit betrachten, die ihnen Gelegenheit giebt, in dieser Welt viel leichter zu bezahlen, was sie in jener ungleich mehr kosten wurde. Auf diese Art sollten die Christen alle Uebel, mit welchen die Welt bedroht wird, ansehn und betrachten. Die göttliche Gerechtigkeit scheint gewaffnet zu seyn, sie durch schreckliche Verwüstungen zu strafen. Dieses kömmt den Sinnen fürchterlich vor; vielleicht wurde aber eine stille Ruhe, die ihnen Gelegenheit gäbe, ihre Leidenschaften zu befriedigen, in den Augen des Glaubens etwas noch schrecklicheres seyn. Man weis nicht, was man für die Menschen verlangen und wünschen soll, weil sie alles mißbrauchen. Man thut also am besten, wenn man bey dem Aeusserlichen stehen bleibt, und ohne erforschen zu wollen, was ihnen wirklich nützlich und heilsam ist, welches Gott allein bekannt ist, ihn um den zeitlichen Frieden bittet, weil uns Gott selbst darum zu bitten befiehlt.

Endlich ist es, Mademoiselle, eine von den Absichten Gottes bey seinen Werken, und den Gerichten, die er in der Welt ausübt, Zuschauer zu haben, die ihn deswegen loben und verherrlichen. Gott läßt zu, daß sie sich mit darunter befinden. Sie sollen sich nach diesem Willen Gottes richten, und diese Pflicht und Schuldigkeit bey allen Anfällen, mit welchen man in diesem und den übrigen Jahren bedacht wird, beobachten, so lange es ihm gefallen wird, ihnen das Leben zu

erhalten, um auf solche Art zu thun, was David in folgenden Worten ausgedrückt hat: *Benedicam Dominum in omni tempore: semper laus ejus in ore meo.* Ich will den Herrn loben allezeit; sein Lob soll immerdar in meinem Munde seyn. Ps. 33, 2. Vielleicht kömmt alles, was ich ihnen sage, bey mir von nichts anderem, als von der Liebe zum Leben, her; ich halte aber dafür, es könne auch von etwas anderm bey einer Person herkommen, die sich einzig und allein an dasjenige hielte, was ihr Gott durch die Art und Weise, wie er sich gegen sie verhält, von seinem Willen bekannt macht. Er verlängert ihnen das Leben; es ist also sein Wille, daß sie ihm dafür danken; daß sie ihn bitten, ihnen die Gnade zu erzeigen, es wohl anzuwenden, und daß sie sich die Hoffnung machen, daß er es thun werde. Das wird, Mademoiselle, den Innhalt des Gebeths ausmachen, welches ich für sie zu verrichten mich verbunden achte, um es bey ihnen dahin zu bringen, daß sie Gott für mich um dasjenige bitten, was ich in dem Zustande, in welchen er mich setzt, nöthig habe.

LXVIII. Brief.

LXVIII. Brief.

An Mademoiselle Aubry. Er giebt ihr einen und den andern Rath, wie sie ihre jungen Frauenzimmer erziehen soll.

Sie müssen überzeugt seyn, Mademoiselle, daß, so lange die jungen Frauenzimmer ein Herz haben werden, wie dasjenige ist, welches sie haben, das heißt ein Herz, das vom Adam herkömmt, und von Eigenliebe eingenommen ist, in demselben allzeit Hitzblattern des Neides, der Eifersucht und der Bösartigkeit entstehen werden. Und wenn diese Blattern durch das Nachdenken des Verstandes sind verschlimmert worden; so erheben und breiten sie sich aus wie Seifenblasen, die man macht, so daß sie bisweilen den ganzen Verstand einnehmen, und ihn verrucken können. Die Veränderungen, die Unbeständigkeit, der Eckel, der Verdruß, die Kaltsinnigkeit, der Widerwille und das Verlangen haben in einem andern Stande keine andern Ursachen, als diese Blattern der Eifersucht und des Stolzes, welche durch das Nachdenken des Verstandes sind vergrößert worden. Man muß also, wie mich dunkt, Mademoiselle, diese vergrößerten Blattern als ein beträchtliches Uebel ansehen; und es besteht eine von den Beschäftigungen einer Mutter, einer Aufseherinn,

und einer liebreichen Freundinn darinnen, sich die Mühe zu geben, sie zu entdecken und zu heilen. Bisweilen ist nichts so leicht, als dieses. Ein kleines Zeichen der Freundschaft und Achtung ist gleichsam ein Nadelstich, der sie ohne Schmerzen öffnet, und den Wind, der darinnen enthalten war, herausläßt. Es gehört mehr Mühe dazu, wenn der Mensch von Natur harthäutiger ist; es kostet aber alles Mühe. Sie wußten noch nicht, daß es eine von ihren Pflichten war, diese Blattern der Seelen geschickt aufzustechen; ich sage es ihnen also.

Sie können indessen hieraus sehen, daß eine von den vornehmsten Verrichtungen der Liebe durch diese dem Scheine nach lächerliche Vergleichung so ziemlich natürlich vorgestellt wird. Bisweilen kömmt man diesen Blattern zuvor, und verhindert, daß sie nicht entstehen, bisweilen sticht man sie auf, wenn sie groß geworden sind. Dieses geschieht bisweilen ohne, und bisweilen auch mit Schmerzen, welche man aber doch so viel, als möglich, zu lindern suchen muß. Sie würden vielleicht der Mühe, diese Pflicht gegen andere zu beobachten, überhoben seyn können, ob sie gleich die Liebe davon abhalten sollte; sie müssen sie aber unumgänglich gegen ihre jungen Frauenzimmer beobachten, welche, als Adamstöchter, aller dieser Uebel und Schwachheiten fähig sind. Diese Person, von welcher man es gar nichts

ver-

vermuthet, ist mit einigen behaftet, und empfindet sie bisweilen sehr lebhaft. Es ist fast nothwendig, welche zu bekommen, gleichwie es für einen jeden eine Art von Nothwendigkeit ist, in seinem Leben die Pocken zu haben. Was aber diese Blattern der Seele anbetrift, so wird man sie nicht so leicht los. Man ist ihnen immer unterworfen. Und ob sie gleich verschiedene Gestalten annehmen, und die zunehmende Vernunft sie auf verschiedene Art bemäntelt; so hat und empfindet man doch immer einige. Witzige Personen wissen sie zu verfeinern, zu beschönigen und zu rechtfertigen, sie haben sie aber doch, und oftmals auf eine gefährlichere Art, als die andern. Kein Alter ist davon frey; die weniger gefährlichen sind diejenigen, welche Kinder und junge Leute haben. Es sollen also die, so sie heilen sollen, es mit einem Gefühle der Demuth thun, welches sie überzeugt, daß sie oftmals Geschwulsten haben, die gefährlicher sind, als diejenigen, welche sie heilen wollen. Bey einigen sind diese Blattern böse Geschwüre und Pestbeulen, so voll Gift sind. Da sie hingegen bey jungen Personen nur voll Wasser und Luft sind. Denn kurz, der Mensch ist ein wunderbares Geschöpf. Er ist oftmals voller Schwären und Geschwüren, die nur Unflath und Eiter sind; die mehresten behalten sie bis an ihren Tod an sich. Glücklich sind die Seelen, die diesem Verderben widerstehen! Man darf sich aber keine Hoffnung machen, ganz davon befreyt zu

werden. Gott ist der einzige Arzt der Seelen; und wenn er nicht selbst Hand anlegt, so ist alle unsere Arbeit und Mühe vergeblich. Das ist eine Wahrheit, von welcher man überzeugt seyn muß. Sie soll uns aber nicht abhalten, alle nur mögliche Mühe anzuwenden, so viel, als wir nur können, Hülfsmittel darwider zu brauchen, indem wir zween gleichschädliche Wege vermeiden; den einen, indem man sich auf sich selbst verläßt, weil man seinem Fleiße etwas zuschreibt, und den andern, indem man Gott versucht, weil man unterläßt, alles zu thun, was wir nur können, um den Uebeln derer, die uns anvertraut sind, abzuhelfen. Das wird ein nützlicher Gegenstand des Nachdenkens seyn. Ich bin ꝛc.

LXIX. Brief.

Für wie viel Menschen ein jedes Jahr das letzte ihres Lebens ist.

An Mademoiselle von Bertus.

Ich thue nichts lieber, Mademoiselle, als daß ich an diesem Tage gegen sie die Pflichten beobachte, welche die Höflichkeit der Welt eingeführt hat. Damit ich ihnen aber doch einiges Vergnügen machen möge; so muß ich ihnen einen ziemlich drollichten Gedanken mittheilen, der mir

eben

eben itzo einfällt. Seit dem sie nämlich sterben wollen, ist wirklich wenigstens die Hälfte von den Menschen, die auf dem Erdboden wohnten, gestorben. Ich rede ohne Vergrößerung und nach den Buchstaben. Denn es stirbt jährlich wenigstens der zwanzigste Theil der Menschen. Wenn sie also seit mehr, als zehn Jahren, krank sind; so ist mehr, als die Hälfte, davon gestorben. Es giebt für das Jahr, in welches wir tretten, mehr als zwanzig Millionen Menschen, deren Tod auf eine von den Minuten dieses Jahrs angewiesen und bestimmt ist, und von welchen keiner davon kommen wird. Und der Krieg, der in ganz Europa ausbrechen wird, ist ein Todesurtheil für mehr, als hundert tausend Menschen, und eine gänzliche Einziehung der Güter für eine weit größere Anzahl derselben. Niemand weis, ob er nicht mit darunter begriffen seyn wird, und wir sehen schon die Vollstreckung eines Urtheils der Landesverweisung und der Beraubung eines Königreichs, welches im Himmel über die Königinn von England ist gefällt worden, die am ersten Tage des Jahrs zu Vincennes ankam. Die Welt denkt über dergleichen Urtheile nicht nach, weil sie nicht in der gewöhnlichen Form abgefaßt werden; sie sind aber deswegen eben so strenge, und werden eben so gewiß und unfehlbar vollstreckt. Aus diesen Betrachtungen mache ich nun, Mademoiselle, den Schluß, daß unter dem Zustande, in welchem sie sich befinden, und demjenigen, in welchem

sich alle Menschen in Ansehung des Todes befinden, kein anderer Unterschied ist, als dieser, daß, da ihnen ihr Zustand denselben unaufhörlich vor die Augen stellt, da er ihnen immer Gelegenheit giebt, sich dazu vorzubereiten; da hingegen die andern, welche sich mit ihnen in gleicher Gefahr befinden, alles thun, was sie nur können, um nicht daran zu denken, und sich einzubilden, die Hirngespinnste, an welchen sie sich belustigen, wären etwas wahres und gegründetes. Das hält mich indessen nicht ab, Mademoiselle, zu wünschen, daß sie in dem Hause, in welchem sie sich befinden, noch lange auf diese Art sterben mögen.

Es giebt Leute, welche, weil sie nicht mehr für sich selbst leben, für andere leben, denen sie Nutzen schaffen, und man hat Ursache zu glauben, daß sie Gott um deswillen in diesem Leben zurückhält. Sie glauben vielleicht darinnen sehr unnütze zu seyn, die Sache verhält sich aber nicht also. Ausser dem Beyspiele ihrer Geduld, welches sie erbaut, ist ihre Gegenwart selbst ein grosses Band, alle Theile dieses Hauses mit einander zu vereinigen. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so giebt Gott, der sie darinnen läßt, dadurch zu erkennen, daß es für sie gut ist, darinnen zu seyn, und daß es auch für die andern gut ist, daß sie darinnen sind.

LXX. Brief.

LXX. Brief.

An Mademoiselle Pigeon.

Daß sie wegen ihres schwächlichen Zustandes, ihre Liebe zu den Ausübungeu der Ertödtung des Fleisches mäßigen, und in diesem Stücke dem Rathe ihres Beichtvaters folgen soll.

Es ist mir besonders angenehm gewesen, Mademoiselle, durch ihren Brief Merkmale von Ihrem Andenken an mich zu erhalten, nachdem sie lange keine Gelegenheit gehabt haben, mir welche davon zu geben, noch von mir zu erhalten. Da in der Welt kein größeres Gut, als die Liebe, ist; so ist auch kein größeres Merkmal der Liebe, als die beharrliche Freundschaft. Es ist den menschlichen Neigungen eigen, daß sie veränderlich und flüchtig sind, weil sie aus veränderlichen und flüchtigen Ursachen entstehen, die von keiner Dauer sind; aber die Freundschaften die Gott zum Grunde haben, haben an seiner Unveränderlichkeit Theil. Und da er haben will, daß wir einander immer lieben sollen: so treffen wir in der christlichen Freundschaft immer ein unveränderliches Gut an, welches die Vollstreckung dieses göttlichen Willens ist. Es sollen also alle Verbindungen, die wir mit den Menschen in Absicht

auf Gott eingehen, an sich selbst ewig seyn. Die Gelegenheiten, sie zu brauchen, können öfter oder seltner vorkommen; aber die Beschaffenheit des Herzens soll allzeit dieselbe seyn.

Wenn auch gleich die Personen, die wir einmal geliebt haben, schwach geworden wären, so würde man doch allemal dieselben Wünsche für sie thun können. Wenn wir aber nichts Böses von ihnen vernommen haben; so ist es gewiß, daß die Liebe haben will, man solle in diesem Stücke keinen Verdacht hegen, und so gar zu der Hochachtung, die man schon gegen sie hegte, noch diejenige hinzusetzen, welche daher entstehen soll, weil man mit Recht vermuthen kann, daß sie in den christlichen Tugenden zugenommen haben. Denn obgleich die Gott ergebenen Personen mancherley Elende unterworfen sind; so wird man doch an ihnen, je älter sie werden, eine gewisse Festigkeit in dem Guten gewahr, welche macht, daß sie weniger können erschüttert werden. Gott will haben, daß die Tugend derer, die in seinem Dienste alt werden, gewisser maßen diese dem hohen Alter gemeine Eigenschaft an sich haben soll, nämlich nicht so veränderlich und nicht so unbeständig zu seyn. Bey Personen, die ein hohes Alter erreicht haben, gehen selten große Veränderungen vor. Man soll also bey denen, die Gott seit langer Zeit dienen, eine besondere Festigkeit in ihren guten Gesinnungen voraussetzen, welches ein beträchtlicher Fortschritt ist, ob ihn gleich die-

jeni-

jenigen, die ihn thun, oftmals nicht wahrnehmen. Ich habe aber, Gott sey Dank! nicht nöthig, Mademoiselle, in Ansehung ihrer solche günstige Muthmaaßungen, die nicht ganz gewiß sind, zu hegen; ihr Brief ist mit wirklichen Beweisen von Gesinnungen angefüllt, bey welchen sie Gott erhalten wolle. Sie fürchten sich, Mademoiselle, vor dem, wovor sich die Welt nicht fürchtet, weil sie lieben, was die Welt nicht liebt. Sie fürchten sich vor den gar zu großen Erleichterungen bey den Ungemächlichkeiten des Leibes, weil sie Gott die Buße lieben läßt, welche die Welt auf alle Art zu vermeiden sucht. Sie sind also bey dieser Furcht selbst glücklich, weil sie aus einer Liebe entsteht, die das größte Gut unter allen ist; und ich würde ihnen gern rathen, ihr zu folgen, wenn sie, ohne das Verdienst derselben zu verlieren, die üblen Folgen, so daraus entstehen können, vermeiden könnten. Indem sie nämlich, Mademoiselle, die Strenge gar zu weit trieben, so würden sie die Macht überschreiten können, die uns Gott über uns und unser Leben giebt, und welche nothwendig ihre Gränzen hat. Man muß also bey einem gewissen Ziele stehen bleiben. Und da dieses Ziel unbekannt ist; so würden wir in große Verlegenheit gerathen, wenn wir selbst davon urtheilen wollten. Wir würden entweder zu weit, oder nicht weit genug gehen, und das seltsame und eigensinnige niemals vermeiden. Heute werden wir kein Maaß halten wollen, und morgen

uns

uns vor allem fürchten. So werden wir uns in einer beständigen Unruhe und Ungewißheit befinden, welches den Frieden der Seele und die Einförmigkeit nothwendig stört.

Ich gestehe ihnen also, daß ich nicht gern den Ausspruch thun möchte, was ich in diesem Stücke thun kann oder soll; sondern daß ich lieber dem Rathe eines klugen Beichtvaters und einsichtsvollen Arztes folgen wollte, indem ich bloß nach dem Rathe des Arztes thäte, was der Beichtvater für gut befände. Man thut dieses in den Klöstern, und es ist die gemeine Regel, dem Arzte in so fern zu folgen, als es die Superiorinn für gut befindet. Auf solche Art gehorcht man der Superiorinn, indem man dem Arzte gehorcht. Eben so kann man es auch ausser dem Kloster machen, indem man dem Beichtvater an die Stelle des Superiors setzt, und nach seinem Gutbefinden dem Arzte gehorcht. Bey einem solchen Verhalten giebt es vielleicht weniger körperliche Ertödtungen; aber mehr geistige. Man folgt dabey weniger sich selbst; man geht mit sich weniger nach seinem Willen und Wohlgefallen um; man denkt weniger an seinen Leib; man befreyt sich mehr von dem Nachdenken; man findet weniger Gefallen daran, welches gewisse freywillige Ertödtungen erzeigen; endlich ist man weniger mit sich selbst zufrieden, welches eine große Sicherheit ist.

Das ist meine Meynung für mich, und ich gestehe ihnen, daß mir ein bloßer Gehorsam ge-

gen

gen den Arzt, ohne so vieles Nachdenken, lieber seyn würde, als eine Buße, die des Eigensinnes und Wohlgefallens wegen verdächtig ist. Vielleicht gefällt ihnen diese Meynung nicht, weil sie sich vor dem Eigensinne, der sich in die guten Werke einschleicht, weniger zu fürchten haben; ich kann aber andern nur nach meiner Denkungsart rathen, und ich habe keine andere, als diese. Meine Meynungen haben wenigstens dieses bequeme, daß ich allemal wünsche, man möge sie nicht befolgen, um bessere und wichtigere zu befolgen. Ich bin, Mademoiselle, Dero, ꝛc.

LXXI. Brief.

Nutzen, den man vom Schweigen hat, wenn wir uns in der Gesellschaft solcher Personen befinden, deren Betragen uns mißfällt.

An Herrn M. *****

Ich antworte ihnen durch die Hand eines andern, weil mir dieses viel leichter ist, und es ihnen auch seyn wird; denn ich bin nicht so verlegen, wenn ich dictire, als wenn ich schreibe. Ausser dem, daß ich mit ihnen nur von allgemeinen Dingen zu reden habe, die jederman hören kann, ist es auch gleich viel, mit welcher Hand ich ihnen schreibe.

Es ist unmöglich, daß nicht eine jede neue Gesellschaft, und ein jeder neuer Umgang einige Schwierigkeiten erzeigen sollte, weil sich allzeit et- was dabey findet, das unsern Begriffen und Nei- gungen zuwider ist, und die Eigenliebe, wovon man voll ist, es nicht wohl leiden kann, wenn sie bestritten und ihr widersprochen wird, es sey, wor- innen es wolle. Es giebt indessen Regeln, nach welchen man sich richten kann, seine Hitze zu mä- ßigen, und sich bey allen seltsamen und wunderli- chen Dingen, die uns einfallen können, auf eine kluge und christliche Art zu betragen.

Alle Personen, mit welchen wir vom neuen umgehen, haben Eigenschaften, die uns, auch so gar in Absicht auf Gott, gefallen oder mißfal- len. Denn die frommen und gottesfürchtigen Perso- nen mischen allzeit die Betrachtung Gottes in alle ih- re Urtheile, ob sie gleich dabey oftmals auch auf sich selbst mit sehen. Eben so giebt es auch an allen Oertern, wohin wir vom neuen kommen, al- lemal Gebräuche und Gewohnheiten, die uns miß- fallen; und das ist unvermeidlich.

In Ansehung dessen, was uns an den Eigen- schaften der Personen, oder an den Gebräuchen und Gewohnheiten der Oerter, gefällt, ist das Verhalten leicht; denn man darf bey nahe weiter nichts thun, als es billigen und nachahmen. Ich sage bey nahe; denn es giebt gewisse Eigenschaf- ten, die sich zu unserem Naturelle nicht schicken, und Gebräuche, die für uns zu schwer seyn kön-

nen; die wir nicht allemal nachahmen können, welche wir aber allzeit loben und billigen sollen. Der Herr von Bollay z. B. erzählt, daß, als er des heiligen Franz von Sales langsame Art zu predigen nachahmen wollen, er die seinige ganz verderbt habe; so daß er sich, auf Anrathen dieses Heiligen, genöthigt gesehen, wieder nach seiner Art zu predigen. Dieses ist aber etwas seltenes; und gemeiniglich sind die guten Eigenschaften und Gewohnheiten eben so nachahmungs- als lobenswürdig. Die Schwierigkeit besteht also einzig und allein in dem, was uns in Ansehung dieser Eigenschaften, Gemüthsarten und Gewohnheiten, die man bey andern antrifft, mißfallen kann. Es würde schwer werden, alles und jedes vorzuschreiben, was man zu beobachten hat, wenn man sich dabey klüglich verhalten will. Es giebt aber eine allgemeine Regel, die alle übrige in sich begreift, und welche uns alle Fehler, die wir dabey würden begehen können, vermeiden läßt. Diese Regel besteht darinnen, daß man, um verschiedener Ursachen willen, die mir deutlich und wesentlich zu seyn scheinen, schweigen muß.

1. Man muß schweigen, weil man sich in Ansehung dessen, was uns mißfällt, gewöhnen muß, es lange Zeit vor Gott mit Geduld zu ertragen, ehe man den Leuten etwas davon sagt. Eine ungeduldige, übereilte und leichtsinnige Person, kann andern keinen Nutzen schaffen. Gott verlangt also von ihr, daß sie ihre Fehler verbessern soll; und

folglich besteht dasjenige, was sie thun soll, darinnen, zu vörderst an die Ausübung dieser Pflicht zu denken, indem sie das, was ihr an andern mißfällt geduldig und stillschweigend erträgt. Auf diese Art wird man sehen, daß das, was uns anfangs mißfiel, hernach verschwinden wird, und daß wir würden unrecht gethan haben, wenn wir anfangs etwas davon gesagt hätten. Da sie nun nicht lange Zeit haben, sich an dem Orte, wo sie sich befinden, aufzuhalten; so werden sie sich daselbst allemal genöthigt sehen, stille zu schweigen.

2. Man muß schweigen, weil wir zu befürchten Ursache haben, es möchte das, was uns an gewissen Personen und Gewohnheiten gar zu schwer vorkommen würde, nur deswegen so zu seyn scheinen, weil wir selbst gar zu schwach sind, und sich eine geheime Eitelkeit darein mischen möchte. Wenn man in der Welt einen großen Beyfall erhalten hat, und uns viele Leute, unsers Wohlverhaltens wegen, gelobt haben; so macht sich die Eitelkeit, die in uns niemals stirbt, eine Ehre daraus; und man muß nicht verlangen, daß sie sich genöthigt sieht, von diesem Begriffe etwas nachzulassen. Sie stellt uns also diese Gebräuche und Gewohnheiten als solche vor, die von den unserigen gar sehr abweichen, sehr schwer, unnütze und beschwerlich sind. Das einzige Mittel hierwider besteht darinnen, daß, wenn man es nicht hindern kann, daß unser Wille diesen Ekel in unserem Verstande ausbreitet, man es wenigstens

zu

zu verhindern suchen soll, daß er nicht mit andern davon redet. Auf diese Art erlangt man oftmals die Gnade, daß dasjenige, was der Gegenstand unsers Eckels war, der Gegenstand unserer Bewunderung wird. Man ist nicht allemal verbunden, alles das Gute zu thun, welches andere thun; denn die Befolgung des Raths ist kein Gebot. Es ist aber kein Rath, sondern ein Gebot, zu loben, zu billigen, und niemals jemanden von einem gerathenen Werke, das an sich vollkommener ist, abwendig zu machen. Denn das wird in der Schrift ausdrücklich gemißbilligt. Hindere, spricht sie, denjenigen nicht, gutes zu thun, der es thun kann, und suche ihn nachzuahmen, wenn du kannst. Sprichw. 3, 27. Man würde es also als einen großen Fehler anzusehen haben, jemanden durch seine Reden von der Beobachtung einer vollkommenern Sache abzuhalten, ob sie gleich nur wäre gerathen worden.

3. Man muß auch noch schweigen, weil, wenn auch die Gewohnheiten oder die Eigenschaften, die uns anstößig sind, wirklich fehlerhaft wären, wir doch noch nicht wissen, ob man sie nicht duldet, weil man sie dulden muß. Es giebt vollkommenere Gebräuche und Gewohnheiten, die sich aber nicht für alle und jede Oerter schicken; und es ist ein Fehler, wenn man sie einführen will. Endlich giebt es wahre und wirkliche Fehler, die eine neuangekommene Person zu verbessern sich nicht unterfangen soll; weil eben die Widerstrebungen

welche die Eitelkeit in ihr hervorbringen kann, auch in den andern aus eben dem Grunde kann seyn bewirkt worden; und was zu einer andern Zeit wohl würde seyn aufgenommen worden, schadet, anstatt zu nutzen, weil es von einer Person ist vorgebracht worden, die noch nicht glaubwürdig genug ist. Sie sehen, daß mein ganzer Rath auf das Stillschweigen hinaus läuft, und ich freue mich, wenn es genug ist, stille zu schweigen, um etwas gutes zu thun.

LXXII. Brief.

Daß der Contrast der Gemüthsarten keine hinlängliche Ursache ist, sich von denen zu trennen, mit welchen man in einer gewissen Verbindung steht.

1. Sie fragen, was ich von den widrigen Gemüthsarten denke, die sie an zween Personen einer gewissen Gesellschaft wahrnehmen, und ob sie eine hinlängliche Ursache sind, ihnen zu rathen, sich von einander zu trennen. Damit ich nun ihrer Frage genug thun möge; so mache ich eine Gewissensfrage daraus, welche auf folgende Art kann vorgetragen werden. Wir wollen setzen, daß eine Person, die wegen ihrer Geschwindigkeit und Uebereilung oftmals mit einer Art von Leichtsinnigkeit, Neugierigkeit und Mangel der Ueberlegung

legung

legung handelt, sich bey einer andern Person befindet, die von Natur trocken, kurz angebunden, und nicht gar zu gefällig, mißtrauisch und nicht offenherzig ist, und welche mehr wegen ihrer Gemüthsart, als mit Fleiß, ohne eine scheinbare Ursache, unzählige Kleinigkeiten vor derjenigen, mit welcher sie vereinigt ist, verhölt, und sie dadurch auf die Gedanken bringt, sie halte sie für leichtsinnig, neugierig und nicht gar zu verschwiegen: Es fragt sich also, ob die Vereinigung dieser beyden Personen zur Beförderung ihrer Seligkeit dienlich und heilsam ist, und was die erste in Ansehung der andern thun soll?

2. Wenn die erste, die so beschaffen ist, wie wir sie beschrieben haben, bey aller Trockenheit der andern unempfindlich wäre; so würde es keine Frage seyn. Sie würde alle Mängel der Gefälligkeit ihrer Gesellschafterinn als Erinnerungen ansehen, die ihr Gott giebt, auf die Mängel und Gebrechen, die sie veranlassen und verdienen, aufmerksam zu seyn. Sie würde nicht an die Fehler denken, welche die andere, indem sie ihrer Gemüthsart folgt, begehen könnte; sondern nur allein daran, wie sie Gott für die Fehler genug thun wollte, die sie ihre eigenen Mängel und Gebrechen begehen lassen; und sie würden ihm dafür danken, daß es ihr diese unabläßigen Erinnerungen gäbe, um sie wachsamer zu machen. Sie würde ein solches Begegnen zu verdienen glauben und einsehen, daß es sich sehr wohl zu ihren Mängeln und

Gebrechen schickte, und sehr dienlich wäre, sie in Ansehung derselben zu bessern. Wenn man aber setzt, daß sie sich daran stößt, und es nicht verhindern kann, daß in ihrem Herzen nicht Bewegungen des Widerwillens und der Abneigung gegen diese Personen entstehen, was soll sie alsdenn thun?

Meines Erachtens soll sie sich also verhalten.

3. Sie soll einsehen, daß alle diese Bewegungen ungerecht sind. Denn obgleich die Trockenheit dieser Gesellschafterinn ein Fehler seyn kann; so ist doch das Verhalten der Vorsehung gerecht, welche zuläßt, daß sie diese Gemüthsart ihres Ortes ausübt. Sie thut es vielleicht ohne Absicht, und indem sie bloß ihrem Naturelle folgt. Aber Gott, welcher dieses Verhalten zuläßt, hat die ausdrückliche Absicht, seine Gerechtigkeit in Ansehung derjenigen, welche mit ihr vereinigt ist, auszuüben. Es ist recht und billig, daß eine neugierige Person gekränkt wird, und daß man Leuten, die leichtsinnig sind, und unbesonnen handeln, nicht traut. Sich also diesem Verhalten widersetzen, heißt sich Gott widersetzen; sich darüber beklagen, heißt, sich über Gott beklagen; es mißbilligen, heißt, seine Gerechtigkeit, die es veranlaßt, mißbilligen.

4. Das wenigste, was also diese Person thun kann, besteht darinnen, sich mit Gott wieder sich selbst zu vereinigen, nach den Worten, da es heißt: *Conjungere Deo et sustine*: Halte

dich

dich zu Gott und leide. Sir. 2, 3. Es besteht ferner darinnen, alle diese Bewegungen des Widerwillens und der Abneigung als Wirkungen seines eigenen Verderbens zu mißbilligen, sich entschließen, ihnen nicht anzuhängen, und sie, wie alle übrige Versuchungen, zu bestreiten; und, indem man sie Gott als Wunden seiner Seele bekannt macht, ihn um die Heilung derselben in folgenden Worten bitten: *Amove a me plagas meas*: Heile mich von meinen Wunden. Ps. 38, 11. Wenn er ihr ihre Bitte nicht so gleich gewährt, so muß sie sich, in Ansehung dieser Versuchung, wie in Ansehung aller übrigen, verhalten, indem sie sie mit Geduld erträgt, und sich wegen der Fehler demüthigt, welche sie, aus Mangel der Wachsamkeit, wider ihre Entschließungen wird begehen können.

5. Dieses Verhalten Gottes ist nicht nur gerecht, und als ein gerechtes soll sie es lieben; sondern es ist auch voller Barmherzigkeit, und es kann ihr sehr heilsam seyn, wenn sie es sich zu Nutze zu machen weis. Nichts kann für uns gefährlicher seyn, als wenn wir uns in einem Zustande befinden, wo die äußerlichen Dinge, die um uns herum sind, unsere innern Mängel und Gebrechen begünstigen. Eitel seyn, und gelobt werden; neugierig seyn, und man verhölt nichts vor uns; nicht verschwiegen und leichtsinnig seyn, und man vertraut uns alles; das ist das rechte

Mittel, mit diesen Fehlern auch noch den Fehler der Unempfindlichkeit, welcher weit größer ist, zu verbinden, im Bösen zu wachsen und zuzunehmen, und seiner Seele einen weit größern Fall zuzubereiten. Denn wenn Fehlern, welchen man nicht Einhalt gethan hat, und die immer größer geworden sind, hernach nachdrücklich widersprochen wird; so können sie das Uebergewicht bekommen, und die Seele ganz zu Grunde richten. Der Teufel denkt weiter an nichts, als unsere Leidenschaften auf solche Art zu stärken, damit, wenn sie hernach mit einer wesentlichen Pflicht in Streit gerathen, sie weit stärker sind, als diese Pflicht, und uns antreiben, sie zu unterlassen.

6. Das wenigste, so er dabey gewinnen kann, wenn er die bösen Neigungen einer Seele begünstigt, besteht darinnen, sie durch eine Menge kleiner Wunden zu verunstalten, die sie nicht bemerkt, und welchen sie folglich nicht abzuhelfen suchen wird. Dann die Bußbewegungen gehen nur auf Wirkungen, die man kennt, und nicht auf die, so man nicht kennt, und in Ansehung derer man froh ist, wenn man sie nicht los wird. So macht dieses in der Schnelle eine fortdaurende Häßlichkeit, welche Ursache ist, daß man von den Sacramenten wenig Nutzen hat, und immer schwach und matt ist. Das sind die kleinen Oeffnungen, von denen der heilige Augustinus redet, welche, weil sie immer Wassertropfen durchlaufen lassen, das Schiff endlich in Gefahr setzen unter-

zu-

zugehen; wenn man nicht immer dafür sorgt, dieses Wasser vermittelst einer Pumpe aus demselben heraus zu ziehen; und diese Pumpe ist die Demüthigung und die Buße, das heißt, das Gegentheil von diesen Mängeln und Gebrechen.

7. Es ist eine zum christlichen Leben höchstnöthige Sache, sich von den erläßlichen Sünden zu reinigen, damit sie nicht, wenn sie sich vermehren, die Liebe im Herzen ersticken. Dieses schreibt der heilige Augustinus an verschiedenen Orten vor, und macht es einem jeden Gläubigen zu einer unumgänglich nothwendigen Pflicht, indem er sagt, es wäre ein jeder Christ verbunden, die Todtsünden zu meiden, und durch eine beständige Buße zu hindern, daß sich die erläßlichen nicht vermehren. Wer also vielen kleinen Eitelkeiten, Neugierigkeiten, Leichtsinnigkeiten und Unbesonnenheiten unterworfen ist, der soll sich entschließen sie zu bestreiten, und sein ganzes Leben lang Buße dafür zu thun.

8. Es thut also diese trockene, kaltsinnige und mißtrausche Gesellschafterinn weiter nichts, als daß sie ihr bey ihren Vorhaben, ihre Leidenschaften zu bestreiten, beysteht. Sie ist eine Gehülfinn, die ihr Gott zuschickt, um sie daran zu erinnern, und ihr durch die kleinen Bewegungen des Widerwillens, den sie ihr verursacht, indem sie sich ihren Leidenschaften widersetzt, zu erkennen zu geben, wie sehr sie an ihnen hängt. Und wenn diese Person diese Gehülfinn verwürfe, und zu erken-

kennen gäbe, daß sie verdrießlich darüber wäre; so sollte sie daraus den Schluß machen, daß es weder ihr ernstlicher, noch ihr aufrichtiger Wille wäre, ihre Leidenschaften zu bestreiten, und sich von ihren Fehlern zu reinigen; und daß das allgemeine Verlangen, welches sie darnach zu erkennen giebt, nur die Wirkung eines Lichts, welches sie einsehen läßt, daß man sich wehe thun muß, und eines gewöhnlichen Betrugs ist, vermöge dessen wir uns oftmals die Neigungen zuschreiben, die wir für nöthig halten, um uns zu schmeicheln, daß wir tugendhaft wären.

9. Man muß aber auch nicht sagen, so lange man den Widerwillen, die Trockenheit, oder das Mißtrauen, welches man gegen uns an den Tag legt, empfände, so habe man kein wahres Verlangen, sich in Ansehung des Lasters, welches es hervorbrächte, zu bessern. Diese innern Bewegungen sind zwar, wenn sie wider unsern Willen entstehen, Kennzeichen unsers Herzens; sie können aber bey jenem wahren Verlangen, nicht nach diesem Verderbnisse zu leben, bestehen. Man muß sich entschließen, diese unordentlichen Bewegungen geduldig bis an den Tod zu leiden, der uns ganz davon befreyen wird, und sie indessen durch eine beständige Tödtung zu schwächen suchen. Das Fleisch gelüstet wider den Geist; denn alle Begierden, auch die geistigsten, die auf das Geschöpf gerichtet sind, sind in der Schrift unter dem Namen des Fleisches begriffen. Das

hin.

hindert aber auch nicht; daß den Geist wider das Fleisch gelüstet, wenn er seine bösen Bewegungen zu mißbilligen, und ihnen Einhalt zu thun sucht. Mit einem Worte, man ist deßwegen nur in dem gewöhnlichen Zustande der Gerechten dieser Welt, deren Leben ein beständiger Streit des guten Willens mit dem bösen ist. Wenn man es aber mit seinen Leidenschaften hielte, und die Hülfsmittel verwürfe, die uns Gots durch die Einrichtung und das Verhalten seiner Vorsehung zuschickte; so würde gar sehr zu befürchten seyn, dieser Streit möchte sich mit dem Siege der Begierde, und Vertreibung des Geistes Gottes endigen.

10. Sind es aber nicht Fehler, trocken, kaltsinnig, mißtrauisch gegen diejenige, mit welchen man umgeht, zu seyn. Ja ohne Zweifel; esn sind aber Fehler für die, welche darein fällt, indem sie ihrer Gemüthsart folgt; und es sind dagegen gute Hülfsmittel für die, welcher diese Gemüthsbeschaffenheiten nützlich sind. Es geschieht vielleicht um ihretwillen, daß sie Gott zuläßt. Denn gleichwie er bisweilen den bösen Willen der Gottlosen zur Heiligung der Gerechten anwendet; also braucht er auch oftmals die Fehler der Frommen, um andere Fromme zu bessern. Es haben also diejenigen, welchen diese Mittel Nutzen schaffen, Ursache zu glauben, daß Gott diese Mängel und Gebrechen an andern zuläßt, um sie selbst zu bessern, und daß das rechte Mittel, andere von diesen Mängeln und Gebrechen zu befreyen, darin-

nen

nen besteht, sich in Ansehung der Unvollkommenheit, um deretwillen sie Gott zuläßt, zu ändern und zu bessern.

11. Man kann noch hinzusetzen, daß man zu den Fehlern, worüber man sich beklagt, oftmals durch seine eigenen Unvollkommenheiten, die sie veranlassen, etwas beyträgt. Seyd nicht neugierig, und gebet zu erkennen, daß es euch gleichgiltig sey, ob man euch etwas sage, oder nicht sage; so werdet ihr sehen, daß man von sich selbst geneigt seyn wird, nichts vor euch zu verhölen. Suchet die Leichtsinnigkeit, die Geschwindigkeit und Uebereilung zu vermeiden; so wird man Zutrauen zu euch haben. Man wird sich auf eure Klugheit und Verschwiegenheit verlassen, wenn man in euren Handlungen viel Zurückhaltung und Ueberlegung wahrnehmen wird. Wenn man aber andere wegen ihrer Fehler zu eben der Zeit, da man sie selbst hegt, und durch seine Handlungen unterhält, ändern und bessern will; so heißt das, weder für sie, noch für sich selbst, die Liebe haben, die man haben sollte.

12. Aber, wird man sagen, die Fehler werden nicht durch ein einziges Mittel verbessert. Ich gestehe, daß ich es nöthig habe, der Leichtsinnigkeit, der Unbesonnenheit, der Neugierigkeit und Eitelkeit Widerstand zu thun; ich gebe mir auch Mühe, sie in meinem ganzen Leben zu bestreiten; ich werde ihnen durch das Gebeth und die Vermeidung der Gelegenheiten zu widerstehen suchen;

ich

ich will die Gemüthsarten derer, bey welchen ich mich befinde, bis auf einen gewissen Punct ertragen; es mangelt nicht an solchen Gelegenheiten, man mag sich in einer Gesellschaft befinden, in welcher man will; aber die übertriebene Trockenheit, und das gar zu große Mißtrauen, welche mir zuwider sind, möchte ich nicht gern leiden und erdulden. Das ist der letzte Schlupfwinkel der Eigenliebe, deren Betrug aber alle diejenigen, die Verstand genug haben, gar bald einsehen. Es ist nicht die Rede davon, daß wir Mittel erwählen sollen, unsere Leidenschaften zu überwinden. Gott weiß sie besser, als wir, nach unsern Bedürfnissen einzurichten. Und wenn sie Gott durch den Stand, in welchen er uns in unserem Leben beruft, selbst erwählt hat; so ist es eine augenscheinliche Versuchung, wenn wir andere erwählen wollen, die vielleicht üble Folgen, die wir nicht vorhersehen können, nach sich ziehen, und zu Versuchungen Gelegenheit geben werden, denen wir vielleicht nicht widerstehen können.

13. Wenn man auch selbst die Natur und Beschaffenheit dieser Quaal und Marter betrachtet; so wird man finden, daß sie vielleicht die leichteste unter allen denjenigen ist, die man in diesem Leben leiden kann. Sie ist dem Leibe gar nicht beschwerlich; weil der Leib nicht von Neugierigkeit und Zutrauen lebt. Sie beleidigt auch die Vernunft nicht; denn die Vernunft verlangt unnütze Dinge nicht zu wissen. Sie ist also eigentlich nur der Eigen-

lie-

liebe beschwerlich, der man beschwerlich zu fallen, und die man zu kränken suchen soll; und wir behalten dabey allemal den Beystand der Vernunft und des Glaubens, um ihr Einhalt zu thun. Man kann allemal zu sich selbst sagen: Warum soll ich mich deswegen für beleidigt halten, daß man diese Kleinigkeiten vor mir verhölt, da es mir, sie zu wissen, zu nichts nutzen würde? So redet die Vernunft. Oder man kann zu sich sagen: Warum soll es mich verdrießen, daß man Sachen vor mir verhölt, die ich nicht zu wissen brauche, da es gut für mich ist, diese kleinen Befriedigungen entbehren zu müssen, die weiter zu nichts dienen würden, als meine Neugierigkeit zu vermehren? So redet der Glaube.

14. Daß bey dieser Quaal und Marter viel Einbildung ist, davon ist dieses ein augenscheinlicher Beweis, weil sie mehrentheils nur bey denen, die sie empfinden, angetroffen wird. Andere werden zwar wohl gewahr, daß eine Person trocken und einigermaaßen mißtrauisch ist; sie lassen es sich aber nicht einfallen, sich diese Fehler als etwas für sie gar sehr beschwerliches vorzustellen. Sie werden deswegen weder unwillig, noch verdrießlich. Es hindert sie das nicht, an diesen trockenen Personen viel gute Eigenschaften wahrzunehmen. Wenn es also Leute giebt, bey welchen diese Empfindungen auf eine ganz andere Art lebhaft sind; so ist dieses ein großer Beweis, daß

sie

sie weiter nichts, als die Frucht und Wirkung ihrer Einbildung, sind.

15. Sie sind auch in der That bey denen, die so lebhaft davon gerührt werden, sehr ungleich und veränderlich. Oftmals verschwinden sie gar, und es bleibt ihnen weiter nichts übrig, als eine Verwunderung, daß sie haben so schwach seyn und sich dabey aufhalten können. Wenn also diese Personen die Einsicht hätten, die sie haben sollten; so würden sie zu sich selbst sagen, wenn es ihnen schwer wird, die Trockenheit und das Mißtrauen anderer zu ertragen: was mir jetzo unangenehm und beschwerlich ist, wird verschwinden, und mir weiter nichts zurücklassen, als daß ich mich meiner Schwachheit schäme. Ich werde in Ansehung dieser Sache bald anders gesinnt seyn, und sie nur für ein bloßes Nichts halten. Warum urtheile ich nicht zum voraus auch eben so davon, da sie jetzo nichts gegründeteres ist, als sie alsdenn seyn wird, uud sonst nichts wirkliches hat, als was ihr meine Einbildung giebt?

LXXIII. Brief.

Daß es den Menschen niemals erlaubt ist, andere Menschen zu versuchen, um zu sehen, ob ihre Tugend Grund hat, oder nicht, weil sie diese Versuchung zum fallen würde verleiten können.

Es ist nicht nur gar sehr erlaubt, mein Herr, nicht meiner Meynung zu seyn; sondern ich kann auch sagen, daß ich ganz anders vergnügt und zufrieden bin, wenn man es nicht ist, als wenn man es ist. Denn ich gestehe ihnen, daß ich mich vor den verwegenen Meynungen so sehr fürchte, und in die meinigen ein solches Mißtrauen setze, daß es für mich keine geringe Beruhigung ist, wenn, nachdem sie sind verworfen worden, ich keine Ursache habe, zu befürchten, der Grund und die Ursache von irgend einer Verbindung zu seyn. Ihre Gründe kommen mir über dieses sehr wichtig vor, und sie wissen sie auf eine sehr überzeugende Art vorzutragen. Da indessen die Sache wichtig ist; so werde ich diese Gelegenheit mit Vergnügen ergreifen, um mich so deutlich, als ich nur können werde, über diese Frage, wie man sich zu verhalten hat, zu erklären, und ich werde mich deswegen von dem Herrn E. **** und von demjenigen, an welchen er sich gemeiniglich wendet, belehren lassen, und ihnen ihre Gründe, wie auch zugleich diejenigen vorlegen, die man ihnen, wie ich noch immer dafür halte, entgegensetzen kann. Ich will sie ihnen bekannt machen, damit sie urtheilen können, ob ich einigermaaßen Ursache habe, davon gerührt zu werden.

Sie sagen, wenn Gott die Menschen versucht, damit sie Gelegenheit haben mögen, sich kennen zu lernen; so können die Menschen sie auch versu-

chen,

chen, um sie besser zu kennen. Es ist aber gerade diese Ursache, die mich antreibt, das Gegentheil zu schließen.

Gott versucht die Menschen, entweder aus Barmherzigkeit, oder aus Gerechtigkeit. Er versucht sie aus Barmherzigkeit, wenn er es so einrichtet, daß sie von den Versuchungen Nutzen haben. Er versucht sie aus Gerechtigkeit, wenn er, zur Strafe für ihre Sünden zuläßt, daß sie in solche Versuchungen gerathen, welchen sie unterliegen. Nun schickt sich aber weder die eine, noch die andere, von diesen beyden Arten für die Menschen, in Ansehung anderer Menschen. Sie haben die Macht nicht, andere aus Barmherzigkeit zu versuchen; weil, wenn Gott dieses thut, er denen, die versucht werden, zu gleicher Zeit die Mittel an die Hand giebt, welche nöthig sind, die Versuchungen zu überwinden. Das können nun aber die Menschen nicht thun. Sie können zwar wohl die Seelen durch ihre Reden in Gefahr setzen; es steht aber nicht in ihrem Vermögen, ihnen zu helfen, oder ihnen die Kräfte zu verleihen, welche erfordert werden, sich vor der Gefahr, in welche sie sie gesetzt haben, zu bewahren. Es würde also heißen, sie einer gewissen Gefahr aussetzen, welches keine Wirkung der Barmherzigkeit ist. Noch weniger ist ihnen erlaubt, die Seelen aus Gerechtigkeit zu versuchen; denn Gott läßt diese Art von Versuchung nur zur Strafe für Sünden zu, die ihm von denen, die er ihr überläßt, bekannt

sind. Nun sind aber die Menschen nicht gesetzt, andere Menschen vorsetzlicher Weise zu strafen, und sie fallen zu lassen; sondern ihnen zu helfen, sich wieder aufrichten.

Wenn wir von dem allgemeinen Satze zu der Art und dem besondern Satze fortgehen, und die Frage also einrichten, nämlich: Ob, wenn ein junges Frauenzimmer Lust hat eine Nonne zu werden, und ihr Noviziat schon größtentheils zurückgelegt hat, und alsdenn verschiedene Ungewißheiten und Zweifel blicken läßt, welche zu erkennen geben, daß sie nicht ganz entschlossen ist, ins Kloster zu gehen, ob es, sage ich, schicklich ist, ihr die Sache gewissermaaßen leichte zu machen, so daß sie glauben kann, in der Welt selig zu werden, wenn sie bey den ihrigen lebt, die sehr ordentlich leben. Das ist es, was man, meines Erachtens, wider den Gebrauch dieses Mittels anführen kann.

Die Art und Weise, wie man sich gemeiniglich bey der Erwählung der Stände betriegt, besteht darinnen, daß, da die mehresten Stände ihr Gutes und ihr Böses, ihre Vortheile und ihre Nachtheile haben, der Verstand des Menschen, der von Natur eingeschränkt und schwach, und auch oftmals von einer Leidenschaft eingenommen ist, diese Stände nicht erwählt, indem er sie ganz, nach allen ihren Vortheilen und Nachtheilen, betrachtet; sondern indem er oftmals nur auf das sieht, was bey demjenigen, den er erwählt, vortheilhaft, und bey dem, den er nicht erwählt, beschwer-

schwerlich ist. Ich wollte herzlich wünschen, daß man die Welt allen jungen Frauenzimmern vorstellte, wenn man sie dieselbe ganz könnte betrachten lassen, weil nicht leicht eine würde gefunden werden, die sie nicht verließe. Was sie aber betriegt und zurückhält, wenn man sie auf die Gedanken bringt, wieder in dieselbe zurückzukehren, das ist dieses, weil sie sie von gewissen schönen Seiten ansehen, und das übrige vor sich verbergen. Das bringt sie auf andere Gedanken, und macht, daß sie ihren Beruf verlassen. Sie stellen sich in der Welt kein sündliches Leben vor, sondern ein den Sinnen angenehmes, das weder böse, noch gefährlich zu seyn scheint; und so werden sie oftmals ein Leben überdrüßig, das weit sicherer und heiliger, aber weit eingeschränkter ist. Da sie nun dieses zum fallen bringt, heißt es nicht die Absichten ihrer Feinde befördern, wenn man sie auf dieselben Gedanken bringt? Wenn ihnen diese Gedanken einfielen, wie denn scheint, daß sie diese junge Novize gehabt hat, uud daß sie so gar durch dieselben ist wankelmüthig gemacht worden; so sollten ihr, wie es scheint, der Vater und die Mutter, denselben aus Liebe widerstehen helfen, nicht indem sie ihr hart begegneten, sondern indem sie ihr ihren Stand in der Welt ganz, und so wohl die Vortheile, als auch die Nachtheilen, die sie in demselben finden kann, bekannt machten. Ich halte aber nicht dafür, daß man ihr, ohne ihr sich betriegen zu helfen, die einen

ohne die andern habe vorstellen können. Man sage ihr immerhin, sie könne bey den ihrigen ein heiliges und christliches Leben antreffen, ihr Vater und ihre Mutter wären geneigt sie aufzunehmen; man sage ihr aber auch zu gleicher Zeit, sie wäre in Gefahr, in kurzer Zeit ihren Vater oder ihre Mutter zu verlieren, und der Verlust das einen oder der anderen könne sie in sehr große Gefahr setzen. Man mache ihr die unzähligen Gefährlichkeiten des Ehestandes, der für diejenigen, so sich in denselben begeben, ein Abgrund ist, auf das genaueste bekannt. Man zeige ihr die übergroßen Schwierigkeiten und Gefährlichkeiten eines jungen Frauenzimmers, das keine Aufsicht hat, sich selbst überlassen, und genöthigt ist, von einem geringen Vermögen zu leben, das in der Welt vielen Beschwerlichkeiten und unzähligen Gelegenheiten, sich ins Verderben zu stürzen, ausgesetzt ist. Wenn man diesen Eindruck ganz machen konnte; so würde ich es nicht mißbilligen, daß man ihn betrachten ließe; aber unvollkommene Vorstellungen von dem Leben der Welt zu machen, ist eine Sache, die mir nicht gefallen will.

Und man muß nicht sagen, man könne ohne dieses nicht recht wissen, ob ein junges Frauenzimmer im Ernste Willens sey, sich Gott zu ergeben, und ob nicht menschliche Ursachen dabey mit ins Spiel kämen. Denn wenn sich ein junges Frauenzimmer wegen dieser unvollkommenen Abschilderung, die man ihr von dem Weltleben machte,

in

in die Welt zurückzukehren entschlösse; so würde man daraus gar nicht schließen können, es wäre diesem jungen Frauenzimmer kein wirklicher Ernst gewesen, eine Nonne zu werden; sondern nur, daß sie, in Ansehung dieses Entschlusses, durch eine Versuchung, in welche man sie geführt, wäre wankelmüthig gemacht worden. Der heilige Augustinus sagt *) Gott wirke auch sogar in den Gerechten nicht allemal einen starken Willen zum Guten, und ein alles überwindendes Vergnügen. Bald fände die Seele ein Vergnügen daran, bald aber auch nicht, um sie zu belehren, daß, wenn sie ein Vergnügen daran findet, die Gnade dieses Vergnügen und diesen Reiz in ihnen hervorbringt. Wenn also eine Person zu der Zeit, da sie diese Gnade nicht hat, in eine starke Versuchung geräth, welche ihr die Welt als liebenswürdig vorstellt; so unterliegt sie dieser Versuchung, ohne daß man daraus den Schluß machen könnte, daß, wenn sie zu einer andern Zeit in diese Versuchung gerathen wäre, sie ihr ebenfalls auch würde unterlegen haben: *Ideo unusquisque nostrum, nunc scit, nunc nescit, nunc delectatur, nunc non delectatur, ut noverit divini esse muneris, &c.* Es macht also Gott die mehresten Seelen selig, nicht indem er ihnen allemal stärkere Gnaden verleiht, sondern indem er sie zur Zeit ihrer Schwachheit, vor Versuchungen bewahret; und es scheint, daß es ein Beichtvater aus Liebe auch

*) De pecc. meritis, L. 2. c. 17. n. 27.

so machen solle. Endlich halte ich dafür, es sey sehr viel davon zu sagen, daß man einen Versuch machen wolle, ob der Wille eine Nonne zu werden, ein so reiner und so starker Wille wäre, daß er allem widerstehen könnte, was man ihnen auch nur sagen möchte, um sie in der Welt zurückzuhalten. Sollte man es z. B. wohl billigen, daß, wenn ein junges Frauenzimmer im Begriffe ist, sich ins Kloster zu begeben, man ihr eine vortheilhafte Heurath, und ein angenehmes und gemächliches Leben vorschlüge? Würde es nicht vielmehr heißen, sich der göttlichen Vorsehung widersetzen, welche uns, wie der heilige Augustinus sagt, durch die Bitterkeit, die er uns in der Welt finden läßt, das rechte und wahre Gut lieben lehrt? *Per amaritudinem inferiorum discit amare meliora.*

Es giebt Personen, die Gott nicht anders, als durch die Widerwärtigkeiten und das Elend dieses Lebens, zu sich zieht; und wer aus den Klöstern alle dienigen ausschliessen wurde, welchen dergleichen Betrachtungen Gelegenheit gegeben haben, sie zu suchen, der würde ihnen eine unzählige Menge guter Glieder entziehen. Man muß zwar in demselben nicht etwan nur die Befreyung von den Widerwärtigkeiten der Welt suchen, und es muß in dem Herzen ein aufrichtiges Verlangen, Gott zu gefallen, und ihn sich vorzuziehen, seyn. Aber Gott will es gar wohl haben, daß man die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten des Lebens der

Welt braucht, um die Versuchungen, die uns antreiben würden, sie zu lieben, desto leichter zu überwinden. Die Liebe braucht diese menschliche Bewegungsgründe selbst, um sich wider den Geist der Welt zu stärken, der sich gern unsers Herzens bemächtigen möchte. Und darum hatte der heilige Benedictus so gar verordnet; die Aeltern sollten ihre Kinder, wenn sie dieselben in die Klöster thäthen, enterben, damit sie nicht in die Versuchung gerathen möchten, in dieselbe zurückzukehren, weil sie sich die Hoffnung machen könnten, in der Welt ein gemächliches Leben zu führen.

Das sind, mein Herr, die Ursachen, die ich der Mutter zu überlegen gegeben habe, um sie befürchten zu lassen, ihrer Tochter diese unvollkommene und betrügliche Abschilderung von dem Leben zu machen, das sie in der Welt würde führen können, weil ich überzeugt bin, daß, wenn ein junges Frauenzimmer von sich selbst eine gute Wahl zu treffen geneigt ist, man es nicht leicht durch Betrachtungen, die es davon abziehen, und bey ihm Versuchungen werden können, davon abhalten soll. Das ist mein Gedanke gewesen, ich habe ihn ihr aber nur mitgetheilt, indem ich ihn ihrer Beurtheilung unterworfen. Ihr Brief hat mich daran zweifeln lassen; und wenn ich nicht durch das Ansehen der Personen, die ich ihnen genannt habe, in meiner Meynung bestärkt werde, so werde ich es ein andermal nicht wieder wagen, mei-

ne Meynung über eine so kützliche Materie zu sagen. Ich bin Dero, ꝛc.

LXXIV. Brief.

Daß die Vergleichungen, die man zwischen den verschiedenen Ständen des Lebens anstellt, mangelhaft sind.

An die Frau Marquisinn von D***.

Ich halte dafür, Madam, daß alle Vergleichungen, die man unter den verschiedenen Ständen des Lebens anstellt, auf mancherley Art mangelhaft sind. Man sieht dabey nur auf die Schwierigkeiten oder die Vortheile des Standes an sich selbst, und bedenkt nicht, daß die Verschiedenen Neigungen, die verschiedenen Einsichten, und die verschiedenen Einbildungen und Gedanken machen, daß dasjenige, was an sich weniger beschwerlich ist, in Absicht auf eine gewisse Neigung weit beschwerlicher wird; und daß hingegen das, was weit beschwerlicher ist, es in Rücksicht auf eine gewisse Neigung weit beschwerlicher und gefährlicher ist, es in Rücksicht auf eine andere Neigung weit weniger ist. Für eine wahrhaftig erleuchtete Seele wurde, Madame, nichts gefährlich seyn. Denn es kömmt in allen Sachen darauf an, die Ewigkeit der Zeit, das höchste

Gut

Gut kleinen Gütern, und große Ü bel kleinen Uebeln vorzuziehen. Was für eine Verhältniß haben nun aber wohl diese Dinge mit einander? Und wie kann man in die Versuchung gerathen, eine üble Wahl zu treffen?

Man kann, Madame, nur aus Mangel der Einsicht, und wegen unordentlicher Neigungen das kan gerathen. Deswegen habe ich nun gesagt, es wären besonders diese Einsichten und Neigungen, welche gewisse Stände weit gefährlicher, als die andern, machten. Es scheint also, man kann nicht gewiß sagen, daß ein Stand gefährlicher, als der andere, wäre; weil diese Gefahr von dieser Verwandschaft oder diesem Verhältnisse mit den Fehlern der Menschen abhängt. Indessen scheinen mir gewisse allgemeine Betrachtungen den Verstand anzutreiben, diese Frage auf eine andere Art zu entscheiden, als sie von ihnen ist entschieden worden.

Ihr Stand, Madame, hat zwo Eigenschaften: Er ist gewiß und unveränderlich; es steht nicht bey ihnen, ihn zu ändern; sie dürfen sich hierüber nicht bedenken. Ueber dieses sind die Pflichten desselben deutlich genug, und es wird nur ein mittelmäßiger Verstand erfordert, sie einzusehen. Er ist gewissermassen ganz mit Gefahren umgeben, und sie können ihn nur freywillig verlassen, und indem sie wider Einsichten handeln, von welchen sie vollkommen überzeugt sind. Wenn ihre Pflichten beschwerlich sind; so sind sie genau

bestimmt und deutlich angezeigt. Sie können nur einen Weg gehen; und das Verlangen, selig zu werden, mag so klein seyn, als es nur immer will, so ist es doch hinlänglich, ihnen alle Schwierigkeiten desselben überwinden zu helfen.

Es ist aber ein großer Unterschied unter diesem Stande und dem Stande derjenigen, die durch keine Nothwendigkeit gebunden sind, die verschiedene Wege, deren Gefahr ihnen nicht sonderlich bekannt ist, erwählen können, und welche auf einem Wege gehen, wo man verschiedene sanfte Abhänge antrift, welche einladen, sich darauf zu begeben, weil man die Gefahr nicht sieht, und sich einbildet, man werde auf demselben stille stehen, wenn man wolle.

Mit einem Worte, Madame, die Gefahr der verschiedenen Stände besteht nicht so wohl in den Mühseligkeiten und der Härte eines solchen Standes, als vielmehr in den Mitteln, die sich zeigen, ihn zu verlassen, und in der Einbildung, welche macht, daß man die Uebel desselben als solche ansieht, die nicht nothwendig sind, und die man mit gutem Gewissen vermeiden kann. Eben der Grad der Tugend, welcher hinlänglich seyn würde, ohne Verdruß wie ein Carmeliter zu leben, wenn man diese Lebensart erwählt hat, und die Einbildung keinen erlaubten Ausgang aus derselben zeigt, ist nicht hinlänglich, ein Leben zu führen, das bey weitem nicht so strenge ist, und welches man nicht führen muß. Diese Ausgänge

und diese Mittel theilen die Seele, und halten sie ab, ihre Kräfte zu brauchen, das Uebel ihres Standes zu ertragen, indem sie in ihr den Wunsch erregen, dieses Uebel zu vermeiden, und indem sie ihr gewisse Mittel dazu zeigen, die sie durch eine falsche Hoffnung aufhalten und hintergehen.

Ich halte dafür, man solle auch noch überdieses bedenken, daß wir von den Mühseligkeiten verschiedener Stände nicht nach den wirklichen Uebeln, die damit verbunden sind, sondern nach der Vorstellung, welche sich die Welt davon macht, urtheilen. Man entlehnt diese Vorstellung, man nimmt sie an, und hält sich für elend, wenn uns die Welt dafür hält. Nun hat es der Welt nicht gefallen, zu glauben, daß eine Dame, die sich in guten Umständen befindet; die keine verdrießlichen Sachen und keine besondern Widerwärtigkeiten hat; die sich in dem Stande, in welchem sie ist gebohren worden, erhalten, oder sich doch nur auf eine Art erniedrigen kann, die sie in den Augen der Welt nicht verächtlich macht, sehr elend wäre. Sie ist es also wirklich nicht, wenigstens nicht auf eine der Einbildungskraft merkliche Art, ob sie gleich christliche Betrachtungen in ihrem Stande viel wirkliche Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten können wahrnehmen lassen. Ganz anders verhält es sich, wenn die Vorstellung, die man von der Welt entlehnt, uns einen gewissen Stand als sehr elend, niedrig und geringe ansehen läßt. Denn wenn sich diese

Vor-

Vorstellung der Einbildungskraft bemeistert; so geschieht es sehr selten, daß sich die Seele darüber erhebt, und diese Stände nach dem, was sie wirklich sind, betrachtet. Die Armuth, in welcher man ist gebohren worden, und die, in welche man durch verschiedene Zufälle geräth, welche machen, daß man in einen schlechtern Zustand kömmt, haben dieselbe Wirklichkeit, aber nicht dieselbe Empfindlichkeit. Die mehresten Armen ertragen die eine mit ziemlicher Ruhe und Gelassenheit; aber wenige können die andere ohne Unwillen und Verdruß ertragen. Wenn man also die verschiedenen Meynungen über diese beyden Stände, die sie mit einander vergleichen, vereinigen will; so glaube ich, man könne sagen, der eine habe mehr wirkliche Uebel, und weniger Mittel sie zu vermeiden, er habe aber den Beystand der Nothwendigkeit und der Einsicht, welche die Seele ungemein unterstützen; der andere habe vielleicht weniger wirkliche Uebel, aber mehr eingebildete; und weil man nicht durch dieselben Bande der Nothwendigkeit daran gebunden ist, so geräth man dabey in die Versuchung, gewisse Mittel zu brauchen, welche, ob sie gleich an sich erlaubt sind, dennöch in der Folge des Lebens für das Gewissen schrecklichen Kummer und Unruhe verursachen.

Aus diesem allen mache ich nun den Schluß, Madame, daß, wenn man in einem Stande, es sey, welcher es wolle, sicher und ruhig seyn will, man die Meynungen der Welt ablegen, die Kreu-

zi-

zigung des Fleisches und die Demüthigung aufrichtig lieben, und wider die erlaubten Mittel, welche sich, sie zu vermeiden, zeigen, gar sehr auf seiner Hut seyn muß; und daß man ausser dem in einem jeden Stande in Gefahr ist. Halten sie sich übrigens nicht dabey auf, Madame, ein vollkommen richtiges Verhältniß dieser allgemeinen Betrachtungen mit dem besondern Gegenstande zu suchen, auf welchen man sie einigermaaßen hat anwenden wollen. Denn wenn man ins reden kömmt; so läßt man sich von der Wahrheit, die sich zeigt, hinreißen, ohne an den besondern Gegenstand, der dazu Gelegenheit gegeben hat, zu denken. Das ist genug für eine Person, die nur ihr Uebel hintergehen will, indem sie an etwas anderes denkt. Sie werden also so gütig seyn, und alles, was ich hier schreibe, vielmehr als etwas, das in den Wind geredet worden, als für eine Antwort auf ihren Brief, ansehen. Ich bin Ihr, ꝛc.

LXXV. Brief.

LXXV. Brief.

An einen Superior des Cisterzienserordens.

Verschiedene Meynungen über die Art und Weise, wie man die alte Ordnung in den Klöstern dieses Ordens wieder herzustellen suchen soll. Daß man die neue Gebräuche und Gewohnheiten, die zur Heiligung der Ordenspersonen etwas beytragen können, als das Gebeth im Herzen, darinnen beybehalten soll.

Es ist schwer, mein ehrwürdiger Vater, mehr gekränkt zu werden, als ich es bey dem Verlangen geworden bin, welches ich hatte, durch eine Dienstleistung den Eifer und die Liebe, die ich zu ihnen und zu ihrem Kloster trage, zu erkennen zu geben. In der Absicht fieng ich begierig an, das Manuscript, welches sie bey mir zurückgelassen haben, durchzusehen; aber ebendieses hat mich auch abgehalten, gnugsam bey mir zu überlegen, wie wenig diese Arbeit mit dem, was ich thun konnte, ein Verhältniß hatte. Aber Gott hat mich gar sehr genöthigt, es mehr einzusehen, als ich es würde gewünscht haben. Zum ersten ist die Zeit, seit dem ich das Manuscript in den Händen habe, und welches ziemlich lange ist, so wohl

durch

durch verschiedene dringende und unvermuthete Verrichtungen, die mir vorgefallen sind, als auch durch zween große Anfälle von meiner Krankheit, unterbrochen worden, welche, weil sie mich hinderten, in dem Lesen fortzufahren, machten, daß ich einen Theil von den Gedanken, die mir eingefallen waren, vergaß. Aber die Hauptschwierigkeit ist mein schwaches Gesicht gewesen, welches sich ganz und gar nicht zu Manuscripten, und besonders zu solchen schickt, die entweder mit kleinen Buchstaben, oder von einer fremden Hand geschrieben sind; so daß, wenn ich von diesem vier Seiten gelesen hatte, ich oftmals nicht im Stande war, weiter fortzufahren. Ich war also gezwungen, diese Arbeit zu unterbrechen; und sie können es nicht glauben, wie verdrießlich mir bey dem Verlangen, darinnen fortzufahren, diese öftern Unterbrechungen gewesen sind, und wie sehr es mich schmerzt, mich endlich genöthigt zu sehen, anstatt ihnen einen etwas nützlichen Dienst zu leisten, die Mühe, die ich mir gegeben habe, dabey meinen Zweck zu erreichen, in Anschlag zu bringen. Indessen sind dieses, mein ehrwürdiger Vater, die Umstände, in welchen ich mich befinde, und vielleicht rechnet ein so verständiger Mann, als sie sind, dieses für etwas. Denn die Eigenliebe ist gewiß sehr schlecht damit zufrieden; und es ist, meines Erachtens, nichts zu finden, daß ihr weniger angenehm wäre, als dieses Bekenntniß ihres Unvermögens. Ich muß es mir indessen, da es Gott so haben will,

gefallen lassen, und sie bitten, damit zufrieden zu seyn, daß ich, anstatt eines Durchsehens, bey welchem ich viel besondere Anmerkungen zu machen Willens war, dem Verfasser dieser Abhandlung nur einige allgemeine Anmerkungen mittheile, gegen welche er so viel Achtung haben kann, als ihm beliebt.

Er hat sich bey dem Urtheile, welches er von den verschiedenen Büchern der Kirchengebräuche, deren Fehler er bekannt macht, fällt, viel Mühe gegeben, zu beweisen, daß er Recht hat, und er beweißt es sehr gut. Die Veränderungen, die er tadelt, sind in der That tadelnswürdig. Das beständige Verlangen, sich nach der römischen Gewohnheit zu richten, ist eine übel angebrachte Schmeicheley gegen den römischen Hof, vermöge welcher man einen Gehorsam gegen ihn an den Tag legt, den er nicht nur nicht fordert, sondern auch nicht einmal verlangt. Denn der heilige Stuhl hat bey verschiedenen Gelegenheiten zu erkennen gegeben, daß er es nicht nur gern sieht, daß eine jede Kirche und ein jeder Orden seine Gebräuche und Gewohnheiten beybehält; sondern daß ihm auch diese Sorgfalt, das Alterthum beyzubehalten, angenehm ist, und der Kirche zur Zierde gereicht. Ob nun also gleich, um nur ein einziges Beyspiel davon anzuführen, verschiedene Päpste an der Verbesserung der Uebersetzung der Psalmen, die man in den Kirchen singt, mit Nutzen gearbeitet haben; so haben sie es doch geduldet, daß

die

die alte italiänische Uebersetzung der Psalmen, die nicht nur älter ist, als die Uebersetzung des heiligen Hieronymus, welche die Kirche in Ansehung der Psalmen nicht angenommen hat, sondern auch so gar noch älter, als die, derer sich die Kirche bedient, und welche diejenige ist, die man an verschiedenen Orten geändert und verbessert hat, zur Ehre des Alterthums, in einer der berühmtesten Kirchen zu Rom noch immer gebräuchlich ist. Man hat also glauben können, daß es der heilige Stuhl ebenfalls auch würde gebilligt haben, daß der Cisterzienserorden seine alten Kirchengebräuche beybehielte, und daß er es heute zu Tage als etwas sehr erbauliches ansehen würde, daß es noch viele Klöster gäbe, in welchen man ein lebendiges Bild von dem Leben gewahr würde, das der heilige Bernhard und die alten Ordenspersonen darinnen geführt haben.

Ob man nun also gleich überhaupt sagen kann, daß diese Verbesserungen ohne Noth und ohne Einsicht, und aus verschiedenen Bewegungsgründen, welche die Liebe zur Wahrheit zu billigen nicht erlaubt, sind gemacht worden; so glaube ich doch nicht, daß der damit verbundene Schade so groß ist, daß er nicht durch verschiedene Umstände könnte ersetzt werden, die einige von diesen Verbesserungen nützlich machen, oder welche zu erkennen geben, daß es sehr üble Folgen nach sich ziehen würde, wenn man sich ihnen widersetzte. Die Kirche duldet aus Liebe viel kleine Fehler in ih-

rer Zucht. Und obgleich diese Fehler an sich nicht gut sind; so ist doch die Duldung derselben gut; und die Nichtduldung, wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu brauchen, würde etwas böses seyn.

Es giebt auch viel Kirchengebräuche, die an sich selbst gleichgiltig sind, und welche aus geistlichen Absichten mit gleichem Nutzen können beobachtet werden. Es ist an sich wenig daran gelegen, ob man mit dem Sonntage Septuagesimä aufhört, das Halleluja zu singen, oder ob man damit bis zur Fasten, oder gar bis zu Ostern, fortfährt. Das Halleluja ist weder der Fasten, noch den Zeiten der Buße, auf eine wesentliche Art zuwider. Denn es ist gut, Gott zu allen Zeiten zu loben, nach den Worten, da es heißt: *Benedicam Dominum in omni tempore: semper laus eius in ore meo.* Ps. 33, 2. Es hat also der heilige Benediktus nicht unrecht gethan, daß er es die ganze Fasten hindurch hat singen lassen, und auch die alte Kirche nicht, nach welcher er sich in diesem Stücke richtete. Was aber diejenigen anbetrifft, welche, um eine Neigung zu einer heiligen Traurigkeit, die sich gar wohl zur Bußzeit schickt, an den Tag zu legen, das Halleluja deswegen weggelassen haben, so haben sie auch nicht unrecht gehabt, und man kann, aus verschiedenen Bewegungen des Geistes Gottes, an der einen und der andern von diesen Absichten und Neigungen Theil nehmen.

Es ist wahr, die Veränderungen und Verbesserungen der alten Gebräuche sind eine verdrießliche Sache; weil es gut ist, das Alterthum in den kleinsten Sachen zu lieben, um die Neuerungen in denen zu vermeiden, die wichtiger und wesentlicher sind.

Es ist also gut, sich nicht leicht zu Neuerungen zu entschließen, sie mögen seyn, von welcher Art sie wollen. Wenn man aber Lärmen und Unruhen erregen muß, um sich kleinen Neuerungen zu widersetzen, die von rechtmäßigen Obern sind gebilligt worden; so halte ich dafür, man kann alsdenn die wahren Güter des Friedens, der Liebe, der Einförmigkeit, und der Vermeidung der Sünden, welche die Streitigkeiten veranlassen, und der Hinderniße, die man sich bey wichtigen Verbesserungen zuzieht, durch den kleinen Schaden ersetzen, den man der Klosterzucht und der Liebe zum Alterthume zufügt, indem man diese kleinen Neuerungen annimmt.

Man muß überdieses bedenken, daß, wenn eine Person, die sich in einem Orden befände, wo nicht nur den kleinen Beobachtungen, sondern auch der zum christlichen und Klosterleben höchst nöthigen Sachen merklicher Schade zugefügt würde, mit ihren Obern über Gebräuche und Gewohnheiten stritte, es schwer seyn würde, nicht auf die Gedanken zu kommen, sie würde besser thun, wenn sie ihre tödtlichen Wunden zu heilen suchte, und sich mit wichtigern Sachen beschäftigte. Man ist

zwar von diesem Falle sehr weit entfernt. Diese Zweifel sind in einem Hause entstanden, das dem ganzen Orden Ehre macht, und welches nur noch einen Schritt thun darf, um vollkommen wieder in das Leben des heiligen Bernhards zurückgeführt, und ein lebendiges Bild des alten Clairvaux zu seyn. Es ist berechtigt, nach der Vollkommenheit dieses Lebens zu streben, und es kann sagen: Wir sollen alle Gerechtigkeit erfüllen: *Decet nos implere omnem justitiam*; Matth. 3, 15. und man hat alle Ursache zu hoffen, Gott werde sein gutes Vorhaben segnen.

Es soll aber glauben, es sey um so viel mehr verbunden, alle Vorsicht zu brauchen, um nicht durch einen übereilten Eifer das Gute und die Ordnung, die in demselben schon eingeführt ist, in Gefahr zu setzen; und es soll auch noch über dieses bedenken, daß es in den allgemeinen Capiteln gewisse Verordnungen giebt, deren Beobachtung es zu unterlassen Ursache haben kann, die aber doch dem ganzen Orden nützlich sind.

Ich will aber hier ein wichtiges Beyspiel anführen, worinnen der Nutzen dieser Schrift bestehen wird, weil ich glaube, es sey dieses eine Sache, die besonders betrachtet zu werden verdient. Man giebt in diesen Anmerkungen zu erkennen, daß man die von den allgemeinen Capiteln gemachte Verordnung nicht billige, daß man in allen Häusern des Tages zweymal, und zu verschiedenen Zeiten, eine halbe Stunde zu dem anwenden solle,

le, was man Betrachtung oder Gebeth im Herzen nennt. Die Art und Weise, wie man davon redet, hat die Absicht, diese Verordnung als eine Nachlässigkeit oder einen Mangel des Eifers anse-hen zu lassen, welcher der Regel und dem ersten Geiste des Ordens zuwider wäre, und man giebt zur Genüge zu erkennen, daß es besser seyn würde, man hätte diese Verordnung nicht gemacht.

Indessen habe ich Leute gesehen, die von dem Mißbrauche, den man von den Betrachtungen machen kann, überhaupt gar sehr überzeugt waren, und welche doch, in Ansehung der Ordenspersonen überhaupt glaubten, diese Zeit würde den ganzen Tag über am wenigsten übel angewendet, und man würde ihnen unrecht thun, wenn man ihnen diese Beschäftigung untersagte, die sie zur Beobachtung ihrer Pflichten zurückführen, und sie ihre geistlichen Bedürfnisse, von welchen sie wenig gerührt werden, einigermaßen einsehen lassen kann. Sie halten also in Ansehung der Leute, die sich in diesem Zustande befinden, dafür, es sey ihnen nützlich, einige Zeit auf das zu wenden, was der heilige Bernhard Betrachtung nennt, in sich selbst einzukehren, ihr Leben zu betrachten, sich mit Religionssachen zu beschäftigen, und dazu alle Tage eine besondere Zeit zu bestimmen. Nichts ist ihnen mehr zuwider, als ein ganz äußerliches Leben, daß sich nur äußerlich, ohne alle Einkehrungen in sich selbst, beschäftigt. Ich sage aber, es hat ein Superior, der sie gern von dem sinnlichen

Leben abziehen will, schon sehr viel gewonnen, und es ist ein großes Hülfsmittel für ihn, wenn er sie bey dieser Beschäftigung antrifft. Wenn der heilige Benedictus dieses Mittel nicht eingeführt hat; so ist es deswegen geschehen, weil er voraus gesetzt hat, seine Häuser würden aus Leuten bestehen, die schon wirklich bekehrt wären, und nicht erst bekehrt werden sollten; aus Leuten, welche die Betrachtung des göttlichen Gesetzes mit den äußerlichen Beschäftigungen würden verbinden können.

Dieses Hülfsmittel ist zwar nicht hinlänglich, aber doch gut und nützlich. Man kann es in solchen Ständen brauchen, wie es bisher geschehen ist. Aber ein Superior; der das Wohl seiner Ordenspersonen eifrig wünscht, kann sich desselben mit großem Nutzen bedienen, um sie geistlich gesinnter und andächtiger zu machen. Es ist ein großer Vortheil für ihn, dieses in seinem Orden eingeführt zu finden. Es würde ihm viel Mühe kosten, es einzuführen, wenn es nicht schon eingeführt wäre. Und so muß man ihm dieses Mittel nicht leicht nehmen, dessen er sich, zum besten der Seelen, mit Nutzen bedienen kann.

Ich gestehe also, daß ich von den Ursachen nicht bin gerührt worden, die man anführt, daß diese Beschäftigung durch die Regel des heiligen Benedictus nicht ist vorgeschrieben worden. Man muß von der Einsicht und Weisheit der heiligen Ordensstifter einen sehr großen Begriff haben.

Das

Das hat aber die Kirche nicht gehindert, durch neue Verordnungen den Mißbräuchen abzuhelfen, welche sich in die von ihnen gestiften Häuser eingeschlichen haben, damit man nicht Anlaß nehmen möchte, sie zu mißbrauchen. Man weis, daß Heilige an verschiedenen Oertern Mönchs- und Nonnenklöster gestiftet haben, die so nahe bey einander lagen, daß die Mönche und Nonnen nur eine gemeinschaftliche Kirche hatten, in welcher sie wechselweise ihren Gottesdienst hielten. Indessen hat die Kirche, welche durch die Erfahrung belehrt worden, diese Einrichtung aufgehoben, und es für gut befunden, sie von einander zu trennen, ohne die von dem Heiligen gemachten Verordnungen zu tadeln.

Der Orden der Carmeliter hat nach der von der heiligen Theresia gemachten Verordnung beständig von Personen seines Ordens sollten regieret werden. Und als er in Frankreich eingeführt wurde, so machte es viel Schwierigkeit, in demselben eine andere Regierungsart einzuführen. Die spanische Nonnen konnten es nicht leiden, und giengen fast alle aus dem Königreiche hinweg. Indessen glaubten fast alle Geistliche im Königreiche, und unter andern der heilige Franz von Sales, es wäre der geistlichen Wohlfahrt dieses Ordens weit zuträglicher, ihn der Aufsicht der Ordenspersonen zu entziehen, und ihn der Aufsicht der französischen Geistlichkeit zu unterwerfen.

Ein gewisser Abt, welcher einer der größten Zierden des Cistercienserordens ist, hat mit Recht dafür gehalten, es wäre bey den gegenwärtigen Umständen besser, den Artickel der Regel, welcher die Art und Weise, die Gäste aufzunehmen, betrifft, nicht, als nach nach den Buchstaben zu beobachten.

Warum will man also nicht auch sagen, obgleich weder der heilige Benedictus, noch der heilige Bernhard, ihren Ordenspersonen eine besondere Stunde zur Betrachtung vorgeschrieben haben, und ob es gleich auch so gar weit vollkommener ist, immer in einem Geiste der Andacht und Aufmerksamkeit auf Gott zu leben, und diese Aufmerksamkeit mit allen Verrichtungen des Klosterlebens, und besonders mit dem Psalmsingen und dem Lesen, zu verbinden; so soll sie doch die Erfahrung des Vergangenen dafür halten lassen, man könne nicht zu viel Mittel brauchen, um den Hang, den man zum zerstreuten Leben hat, zu verhindern und zurückzuhalten, und daß es also gut ist, eine besondere Zeit zur Betrachtung auszusetzen.

Ich habe nicht genugsam untersucht, welche Macht und Gewalt die Regel der Aebten giebt. Mich dünkt; die Wahl der Lectionen, oder dessen, was gelesen werden soll, ist in dem neunten Capitel ihrer Beurtheilung überlassen. Sie können sie also länger oder kürzer machen. Endlich aber giebt der Verfasser der Anmerkungen zu, daß es rechtmäßige Erlaubnisse giebt. Wenn es nun aber

rechtmäßige Erlaubnisse giebt; so halte ich dafür, man könne unter dieselben eine Verordnung mitsetzen, welche die Länge des Gottesdienstes, oder einer andern ordentlichen Verrichtung, in etwas vermindert, um den Ordenspersonen Zeit zu lassen, an sich selbst zu denken, und ihre Pflichten mit mehrerer Aufmerksamkeit zu betrachten, indem sie thun, was David sagt: Ich habe meine Wege untersucht, und meine Füsse gerichtet, in den Zeugnissen deines Gesetzes zu wandeln. *Cogitavi vias meas, et converti pedes meos in testimonia tua.* Ps. 118, 59.

Ich würde fast dasselbe von denjenigen sagen, was man wider das jährliche Begeben in die Stille einwendet, welches in allen neuen Orden geschieht. Es ist besser, in sich in einer beständigen Stille und Einsamkeit, in einer beständigen Untersuchung seiner Handlungen, und in einer immerwährenden Aufmerksamkeit auf Gott zu leben. Indessen lehrt die Erfahrung, daß, welche Mühe man sich auch immer giebt, sich täglich zu erneuern, es sich doch oftmals zuträgt, daß, vermöge einer gewöhnlichen Wirkung der menschlichen Schwachheit, die Gewohnheit und Fertigkeit die Stelle der geistlichen Betrachtungen einnehmen, welche der Grund von allen unsern Handlungen seyn sollten, und daß sich unvermerkt in unser Leben viel Fehler einschleichen, die bey unsern gewöhnlichen Untersuchungen nicht bemerkt werden. Man sieht, daß, ausser der Mühe, die man sich

geben muß, die Uhren alle Tage aufzuziehen, man sie auch alle Jahre ausputzen muß. Es ist also mit Grunde und Nutzen geschehen, daß die Heiligen der letztern Zeiten die Gewohnheit, sich alle Jahre in die Stille und Einsamkeit zu begeben, um diesen Mängeln und Gebrechen abzuhelfen, eingeführt haben. Und da dieses Begeben in die Stille und Einsamkeit bey einer jeden Regel und einem jeden Institute bestehen kann; so ist es, indem man es billigt und ausübt, gut, daß man seinen Orden nicht vermittelst einer gewissen Eigenliebe liebt, und weil wir uns eine Ehre daraus machen, ihn zu vertheidigen, sondern weil das in demselben eingeführte Leben Jesu Christo angenehm ist, so daß wir bereit sind, ein jedes anderes gutes Werk zu thun, wenn es auch gleich nicht den besondern Reiz hätte, daß es zu unserm Orden gehörte, und von den Stiftern desselben wäre vorgeschrieben worden. Jesus Christus soll der angenehmste Gegenstand unserer Liebe seyn. Nun war Jesus Christus gestern, und er ist auch heute, wie der Apostel sagt. Hebr. 13, 8. Er belebt die jetzigen Heiligen, wie er die vormaligen belebt hat. Wenn wir also nur recht versichert seyn können, daß ein Gebrauch oder eine Gewohnheit von seinem Geiste ist eingeführt worden, so müssen wir, anstatt eine Abneigung dagegen zu haben, sie vielmehr aus allen Kräften unterstützen.

LXXVI Brief.

LXXVI. Brief.

Wie man sich bey der Verbesserung eines Klosters verhalten soll. Von der Abschaffung der Zellen der Nonnen.

An den Herrn von B. Domherrn zu B. ****

Ich komme, mein Herr, so gleich auf das, was in ihrem langen Briefe das wichtigste ist, indem ich den Anfang mit der Klage mache, die sie in demselben wegen der Bitte gegen mich führen, die ich in dem meinigen an sie ergehen ließ, meinen Brief nicht halbe zu zeigen, und das Zeugniß, welches ich ihnen darinnen gab, nicht zu theilen. Ich halte dafür, mein Herr, daß man ihr aus zween Ursachen Genüge leisten kann.

Die erste ist, daß wir uns freuen sollen, wenn unsere Freunde in dem Zustande bleiben, in welchem wir auch selbst gern seyn wollen. Nun werden sie, mein Herr, ohne Zweifel wünschen, mit denen in Ruhe und Friede zu leben, mit welchen sie sich entzweyt haben. Sie sollen also wünschen, daß andere auch in Ruhe und Friede leben, und es zu vermeiden suchen mögen, mit verdienten Personen in Uneinigkeit zu gerathen; und zwar um so viel mehr, weil, wenn sie die Sachen nicht

untersucht haben, sie weiter nichts thun können, als ihr Urtheil über solche Streitigkeiten zurückzuhalten. Nun faßt die Bestrebung, sich nicht einzulassen, zugleich diejenige in sich, die Vorsichtigkeiten zu brauchen, die zur Vermeidung desselben nöthig sind; und man hat geglaubt, die Bitte, die man man an sie ergehen lassen, dieses Zeugniß nicht halb zu zeigen, wäre eine davon.

Die andere Ursache ist, daß wir es für gut befinden sollen, wenn andere in Ansehung unser befürchten, was wir selbst befürchten sollen, und wenn sie bey uns natürliche Folgen von den Leidenschaften vermuthen, die sie mit einigem Grunde bey uns vermuthen können.

Nun wissen sie besser, als ich, daß bey den Menschen keine Leidenschaft natürlicher ist, als die Leidenschaft, sich rechtfertigen zu wollen, indem sie zu erkennen geben, daß sie nicht unrecht haben, und daß wider ihr Verfahren und Betragen nichts einzuwenden wäre. Obgleich die Vernunft die Mittel nicht ausdrücklich so brauchen will, damit sie zu diesem Zwecke gelangen mögen, und ob sie gleich nicht besonders darüber nachdenkt; so beziehet doch die Eigenliebe, ohne ihre Erlaubniß zu haben, alles, was sie nur kann, dahin. Und da es ein ganz natürliches Mittel ist, zu sagen: Dieser hat meine Meynungen gebilligt, ohne sich weiter zu erklären, und zu dem Ende eine Stelle aus einem Briefe zu zeigen, die gerade das, was wir sagen, beweißt; so kann es sich gar wohl zutra-

gen,

gen, daß man diesen Kunstgriff, ohne daran zu denken, braucht. Es kann dieses in einer guten Absicht und ohne Ueberlegung geschehen, und das habe ich ein Zeugniß theilen, und sich eines Theils eines Briefs bedienen, genannt. Es ist also gut, die Vernunft zu warnen, sich vor dieser Ueberraschung zu hüten. Und gleichwie man es sehr gut zu sich selbst sagen kann; so kann man es auch zu seinen Freunden sagen, ohne sie wegen etwas anderem im Verdachte zu haben, als daß sie Ursache haben, über die Neigungen zu wachen, die von der menschlichen Natur unzertrennlich sind.

Was die andere Klage anbetrifft, die dasjenige angeht, was ich wegen der Einrichtungen gesagt zu haben versichere, die sie in Ansehung der Nonnen zu N. *** machen wollten; so wundere ich mich nicht, daß sie sich desselben nicht erinnern; die Sache ist aber deswegen doch eben so gewiß. Denn ich erinnere mich sehr wohl, daß, als ich von dem Gedanken gerührt würde, daß diese Nonnen nur deswegen so ausdrücklich verlangten, man möchte den Punkt von der Abschaffung der Zellen weglassen, weil sie in den Gedanken stunden, sie wären wirklich Willens, dabey zu beharren, und sie sich einbildeten, ob man ihnen gleich versprochen hätte, sie nicht dazu zu zwingen, so werde man sich doch alle nur mögliche Mühe geben, sie dahin zu bringen; ich deswegen sagte; es wäre gut, ihnen diesen Verdacht ganz zu benehmen, indem man ihnen sagte, es werde nicht mehr davon

von geredet werden, und man dächte nicht mehr daran, ihnen ihre Zellen zu nehmen. Und ich sehe nicht, daß ich ihnen in diesem Stücke gerathen habe, ihnen etwas zu versprechen, daß nur einigermaaßen unrecht wäre.

1. Weil dieses Versprechen nach dem Begriffe zu verstehen ist, den sich die Nonnen von diesen Worten machen, von der Abschaffung der Zellen zu reden. Denn sie verstehen darunter Worte, die mit einem ausdrücklichen Vorsatze diesen Punkt wieder vorzunehmen, verbunden sind, und durch welche man auf eine geschickte Art einige von der Communität zu gewinnen suchen würde, um die andern dazu zu zwingen. Das befürchten sie, und das will man gern weg haben.

2. Man soll voraus setzen, daß diese Nonnen nicht in Ansehung Gottes auf ihrer Hut sind, sondern daß sie es nur in Ansehung der Menschen sind, von welchen sie entweder mit Recht, oder mit Unrecht befürchten, daß sie sie zu einem Zwecke führen wollen, zu welchem sie sich nicht wollen führen lassen. Man verspricht ihnen also nur, daß man sich dieser menschlichen Kunstgriffe nicht bedienen will.

3. Wenn man diesen Nonnen verspräche, daß man mit ihnen gar nicht von der Abschaffung der Zellen reden wolle; so würde man in diesem Stücke weder ungerecht, noch unvorsichtig handeln.

Denn da man denken kann, daß dieses Klo-

ster vorjetzo nicht im Stand ist, diese Einrichtung

ärt.

anzunehmen; so kann man auch nach diesem gegenwärtigen Zustande urtheilen, daß es noch lange nicht in demselben seyn wird. Die Leidenschaften ändern sich nicht sogleich auf einmal. Die vorgefaßten Meynungen werden nicht so leicht abgelegt. Selbst die Schwachheiten der Seele, die bisweilen auf der Schwäche des Verstandes beruhen, werden nur selten geändert und verbessert. Es giebt in der Gnade einen gewissen gewöhnlichen Gang, von welchem man fast eben so, wie von dem Gange der Natur, urtheilt. Wenn man also ein Kloster sieht, das aus schwachen Personen besteht, die hitzig und wider eine gewisse Einrichtung eingenommen sind; so soll man mit vieler Wahrscheinlichkeit dafür halten, daß dieses ein Hinderniß ist, welches lange dauren wird. Und da man versprechen kann, an einem gewissen Tage nicht davon zu reden, weil man für diesen Tag ein gewisses Hinderniß sieht; so kann man versprechen, in vielen Jahren nicht davon zu reden, weil man mit Grunde dafür hält, dieses Hinderniß werde viele Jahre dauren. Man schließt dadurch nicht die verschiedenen Mittel aus, die Gott, das Herz zu ändern, hat; sondern man schließt nur ein gewisses Mittel aus, welches, wie die Klugheit lehrt, in gewissen Umständen keinen Nutzen hat.

Ich komme nunmehro auf die verschiedenen Beweise, die sie anführen, um mich zu überzeugen, wie nöthig es im Grunde sey, zu dieser Verbesserung zu schreiten. Sie fragen mich zuvörderst,

ob ich mit der tridentinischen Kirchenversammlung eins bin, welche sagt, die Verbesserung der Klöster bestehe darinnen, daß man sie zur Beobachtung der Regel anhalte, und welche den Superioren befiehlt, alles zu thun, was sie nur können, daß man nicht davon abweichen möge: *Omni cura et diligentia, ut ab eis non recedatur.* Da ich hingegen, wie sie sagen, haben wolle, man solle in diesem Punkte von der Regel abgehen.

Ich würde ihnen antworten können, man habe an keinem Orte der Kirche, wo die tridentinische Kirchenversammlung angenommen worden, daran gedacht, die Zellen der Nonnen, die welche hatten, um diese Verordnung zu beobachtrn, abzuschaffen; und man habe also nicht geglaubt, daß sie dazu verbände, oder daß man sie so verstehen solle, wie sie sie verstehen.

Ich würde ihnen noch ferner antworten können, ich wäre mit der tridentinischen Kirchenversammlung, in Ansehung der Zellen eins, gleichwie sie mit dieser Kirchenversammlung, in Ansehung der Eßstunde an den Fasttagen, in Ansehung der Abschaffung der Collationen, in Ansehung der Handarbeit, und vieler anderer Punkte, eins sind, die sie, wie sie dafür halten, nicht wieder einführen müssen, und in Ansehung, welcher sie kein Bedenken tragen werden, zu versprechen, daß sie nicht davon reden wollen.

Ich will ihnen aber lieber mit einem Worte sagen, daß die tridentinische Kirchenversammlung

durch

durch diese Verordnung nur dasjenige vorschreibt, worauf man sein Augenmerk richten, und nicht das, was man ausführen soll. Nun richten sich die allgemeinen Absichten nach dem, was an sich das größte Gut ist, ohne Rücksicht auf die besondern Umstände; da sich hingegen die Ausführung nach dem Zustande der gegenwärtigen Sachen und den Gesinnungen der Gemüther richtet. Sie haben sich nach dieser Regel in Ansehung des Fastens und vieler anderer Punkte gerichtet, und man glaubt, sie könnten sich auch noch weit mehr in Ansehung der Zellen nach ihr richten, weil man wider diesen Punkt weit mehr und allgemeiner, als wider einen andern, eingenommen ist; weil man die Nothwendigkeit desselben weniger einsieht; weil dagegen die üblen Folgen, die er nach sich zieht, mehr in die Augen fallen; und weil überhaupt die Ursachen, um derentwillen man ihn ehmals eingeführt hat, jetzo nicht so dringend sind, als sie es damals waren; weil die Zellen, so wie sie sind, einem Theile von den üblen Folgen abhelfen, um derentwillen der heilige Benediktus, weil er sie befürchtete, wünschte, daß seine Ordenspersonen einander immer vor den Augen haben möchten. Nach dieser allgemeinen Antwort ist es leicht, die drey besondern Einwürfe, die sie mir machen, zu beantworten.

Sie sagen zum ersten, dieser Punkt wäre ein Hauptpunkt. Aber die Art und Weise, wie sie, mein Herr, von den Punkten urtheilen, die Haupt-

punkte oder keine Hauptpunkte sind, indem sie bloß darauf sehen, ob sie der Regel des heiligen Benedictus besonders eigen, oder es nicht sind, scheint mir großen Schwierigkeiten unterworfen zu seyn. Denn ich halte vielmehr dafür, ein Punkt sey deswegen mehr ein Hauptpunkt, weil er allen Orden gemein ist, und diejenigen, die gewissen Orden besonders eigen sind, wären gewissermaaßen weniger Hauptpunkte, weil sie keine so deutlichen Folgen der evangelischen Vollkommenheit sind. Die Heiligen wollen ihren Verordnungen kein besonderes Ansehen geben. Sie schätzen die Verordnungen, die alle Christen angehen, höher, als diejenigen, welche nur die Ordenspersonen angehen. Und unter den Verordnungen, welche die Ordenspersonen angehen, halten sie diejenigen, welche alle angehen, für wichtiger, als die, so nur einige angehen. Aus diesem Grunde würde also die Verordnung des alten Fastens, weil sie die ganze Kirche angieng, wichtiger zu seyn scheinen, als die Verordnung, Zellen zu haben, oder keine zu haben. Aber die Wahrheit zu sagen, die Verordnungen, welche Hauptpunkte oder keine Hauptpunkte betreffen, muß man nicht hiernach beurtheilen, sondern nach dem Verhältnisse, das sie mit der christlichen Vollkommenheit haben. Diejenigen, so am meisten dazu beytragen, und das, was ihr schädlich ist, mehr entfernen können, sind nur die, welche man Hauptpunkte nennen soll, sie mögen nun entweder mehrere Orden, oder den

Orden des heiligen Benediktus besonders, angehen. Man muß diesen Orden nicht anders lieben, als ihn der heilige Benediktus selbst geliebt hat. Er hat seine Verordnungen nicht in Absicht auf sich selbst hochgeschätzt; sondern in Absicht auf den Zweck, den er dabey hatte, welcher das Heil der Seelen war. Man muß also nur allein darnach davon urtheilen. Indessen geben sie nicht zu erkennen, daß, wenn sie diesen Punkt auf solche Art betrachten, er mehr ein Hauptpunkt, als ein anderer, wäre.

Wenn sie sich die Mühe geben wollen, den 22 Brief des heiligen Hieronymus an die Eustochium zu lesen 1); so werden sie finden, daß die Zucht in den ägyptischen Klöstern nicht so beschaffen war, wie sie sich dieselbe vorstellen. Es waren nicht diejenigen, die er Cönobiten nennt, welche bisweilen drey und drey beysammen wohnten. Es war dieses eine besondere Art von Mönchen, *Tertium genus*, die keine Regel hatten, und welche er eine Pest nennt. Nur von diesen sagt er: *Hi bini vel terni, nec multo simul plures habitant.* Es ist nicht wahr, daß ihrer zween oder drey, und bisweilen zehn, in einer Zelle beysammen wohnten. Denn er sagt nur, sie hätten beysammen gelebt, das heißt in einem und demselben Hause, wo sie, dem Ansehen nach, abgesonderte Oerter hatten.

Was die Cönobiten anbetrifft, so waren sie, wie dieser Heilige sagt, zu zehn und hunderten ver-

vertheilt; man kann aber nicht sagen, daß diese zehn und diese hunderte in einer und derselben Zelle gewesen wären. Das ist aus folgenden Worten klar: *Manent*, spricht er, *separati, sed junctis Cellulis*, Und weiter unten: *Quia nocte extra orationes publicas in suo cubili unusquisque vigilat: circumeunt Cellulas singulorum, et aure apposita quid faciant, diligenter explorant*; welches deutlich zu erkennen giebt, daß ein jeder seine Zelle hatte, und auch sogar, daß diese Zellen verschlossen waren, weil man horchen mußte; wenn man hören wollte, was darinnen vorgieng.

Ich sehe auch nicht, aus was für einem Grunde sie haben sagen können, es wäre in diesem Stücke nichts allgemein verordnet gewesen, und es hätte es ein jeder Abt gemacht, wie er gewollt. Denn der heilige Hieronymus redet von dieser Ordnung als von einer Verordnung, die bey allen Cönobiten in Aegypten durchgängig wäre eingeführt gewesen, ohne eine Ausnahme zu gedenken. Endlich weis ich nicht, ob sie haben mit Wahrheit sagen können, die mehresten cönobischen Aebte hätten einsam gelebt, weil man oftmals aus den cönobischen Leben trat; von keinen aber etwas weis, die aus dem einsamen Leben in das cönobische Leben zurückgekehrt wären.

Ihre Beweise, die von dem Zeugnisse der Kirchenversammlungen, und des heiligen Bernhards, Abts des Klosters zu Mont — Cassin hergenom-

men sind, sind zwar wichtiger; man kann aber doch darauf antworten.

1. Die Kirchenversammlungen, welche diese Zucht wieder haben einführen wollen, haben wahrgenommen, daß das gegenseitige Verhalten mit sehr großen Unordnungen verbunden war. Alle Klöster des heiligen Benedictus, die davon abgewichen waren, lebten damals in einer sehr großen Unordnung. Und das hat Anfangs die Zellen den Vätern, aus welchen diese Kirchenversammlungen bestunden, so verhaßt gemacht, weil sie sahen, daß sie mit den größten Unordnungen verbunden waren, und deswegen glaubten, sie hätten Gelegenheit dazu gegeben. Wenn sie aber gesehen hätten, daß eben diese Gewohnheit mit einer vollkommenen Ordnung wäre verbunden gewesen, wie sie es bey den Carmelitern und vielen andern Klöstern ist; so wurden sie haben eine andere Meynung davon hegen können.

2. Man kann auch noch mit Grunde antworten, die Zellen, die von den Kirchenversammlungen so strenge verdammt wurden, wären den jetzigen gar nicht gleich, sondern abgesonderte Häuser gewesen, wie die Häuser der nicht reformirten Benedictiner sind. Und es ist an dem, daß dergleichen Zellen sehr gefährlich, und eine Quelle allerley Unordnungen sind. Es scheint aber nicht, daß diese Kirchenversammlungen von Zellen geredet hätten, die so eingerichtet gewesen wären, wie man sie jetzo macht, wo man gewissermaßen alle

Vortheile genießt, die der heilige Benedictus seinen Ordenspersonen hat verschaffen wollen, weil man nicht leicht in sie hineingehen kann, ohne gesehen oder gehört zu werden; weil der Superior zu einer Stunde in sie gehen, und man also gewissermaßen sagen kann, man könne darinnen zu aller Zeit von einem jeden gesehen werden, weil ein jeder das Böse, so man darinnen thun könnte, fast eben so leicht würde sehen können, als in den Schlafzimmern, die keine Zellen haben. Diejenigen, bey welchen dieses gebräuchlich ist, sind also der Sicherheit, von welcher dieser Schriftsteller redet, nicht ganz beraubt. Und wenn sie auf der einen Seite etwas kleiner und geringer ist; so ist sie auf der andern größer, wie man solches gar leicht würde zeigen können.

Dem sey nun aber wie ihm wolle, so glauben sie selbst nicht, daß dieser Punkt zur Seligkeit höchstnöthig, oder daß man ihn zu beobachten schlechterdings verbunden wäre, weil sie zugeben, daß die Verbesserung desselben nicht schlechterdings nöthig ist. Er ist also kein Hauptpunkt in dem Verstande, in welchem man dieses Wort gemeiniglich nimmt. Und da er es nicht ist; so muß er auch nicht minder eingeführt werden, als nur in dem Falle, da er die wesentlichen Pflichten und Güter nichts angeht, als den Frieden, die Einigkeit, und die übrigen innere Tugenden, die man zuvoderst wieder herzustellen suchen muß.

Sie sagen zum andern, dieser Punkt wäre unumgänglich nothwendig, weil er ein Gesetz wäre. Aber der Grundsatz, den sie anführen: *Ecclesia regitur canone*, hat, wenn er von gegebenen Gesetzen verstanden wird, nur statt, wenn die gegebenen Gesetze beobachtet werden. Wenn sie aber nicht mehr beobachtet werden, und wieder eingeführt werden sollen; so muß man die christliche Klugheit zu Rathe ziehen, die sich nach der Gesinnung der Gemüther richtet.

Das Kloster zu N. *** befande sich in diesem Zustande; es wurde kein gegebenes Gesetz beobachtet, das die Nonnen verband keine Zellen zu haben. Man hatte also Ursache, alle Ueberlegung anzustellen, welche die Klugheit an die Hand geben konnte, um zu sehen, ob es schicklich wäre, die alte Gewohnheit wieder einzuführen.

Ich halte auch dafür, daß man den andern Grundsatz mißbraucht, welcher also heißt: Man soll keine Erlaubnisse eher ertheilen, als bis man alles gethan hat, was man nur hat thun können, die Regel beobachten zu lassen, und daß man auch noch dabey die Regeln, welche beobachtet werden, mit denen vermengt, die nicht beobachtet werden. Denn man soll sich zwar alle Mühe geben, die Regel beobachten zu lassen, wann es darauf ankömmt, eine Nachläßigkeit zu verhindern, die noch nicht eingeführt ist. Wenn aber die Zucht seit langer Zeit in vielen Stücken ist vernachläßiget worden; so ist es gar nicht nöthig, sie zu einer Zeit in allen

diesen Stücken wieder einführen zu wollen. Die Klugheit will vielmehr haben, man solle es nur nach und nach zu thuen suchen, und sich vorhero von der Gesinnung der Gemüther und ihren geistlichen Kräften versichern. Wer ein Kloster verbessert, kann und soll die Absicht haben, die ganze Regel beobachten zu lassen; es folgt aber hieraus nicht, daß er auf die ganze Beobachtung dringen soll, wenn die Ordenspersonen nicht dazu geneigt sind. Und ich halte dafür, sie haben es selbst so gemacht. Denn ich glaube nicht, daß sie bey ihnen auf irgend eine Art darauf gedrungen haben, an den Fasttagen der Kirche bis Abends um fünf Uhr, und an den von der Regel vorgeschriebenen Fasttagen bis um drey Uhr zu fasten, keine Vorhänge um das Bette zu haben; um zwey Uhr aufzustehen, und auch nicht, daß sie sie nun diese Punkte der Regel nicht haben beobachten lassen, ohne einen Versuch zu machen, ohne sie in Vorschlag zu bringen, und bloß, weil sie gewußt haben, daß diese Punkte, die eben so wesentlich sind, als die Abschaffung der Zellen; ihnen nicht angemessen waren; so waren sie auch eben so berechtigt, sie von der Beobachtung der Regel in Ansehung der Zellen freyzusprechen, und sie hatten auch eben so viel Ursache dafür zu halten, daß dieser Punkt weder den Zeiten, noch den Personen, noch auch allen übrigen Umständen, in welchen sie sich befanden, angemessen war; weil weder innerhalb, noch außerhalb dieses Klo-

sters

ters etwas gefunden wurde, daß eine so in die Augen fallende Veränderung, der von einer jeden würde widersprochen werden, unterstützen könnte.

Den Schluß, den sie aus diesem Grundsatze ziehen, daß man nämlich die ganze Regel in Vorschlag bringen, und auf ihre Beobachtung dringen müsse, scheint mir auch nicht richtig zu seyn. Denn es hilft nichts, die ganze Regel vorzulegen, wenn man, ehe man sie vorlegt, glauben kann, diejenigen, welchen man sie vorlegt, wären nicht im Stande, sie ganz zu beobachten. Das bringt die Gemüther nur auf, und macht sie von dem, welcher solche Anträge thut, abwendig, indem es Anlaß giebt, ihn als einen Menschen anzusehen, der gar zu große Begriffe hat, und welcher sie nicht nach dem Zustande der Sachen einzurichten weis. Jesus Christus hat es in Ansehung seiner Jünger nicht so gemacht; denn er sagt ausdrücklich zu ihnen, er hätte ihnen viel zu sagen, sie könnten es aber nicht tragen. Und der heilige Augustinus behauptet das Gegentheil, wenn er spricht: *Si tantum pondus habeat aliquod verum, at vires discentis excedat, suspendendum, ut extendat crescentem, non imponendum, ut obterat parvulum.*

Alle außerordentliche Sachen, dergleichen die Abschaffung der Zellen ist, müssen, wenn sie glücklich von statten gehen sollen, entweder von ausserordentlichen Neigungen bey den Personen oder von einer außerordentlichen Macht und Gewalt

walt bey denen, die sie in Vorschlag bringen, und ausführen, unterstützt werden. Sonst darf man sich keine Hoffnung machen, daß dergleichen Unternehmungen glücklich von statten gehen werden; weil sich die Begierde weit mehr wider außerordentliche Sachen empört, als wider diejenigen, die gemein und von der Gewohnheit gebilligt sind.

Indessen könnten sie gar leicht sehen, daß sie keine von diesen Unterstützungen hatten. Die Neigungen der Nonnen waren gar sehr gemein. Und da sie vielleicht hinlänglich seyn konnten, um sie bey einer gewöhnlichen und von der Gewohnheit gebilligten Verbesserung zu unterstützen; so hatte man gar wenig Ursache, zu glauben, daß sie hinlänglich seyn würden, sie weiter zu treiben, und sie bey einer außerordentlichen Verbesserung zu unterstützen. Ihre Macht und ihr Zutrauen fiengen nur erst an zu entstehen; die Macht und das Zutrauen der Superiorinn waren noch schwächer und noch weniger befestigt; was für Grund hatte man also, sich von einer solchen Unternehmung gute Hoffnung zu machen?

Ich halte dafür, man könne einen Grundsatz annehmen, der denjenigen, nach welchem sie gehandelt haben, gerade zuwider ist, und also einen ganz entgegenstehenden Schluß daraus ziehen; und man könne mit Wahrheit sagen, man müße die Sachen, die wahrscheinlicher Weise keinen guten Erfolg haben werden, niemals weder in Vor-

schlag bringen, noch sie auszuführen suchen, und es habe also die Abschaffung der Zellen, weil sie von dieser Art war, niemals in Vorschlag gebracht, noch sie auszuführen gesucht werden sollen.

Ich sehe wohl, daß sie diesen Mangel des Anscheins nicht zugeben werden; ich kann sie aber versichern, daß in diesem Lande ein jeder so davon geurtheilt hat, und daß, sobald man dieses Vorhaben vernommen, man überzeugt gewesen ist, daß es mißlingen werde. Man hatte vielleicht damals kein Recht, seine Muthmaßungen den ihrigen vorzuziehen; aber der Erfolg scheint bewiesen zu haben, daß man sich nicht geirrt hatte. Es sey nun aber mit allen diesen Grundsätzen, wie ihm wolle, so ist doch hier die Rede nicht von einem blosen Vorschlage. Man hat es nicht dabey bewenden lassen, die Abschaffung der Zellen in Vorschlag zu bringen; sondern man hat sie zum Theil ausgeführt. Nun verlangte aber die Ausführung ohne Zweifel ganz andere Neigungen uud Gesinnungen, als diejenigen waren, die man bey diesen Nonnen vorauszusetzen Ursache hatte.

Sie sagen zwar zum dritten, sie hätten diese Zucht nicht so gleich durchgängig eingeführt, weil sie sie nur bey den Novizen eingeführt hätten. Abdr die Art und Weise, wie man allzeit mit den Nonnen von diesem Punkte der Regel geredet, hat sie auf die Gedanken gebracht, man wolle es nicht bey den Novizen allein bewenden las-

lassen, Und diese Folgerung war leicht aus den Grundsätzen, die man zum Grunde legte, und aus den Schlüssen zu machen, die man aus den Bullen und den Bannstrahlen zog, die wider die Nonnen, welche Zellen haben, ergangen waren: Schlüsse, die man ihnen ohne Erläuterung vorlegte, und indem man sie glauben ließ, diese Bullen verbänden sie im Gewissen, von ihnen abzulassen; daß es also fast einerley war, die Zellen der Novizen niederzureissen, als die Zellen der Ordenspersonen, die ihre Klostergelübde abgelegt hatten, niederzureissen.

Man sieht überdieses nicht, warum man vorgiebt, diese Verordnung sey nur ein Versuch, und keine wirkliche Einführung, weil sie der schlechte Erfolg niemals hat bewegen können, von diesem Vorhaben abzulassen. Nun besteht aber, meines Erachtens, das, was die Versuchung von den wirklichen Einführungen unterscheidet, darinnen, daß man von den Versuchen abläßt, wenn man Widerstand dabey findet, da man hingegen bey den eingeführten Sachen mit Recht fester beharret.

Es ist zwar nicht nöthig, die Novizen zu dem, was sie thun sollen, vorzubereiten; aber die Nonnen, die ihre Gelübde abgelegt haben, muß man unstreitig zu dem vorbereiten, was sie ihre Novizen sollen thun lassen, wie auch zu dem, was man sie, ihrer Meynung nach, selbst will thun lassen, wenn es auf Sachen ankömmt, die nicht we-

sent-

sentlich sind. Nun hat es aber geschienen, daß die Nonnen zu N.**** zu dieser Abschaffung nicht sonderlich geneigt waren; daß diejenigen, die keine Lust dazu hatten, sich gar sehr darwider setzten; und daß die, so es zu verlangen schienen, es nur sehr schwach, und vielmehr aus Gefälligkeit, als aus einem wahren Verlangen, wollten. Diese Bewegungen, die sich äußerlich mit einander vermengen, und äußerlich eben die Schwäche reden, die das wirkliche Verlangen redet, werden in sechs Wochen, und oftmals in vielen Jahren, nicht von einander unterschieden.

Sie werden es mir vergeben, mein Herr, wenn ich mich auf das übrige, so in ihrem Briefe enthalten ist, nicht einlasse, weil es nur Klagen über Sachen betrifft, von welchen ich noch nicht unterrichtet bin, und nach welchen ich auch zu fragen mich nicht verbunden achte. Sie sind ohne Zweifel viel zu billig, als daß sie es nicht gut heissen sollten, daß ich in diesem Stücke in der Zurückhaltung bleibe, zu welcher mich dieser Mangel der Wissenschaft verbindet, das heißt, daß ich weder von ihnen, noch von andern urtheile, und daß ich überhaupt das Elend des menschlichen Verstandes beklage, welches die Quelle von den verschiedenen Meynungen und den Mißverständnissen ist, die unter Personen vorfallen, die doch nur einen und denselben Zweck haben. Ich will ihnen nur sagen, daß, so gewiß sie von den Ungerechtigkeiten, über welche sie sich beklagen, überzeugt

zu seyn scheinen, ihnen doch auch nicht unbekannt seyn kann, daß die andere von denjenigen, über welche sie sich beklagen, auch eben so gewiß überzeugt zu seyn glauben. Und das ist hinlänglich, uns immer befürchten zu lassen, die Eigenliebe mache uns solche Blendwerke, und lasse uns an andern sehen, was sie doch nicht an sich haben. Man muß sich auf der einen oder der andern Seite irren, und es ist schwer, recht überzeugt zu seyn, daß man sich nicht irre. Der heilige Hieronymus glaubte alle Ursachen von der Welt zu haben, sich über den heiligen Augustinus zu beklagen. Indessen kommen uns seine Klagen, jetzo nicht gar zu vernünftig vor; und es werden so gar wenige gefunden, die nicht wünschten, daß er sich in seinen Klagen über den Rufinus mehr möchte gemäßigt haben. Man kann, wie mich dünkt, aus diesen Beyspielen lernen, daß man in den Sachen, in welche sich unsere Leidenschaften mischen, gegen sich selbst nicht zu mißtrauisch seyn kann, weil auch so gar die Heiligkeit selbst von dem mannichfältigen Betruge, den sie verursachen, nicht befreyt.

Indem ich ihren Brief so weitläuftig beantwortete, habe ich ihnen die Achtung, die ich gegen sie hege, zu erkennen geben wollen. Ich glaube aber, sie werden es genehm halten, daß ich es dabey bewenden lasse, und das ich aus einem Streite, der mich nichts angeht, keine Beschäftigung mache, die mich von Sachen abziehen würde, mit welchen ich mich, wie ich glaube, nach Gottes Willen beschäftigen soll.

Es

Es ist länger, als einen Monat, daß dieser Brief ist geschrieben worden. Ich bin seit der Zeit immer zweifelhaft gewesen, ob ich ihn ihnen überschicken sollte, weil er viele Dinge enthält, die in ein mehreres Licht gesetzt zu werden verdienten. Da ich aber keine Zeit dazu habe; so habe ich mich endlich entschlossen, ihn ihnen zu überschicken, weil ich geglaubt, es wäre allemal besser, ihnen auf diese Art, als gar nicht, zu antworten.

LXXVII. Brief.

An die Frau von Fanpertuis. Ueber die verschiedenen Meynungen der Frommen.

Der kleine Streit, den wir mit einander haben, ist nur die Gelegenheit zu diesem Briefe, und ich habe ihn hernach vergessen, indem ich mich mit allgemeinen und ausgebreitetern Betrachtungen beschäftigt. Ich bin, Madame, von dem Elende der Menschen gerührt worden, welche, weil sie dem düstern Lichte ihrer Vernunft folgen, verschiedene Meynungen hegen, die fast insgesammt darauf hinaus laufen, sich selbst zu rechtfertigen, und andere zu verdammen; so daß man fast von allen Menschen sagen kann, sie wären eine Gesellschaft Leute, die einander verdammten. Es widerfährt

dieses nicht nur den Guten von den Bösen, welche sie verdammen müssen. Es sind nicht nur die Bösen, die es in Ansehung anderer thun, sie mögen gut oder böse seyn; sondern es sind die Frommen selbst, und diejenigen, die es gern seyn wollen, die es täglich von Seiten derer erfahren, mit welchen sie gern in der genauesten Vereinigung leben möchten. Es sind entweder offenbare, oder geheime Uneinigkeiten. Wenig Personen billigen einander aufrichtig. Man beobachtet bisweilen ein gewisses Aeusserliche, und zwingt sich bey gewissen Personen mehr, als bey andern. Aber bey diesem Aeusserlichen sieht Gott oftmals im Herzen, daß man einander sehr hart verdammt. Ich kann sagen, daß ich diese innerlichen Uneinigkeiten beständig mit angesehen habe, und daß sie die größte Last meines Lebens ausgemacht haben, nicht weil es schwer war, anderer ihr Unrecht zu leiden, sondern weil ich befürchtete, ich möchte in Ansehung ihrer selbst einiges Unrecht begehen. Denn wer kann versichert seyn, daß er sich nicht irrt, indem er so oft selbst urtheilt, daß sich andere irren. Wer kann versichert seyn, daß das, was ihm gewiß zu seyn scheint, wahr ist, wenn er sieht, daß andere fest und beständig bey den Meynungen bleiben, die ihm offenbar falsch zu seyn scheinen? Die menschliche Höflichkeit verbirgt oftmals diese Verschiedenheit der Meynungen, und sie thut wohl daran, daß sie sie verbirgt, weil es wenig Personen leiden können, daß

man ihnen aufrichtig sagt, was man von ihnen denkt. Aber in Ansehung meiner ist es fast unnütz, weil mir meine Einbildungskraft die innern Reden, die man unterdrückt, bey nahe vorstellt, und ich bisweilen so gar etwas mehr davon sehe, als wirklich ist. Es ist z. B. schwer, daß diejenigen, welche, in Ansehung dieses kleinen Streits, mit ihnen einerley Meynung sind, nichts gedacht haben, weil ich mich geweigert, eine gewisse Urkunde zu unterschreiben, die ich beynahe nicht vorhergesehen habe. Ich leugne es ihnen nicht, Madame, daß, da ich ihre Gedanken zum Theil entweder als gewisse, oder als mögliche, vorhergesehen, und sie als solche, die nicht gar zu recht und billig sind, betrachtet, ich meines Orts nicht auch gewisse Gedanken, oder vielmehr gewisse Einbildungen gehabt habe, die ihnen nicht günstiger sind. Ich kann ihnen aber mit Wahrheit sagen, daß sie nicht mit darunter begriffen sind, und daß ich ihnen nur eine gar zu große Achtung und Nachsicht gegen die Meynungen derer Schuld gebe, nach welchen sie die ihrigen bey dieser Sache einrichten.

Was sich bey dieser Gelegenheit zuträgt, trägt sich auch bey unzähligen andern zu; und wer die Decke der menschlichen Höflichkeiten wegnähme, der würde über die innern Urtheile, vermöge welcher man einander verdammt, erschrecken. Halten sie sich nicht dabey auf, mir zu sagen, es hätte vielleicht in Ansehung meiner niemand ge-

than, was ich mir einbildete. Es kann dieses wahr seyn, und es ist nicht sowohl ein Urtheil, das ich fälle, als ein Beyspiel, das ich ihnen anführe. Wenn dieses nicht wahr ist; so kann ich ihnen hundert andere anführen, die wahr seyn werden, und ich halte dafür, es sey genug, daß es etwas beyträgt, dasjenige zu erkennen zu geben, was ich daraus schliessen will. Wir werden nämlich, Madame, niemals unterlassen, bey dieser Verschiedenheit der Meynungen und Reden der Menschen viel Fehler zu begehen, so oft wir Theil daran nehmen, und den einen mehr, als den andern, zugethan seyn werden. Denn es ist schwer, nicht an unsern eigenen Meynungen zu hängen, und anderer ihre nicht nicht gar zu geschwind zu verdammen. Und wir würden so gar oftmals verwegen handeln, indem wir sagen, was wahr ist, weil wir das, was wahr ist, nicht mit der Gewißheit wissen werden, welche nöthig ist, um es zu sagen. Es wird also unsere Liebe dabey auf verschiedene Art verletzt werden.

Wie und wodurch kann man sich also vor diesem Unglücke bewahren? Ich weis kein anderes Mittel, Madame, als alle Vorurtheile für seine Meynung, und die Meynung eines jeden, er sey, wer er wolle, abzulegen, um nur anzuhören, was uns die Wahrheit sagt, wenn wir sie um Rath fragen, und allein lieben.

Was

Was wird uns denn nun, Madame, die Wahrheit sagen, wenn wir sie auf diese Art um Rath fragen? Sie wird uns, wie ich dafür halte, sagen, wir hätten zweyerley zu thun, wenn wir nicht wollten betrogen werden.

Wir müßten unsern Verstand und unser Herz in Ordnung bringen und darinnen erhalten.

Zum ersten, die Regeln, unsern Verstand sicher zu leiten und zu führen, sind diese: seine Einsicht aufrichtig anzuwenden und zu brauchen, um, wo möglich, die Wahrheit in den Sachen einzusehen, von welchen man selbst zu urtheilen verbunden ist, wie auch in den Sachen, von welchen man nach Ansehen urtheilen soll; das Ansehen der Personen, die sie entscheiden, aufrichtig vergleichen, indem man die einen den andern nicht ohne Ursache vorzieht, und diese Achtung nicht weiter treibt, als es die Vernunft zuläßt und haben will.

Ferner, der Meynung, die man vorzieht, nur nach dem Maße ihrer Gewißheit beyzupflichten, welche, da sie nur eine menschliche ist, allzeit mit Mißtrauen soll verbunden seyn, wegen der Irrthümer derer, die sich, wie wir glauben, irren. Denn ob wir gleich dafür halten möchten, sie irrten sich nach einer besondern Einsicht; so sollen wir doch auch befürchten, uns selbst nach einer allgemeinen Einsicht zu irren, das heißt nach der Kenntniß, die wir von der Schwäche unserer Einsicht haben sollen, und weil uns die tägliche

Erfahrung lehrt; daß man sich sehr oft in den Sachen, die man für die richtigsten und gewissesten hält, irrt.

Zum andern, die Regel, das Herz zu leiten und zu führen, ist diese: Alle vernünftige Entschuldigungen aufzusuchen, die Fehler und Irrthümer zuzudecken, die wir dem Nächsten zuzuschreiben verbunden sind, indem man niemals einem gewissen Grunde zuschreibt, was einen andern haben kann; indem man ihre Handlungen von der besten Seite, die möglich ist, betrachtet; und indem man seine Einsicht auf das, was man sieht, einschränkt, ohne sich die Freyheit zu nehmen, sonst noch etwas zu muthmaßen.

Ferner, aufrichtig zu wünschen, daß der Nächste den Fehler nicht an sich haben möge, den wir ihm beyzumessen verbunden sind. Das wird sich zeigen, wenn wir es gern sehen, daß er sich deswegen rechtfertigt, wenn wir ihn gern anhören, und die Hoffnung nicht aufgeben, daß er Recht haben könne.

Wer diese Regeln beständig zu beobachten suchen würde, der würde bey der unter den Menschen so gewöhnlichen Theilung der Meynungen nicht leicht Fehler begehen. Denn er würde entweder bey seiner Untersuchung die Wahrheit finden; oder wenn er sich auch gleich in seinen Gedanken irrete, so würde doch keine Gefahr dabey seyn, weil das Mißtrauen, das er in sich selbst und in seine Einsichten setzte, ihn abhalten würde,

da-

dabey zu beharren. Und da er geneigt seyn würde, die andern gern und willig anzuhören; so würde ihn dieses abhalten, sich darüber zu entrüsten, daß sie nicht seiner Meynung wären. Er würde auch andern niemals Anlaß geben, daß er von ihren Absichten übel urtheilte; weil er ihnen allzeit die besten, die nur möglich wären zuschreiben würde.

Endlich würde das aufrichtige Verlangen, das er bey aller Gelegenheit an den Tag legen würde, daß andere in Ansehung dessen, was man ihnen beymißt, unschuldig seyn möchten, machen, daß auch diese Irrthümer selbst seine Liebe nicht änderten, und in andere keine üble Eindrücke machten.

Es würde leicht seyn, Madame, diese Grundsätze auf verschiedene Sachen, und besonders auf unsern kleinen Zwist, anzuwenden. Ich will es ihnen aber überlassen, diejenigen Anwendungen zu machen, die sie zu machen Gelegenheit haben werden, und nur derjenigen gedenken, die ich in ihrer und in Ansehung des Herrn von P. C. mache. Nach der genauesten Untersuchung unserer verschiedenen Anforderungen, die ich habe anstellen können, kann ich nicht umhin, zu glauben, daß dasjenige, was sie alle beyde durch ihre Unterschrift billigen, im Grunde mit den unveränderlichen Regeln der Billigkeit nicht übereinkömmt.

Aber diese Ueberzeugung ist doch auch mit einem solchen Mißtrauen verbunden, daß ich um al-

les in der Welt nicht wollte, daß sie meiner Meynung, ohne sie untersucht zu haben, beypflichten; weil ich überzeugt bin, daß es einige scheinbare Ursachen geben muß, die sie überhaupt haben, und diese Ursachen müssen aufrichtig untersucht werden, um zu sehen, ob sie nicht gegründet und so beschaffen sind, daß man deswegen Ursache habe, seine Meynung zu ändern.

Was ihre Absichten anbetrift, so hat es mich keine Mühe gekostet, mich zu enthalten, davon zu urtheilen; denn es ist mir kein Gedanke eingefallen, der ihnen nachtheilig wäre. Es würde einem zwar schwer werden, nicht zu glauben, daß sie ein wenig gar zu sehr an dem Ansehen derer gehangen hätten, die sie zu dieser Unterschrift beredet haben, wenn sie dabey voraussetzten, sie könnten sich nicht irren, und wenn sie verlangten, man solle ihrer Meynung beypflichten. Es würde aber auch dieser Fehler selbst von einer solchen Art und Beschaffenheit seyn, daß er mich niemals hindern würde, sie zu ehren, und aufrichtig zu seyn, Madame, ꝛc.

LXXVIII. Brief.

LXXVIII. Brief.

Betrachtungen über die Streitigkeiten, die unter Freunden vorfallen.

An den Herrn von S. M.

1. Man kann, mein Herr, fast bey allen Zwisten, Streitigkeiten und Zänkereyen, die unter den Menschen vorfallen, wahrnehmen, daß, wenn man auf beyden Seiten hitzige und heftige Worte ausgestossen hat, alsdenn ein jeder sich selbst zu rechtfertigen, und Gründe anzuführen sucht, um zu zeigen, daß er Ursache gehabt, so zu reden, wie er geredet, und hingegen zu beweisen, daß diejenigen, mit welchen er diesen Streit hatte, gar sehr unrecht gehabt haben. Die Ursache davon ist leicht einzusehen, ob sie gleich wenig Personen wahrnehmen. Es kömmt nämlich daher, weil die Triebfedern, die unsern Verstand in Bewegung setzen, und ihn auf die Sachen richten, der Stolz und die Eigenliebe, und nicht die Vernunft, die Wahrheit, und unser wirklicher Nutzen, sind.

2. Wer das, was uns begegnet, nur nach der Vernunft betrachtete, der würde ohne viele Mühe einsehen, daß uns sehr wenig daran gelegen ist, zu wissen, daß die, mit welchen wir einen Streit gehabt, sehr Unrecht haben; daß sie

ungerecht und unbillig handeln; daß sie auf eine ungeduldige, harte und stolze Art mit uns geredet haben; daß das, was sie uns gesagt, falsch und beleidigend war, da dieses indessen aber doch die Sachen sind, womit sich unser Verstand nährt und fast immer beschäftigt. Wenn auch gleich alles dieses wahr wäre, was für einen Nutzen verschafft es uns wohl? Es sind für diejenigen, welche in diese Fehler gefallen sind, Uebel; Wunden, die sie ihren Seelen geschlagen, und Schulden, die sie gemacht haben, für welche sie der göttlichen Gerechtigkeit werden genug thun müssen; aber dieses fügt unserer Seele nicht den geringsten wirklichen Schaden zu. Wir sind diejenigen, für welche uns Gott hält, und die ungerechten Reden der Menschen ändern an dem Urtheile, das er von uns fällt, nichts. Nichts kann uns nehmen, was uns Gott giebt, und was er an uns sieht; nichts kann uns geben, was er an uns nicht sieht. Und da dieses Urtheil Gottes, und nicht das Urtheil der Menschen, unsern ewigen Zustand entscheiden wird; so ist es auch die Regel von dem, was wir in der Zeit verdienen, oder nicht verdienen.

3. Was uns aber kein wirkliches Gut geraubt hat, verletzt doch unsere Eigenliebe. Sie will in anderer ihrem Verstande eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Und da ihr die nachtheiligen Urtheile, welche sich in diesen heftigen Reden an den Tag legen, zu erkennen geben, daß sie diese Stelle

nicht

nicht hat; so setzen sie sie herunter, und fallen ihr beschwerlich. Sie möchte gern die Hochachtung, die sie zu verdienen glaubt, ruhig genieſſen. Nun stören aber dergleichen Urtheile diese Ruhe, indem sie ihr zu erkennen geben, daß andere nicht so günstig von ihr urtheilen, als sie urtheilt. Sie befürchtet, diese Urtheile möchten weiter bekannt werden; diejenigen, welche mit ihr hart geredet haben, möchten mit andern auch so reden, und auf solche Art die Hochachtung und das Ansehen, worauf sie Anspruch macht, vernichten. Das bewegt sie, dasjenige so sorgfältig aufzusuchen, was sie von der Falschheit und Ungerechtigkeit dieser Urtheile überzeugen kann, weil diese Dinge, die zu unserm Rechte nichts beygetragen, für unsern Stolz tröstlich sind, der sich ganz ungemein an dem Gedanken vergnügt, daß wir nur von ungerechten und unbilligen Leuten können getadelt und gelästert werden. Je mehr er das Ansehen, welches ihm beschwerlich ist, vermindert, desto mehr Erleichterung und Trost glaubt er erhalten zu haben. Und das macht ihn so geschäftig, die Fehler deren aufzusuchen, die ihn auf irgend eine Art beleidigen.

4. Wenn nun aber dieses der gewöhnliche Weg der Eigenliebe ist; so sollte es für uns eine Ursache seyn, uns davon zu entfernen. Denn was können wir uns wohl, wenn wir ihn gehen, sonst versprechen, als eine Vermehrung des Irrthums und Betrugs? Wenn die Liebe unser Gut ist, wenn sie

das

das Leben und die Gesundheit unserer Seele ist, sieht man nicht deutlich, daß alles, was darauf abzielt, sie zu vermindern und zu verändern, die Absicht hat, uns krank zu machen, und uns zum Tode zu führen? Der Haß des Nächsten ist der Tod der Seele. Nun sind aber die starke Ueberzeugung von seinen Fehlern, und sein nicht gar zu gerechtes Betragen gegen uns, Wege zum Hasse; und folglich zum Tode.

5. Wenn uns aber die Vernunft bey solchen Gelegenheiten abhält, unsern Verstand auf solche Art auf die Fehler des Nächsten zu richten; so treibt sie uns auch eben so sehr an, uns Mühe zu geben, die Fehler zu entdecken, die wir bey diesen heftigen Streitigkeiten können begangen haben. Denn diese Fehler sind Wunden unserer Seelen, die man heilen muß; sie sind Schulden, die man tilgen muß. Wenn wir es in dieser Welt nicht thun; so wird es uns Gott in jener, und auf eine gar schreckliche Art thun lassen.

6. Man muß sich nicht einbilden, daß sich Gott gewisser Ersetzungen und Vergütungen bedient, und daß, weil man uns harte und beleidigende Worte gesagt hat, wir die, welche wir könnten gesagt haben, nicht werden zu verantworten haben. Die Pflichten eines jeden Menschen hängen von anderer ihren Pflichten nicht ab, weil sie Gott mehr, als die Menschen, angehen. Wenn man, indem man mit uns redet, wider die Wahrheit, die Liebe und die Sanftmuth

han-

handelt; so ist es uns nicht erlaubt, wenn wir antworten, auch wider dieselben zu handeln. Wenn man auf eine stolze und hoffärtige Art mit uns redet; so ist das für uns keine Ursache, uns von der Demuth zu entfernen, oder die Fehler nachzuahmen, die uns an andern mißfällig sind, weil wir diese Sanftmuth und diese Demuth Gott schuldig sind, und er sie uns Menschen giebt.

7. Daß wir die Fehler, welche wir in diesem Stücke begehen können, so wenig entdecken, und so geneigt sind, uns vor uns selbst zu rechtfertigen, kömmt daher, weil wir die rechten Pflichten der Liebe, und die Quellen, aus welchen sie fliessen, nicht sonderlich kennen; und das müssen wir uns recht bekannt zu machen suchen, damit wir besser einsehen mögen, auf wie vielerley Art wir in diesem Stücke fehlen. Und hierzu scheint es gut zu seyn, zu bedenken, daß der Nächste nicht bloß das Bild Gottes ist, daß er nicht nur zu der Theilnehmung an demselben Glücke berufen ist, an welchem wir Theil haben sollen; sondern daß ihm auch noch überdieses die Rechte Jesu Christi in Ansehung unser übertragen sind; daß ihn Jesus Christus an seine Stelle gesetzt hat, um in seiner Person zu empfangen, was wir ihm in der seinigen schuldig sind. Das ist der Grund von diesen Ausdrücken des Evangeliums: Was ihr einem von diesen kleinen gethan habet, das habet ihr mir selbst gethan; was ihr einem von meinen Brüdern nicht gethan habet, das habet

ihr

ihr mir nicht gethan. Matth. 25, 40. Man muß also nicht so wohl auf das sehen, was die Menschen verdienen, als vielmehr auf das, was Jesus Christus verdient, daß wir es an ihnen thun. Das Verdienst Jesu Christi ist der Grund von der Regel unserer Pflichten gegen den Nächsten, und alles, was jenen nicht vernichtet, kann diese auch nicht vernichten.

8. Gleichwie wir also Jesu Christo eine unveränderliche Liebe schuldig sind; also sind wir auch dem Nächsten eine unveränderliche Liebe schuldig, und seine Fehler und Ungerechtigkeiten können sie nicht vernichten. Jesus Christus verdient auch, daß wir dem Nächsten alles Gute verschaffen, das wir ihm verschaffen können, und daß wir ihn von allem Bösen zu befreyen suchen, wovon wir ihn befreyen können. Gleichwie nichts zu finden ist, das wir nicht für Jesum Christum erdulden sollten; also soll auch unsere Geduld gegen den Nächsten keine Gränzen haben. Und gleichwie endlich Jesus Christus allzeit würdig ist, daß wir ihn verehren; so haben wir auch allemal Ursachen, den Nächsten in Ehren zu halten.

9. Wir müssen auch noch überdieses zum Grunde legen, daß es uns niemals erlaubt ist, aus Rache etwas wider den Nächsten zu thun. Das ist ein Recht, welches Gott den Menschen nicht übertragen, sondern sich allein vorbehalten hat? Nun giebt es aber vorschiedene Arten sich zu rächen. Denn wie man sich wegen des wirklichen Scha-

dens,

dens, den man erlitten hat, durch einen andern Schaden, den man zufügt, rächt; wie man sich für Schläge durch Schläge, und für Beschimpfungen durch Beschimpfungen rächt; so rächt man sich auch wegen des Hochmuths, der uns beschwerlich fällt, durch einen Hochmuth, der andern beschwerlich fällt; man rächt sich für Stolz durch Stolz, und für Minen durch Minen. Und alles dieses taugt nichts, weil es nur von der Empfindlichkeit und Rache herkömmt, welches Bewegungen sind, denen man sich nicht überlassen soll.

10. Wir sind dem Nächsten nicht nur die Geduld, sondern auch die Erbauung schuldig, nicht nur durch unsere Worte, sondern auch noch weit mehr durch unser Beyspiel, und durch ein gottseliges Wesen, das sich in unsern Handlungen äussert. Es ist nicht allemal Zeit ihn zu unterrichten, oder zu strafen; es ist aber allemal Zeit, ihm Beyspiele der Demuth, der Mäßigung und der Billigkeit zu geben. Und darum will der heilige Apostel Petrus haben, daß sich die Christen in allen Sachen demüthig erzeigen sollen *Omnes invicem humilitatem insinuate.* 1 Petr. 5, 5. Der Weise will haben, es sollen alle unsere Werke mit Sanftmuth verrichtet werden: *Fili, in mansuetudine opera tua perfice.* Sir. 3, 19. Mit der Untersuchung dieser ersten Pflicht soll die Untersuchung des Unrechts angefangen werden, das wir andern bey den Streitigkeiten können zugefügt haben; weil es sich oftmals zuträgt, daß der

Mann,

Mangel dieser Gemüthsverfassungen unsern Worten ein stolzes Ansehen giebt, welches, anstatt andere zu einer demüthigen Gesinnung anzutreiben, ihnen vielmehr eine gewisse üble Gemüthsbeschaffenheit einflößt, welche, wenn sie sich in ihren Worten an den Tag legt, uns auch aufbringt, und macht, daß, wenn hernach die Leidenschaften sind rege gemacht worden, sie an allem, was gesagt wird, weit mehr Antheil haben, als die Vernunft; weil ein jeder geneigt ist, dem andern durch seine Antworten einen eben solchen Verdruß zu verursachen, als ihm durch jenes seine Reden ist verursacht worden.

11. Wornach sollen wir in dieser Welt trachten, als in ihr die wahren Güter zu erlangen? Nun sind aber diese Güter die Demuth und Liebe. Es ist also unserem Nutzen und Vortheile nichts mehr zuwider, als was wir thun, indem wir uns nämlich bey uns selbst rechtfertigen, welches in uns die Demuth zernichtet oder vermindert; und indem wir auf die Fehler des Nächsten gar sehr aufmersam sind, welches unsere Liebe schwächt. Man sollte gerade das Gegentheil thun; man sollte seine Fehler einzusehen suchen, um sich deswegen zu demüthigen; und an die guten Eigenschaften des Nächsten denken, um sich zur Liebe desselben zu ermuntern.

12. Man kann zwar die Fehler des Nächsten kennen, ohne aufzuhören ihn zu lieben; aber alsdenn, wenn die Leidenschaften nicht aufgebracht

sind,

sind, und man seine Fehler ruhig und gelassen ansieht, kann man zu gleicher Zeit an seine guten Eigenschaften, und an die andern Ursachen denken, warum wir ihn lieben sollen. Wenn aber die Eigenliebe gereizt ist, und Theil daran hat; so macht die Betrachtung eines einzigen Fehlers, den er an sich hat, daß man von allem guten, das er an sich haben kann, nichts mehr sieht und wahrnimmt. Es ist also nichts so gefährlich, als die Betrachtung der Fehler des Nächsten, wenn sie mit einer Leidenschaft vergesellschaftet ist.

13. Diese Betrachtung ist zu unserer Rechtfertigung unnütze; weil anderer ihr Fehler den unsrigen nicht hindert. Sie ist gefährlich, weil sie die Liebe schwächt. Sie ist betrüglich, weil wir die Sachen ganz anders sehen, als sie wirklich beschaffen sind. Durch die Leidenschaft sehen wir nur, was sie aufbringt, und nichts von dem, was sie beruhigen kann.

14. Man muß das Hilfsmittel bey dem, was angegriffen wird, und da, wo man uns schaden kann, brauchen. Nun greifen aber anderer ihre harten Worte, man mag entweder Gelegenheit dazu geben, oder an sie denken, eigentlich nur unsere Geduld, unsere Demuth und unsere Liebe an; diesem müssen wir also abzuhelfen suchen.

15. Derjenige, der in einem Kampfe den Vortheil hat, ist der, welcher in demselben nicht verletzt wird, und keine Wunde bekommt. Nun bestehen aber die wahren Wunden der Zänkereyen

und Streitigkeiten, welche Arten von Kämpfen sind, in dem, was man andern sagt, und nicht in dem, was man uns sagen kann. Man sage uns so viel harte Worte, als man nur immer will; wenn man sie nicht durch erbitterte und unleidliche Worte erwiedert, so ist man durch sie nicht verwundet worden; man hat also den ganzen Vortheil. Man kann keine andern Wunden bekommen, als die, so man sich selbst versetzt. Die Stärke eines wahren Christen ist also eine wunderbare Stärke; es kann ihm nichts schaden, als er selbst. Diejenigen, welche ihn schwächen und schänden; können sich selbst Schaden zufügen; ihm aber fügen sie keinen zu. Wenn sie ihm durch ihre üblen Nachreden einen Theil von seiner Ehre rauben; so verschaffen sie ihm das Gut der Geduld, welches weit besser ist, als die Ehre. Er verletze sich nur nicht selbst; so wird ihn von allem, was ausser ihm ist, nichts verletzen.

16. Man giebt oftmals zu den Leidenschaften des Nächsten durch geheime Fehler, die ihm beschwerlich fallen, und anstößig sind, Gelegenheit. Wenn hernach die Leidenschaften sind rege gemacht worden, und einigen Lärmen verursacht haben; so entzündet man sie durch trockene Worte, welche gar nicht geschickt sind, sie zu dämpfen, noch mehr. Man bildet sich ein, damit loszukommen, wenn mann spricht, man habe nichts gesagt, als was recht und wahr wäre. Wir sind aber unserem Nächsten nicht nur die Wahrheit, sondern

auch

auch das Hilfsmittel für seine Krankheiten schuldig. Wenn er also an der Krankheit des Zorns und der üblen Laune krank darniederliegt; so sind wir ihm das Hilfsmittel der Sanftmuth und Mäßigung in den Worten schuldig; weil dieses das Mittel darwider ist, wie der Weise sagt, wenn er spricht: Eine gelinde Antwort stillet den Zorn: *Responsio mollis frangit iram.* Sprichw. 15, 1. Wenn man also diese Pflicht nicht beobachtet; so hat man eben so sehr wieder die Liebe gehandelt, als derjenige, welcher, wenn er sähe, daß sein Freund das Fieber hätte, anstatt ihm eine Arzney zu geben, die ihn gesund machte, ihm eine andere gäbe, die das Fieber vermehrte.

17. Man gedenkt sich in Ansehung dessen, was man Mine, Geberde, oder Aufführung nennt, zu rechtfertigen, indem man sagt, man könne sie nicht ändern, und es habe ein jeder die seine; es ist aber dieses nicht überhaupt war. Es giebt Minen und Geberden, die ihre Quelle in der Beschaffenheit der Seele haben. Eine wahrhaftig demüthig und christliche Seele hat in ihrem Aeusserlichen etwas sanftmüthiges. Wenn wir dieses sanftmüthige Aeusserliche nicht an uns haben; so kömmt es daher, weil wir es nicht innerlich sind. Lasset es uns werden; so werden wir es haben. Die Mine und Geberde ist eine Art von Sprache. Denn man redet mit den Augen und allen Theilen des Leibes, wo die Leidenschaften sich abschildern; man wird sie daselbst oft besser, als in den härtesten

Worten, gewahr, wenn unsere mit der Sprache verbundenen Worte einen ganz andern Sinn haben, und unsern Zorn, unsere Abneigung, und unsere Verachtung gegen den Nächsten zu erkennen geben.

18. Unsere Worte müssen nicht nur wahr, sondern nach dem Zustande des Nächsten eingerichtet seyn, und die Liebe muß sie brauchen und anwenden. Was man gesagt hat, kann wahr seyn. Weil es aber unserer Leidenschaft zu Waffen dient, so hat es ihre Eigenschaften an sich genommen. Nun beleidigt man aber die Wahrheit gar sehr, wenn man sie braucht, andere zu verletzen, da sie doch, sie zu heilen, bestimmt ist.

Man kann sich also in den Augen Gottes nicht vollkommen rechtfertigen, zu der Hitze und Uebereilung des Nächsten gegen uns, und zu allen Reden, über welche wir uns beklagen, keine Gelegenheit gegeben zu haben. Man kann sie durch ein gewisses äusserliches Betragen veranlaßt haben, das von einer innern üblen Gemüthsbeschaffenheit herkömmt. Man veranlaßt sie durch einen Mangel der Sanftmuth und Geduld, die uns Mittel wider die Leidenschaften des Nächsten würden finden lassen, wenn sie anfangen sich zu zeigen. Man veranlaßt sie durch übel angebrachte Wahrheiten, die unserer Bösartigkeit zu Waffen dienen; und alles dieses verpflichtet uns fast allzeit, die Fehler anderer als unsere eigenen anzusehen, und alles, was wir ihnen vorwerfen, uns selbst beyzumessen.

Denn

Denn kurz, ihre Fehler sind fast allzeit Folgen entweder davon, daß wir ihnen durch einige geheime Mängel und Gebrechen anstößig geworden sind; oder davon, daß wir ihren angehenden Leidenschaften nicht abgeholfen haben; oder davon, daß wir sie aufgebracht, indem wir entweder die Unwahrheit oder die Wahrheit, sie zu beleidigen, gebraucht haben. Was also dem Nächsten beschwert, beschwert auch uns, und wir haben Ursache, es uns vor Gott zuzurechnen, anstatt uns desselben zu bedienen, unsere Erbitterung gegen den Nächsten zu unterhalten. Das sind die Gedanken, die mir bey dem Streite eingefallen sind, von dem ich ein Zeuge gewesen bin, und welcher mir alle übrige vorstellt.

LXXIX. Brief.

Ueber die ausserordentlichen Gedanken.

Hier sehen sie, mein Herr, worinnen die Gedanken bestehen, die ich über dasjenige gehabt habe, was in dem Aufsatze dieses jungen Frauenzimmers enthalten ist. Ein jeder, der selig werden will, soll es sich zur Regel machen, sich wider die vornehmste Versuchung des Standes, in welchem er sich befindet, zu waffnen. Die vornehmsten Versuchungen derjenigen, welche ausserordentliche

Gedanken haben, sind, sich nach den Einsichten und Gedanken, welche sie in diesen aufferordentlichen Zuständen haben, zu verhalten.

Ich sage, es ist dieses eine Versuchung. Denn wenn ihnen Gott diese Einsichten giebt; so giebt er sie ihnen nicht, daß sie sich darauf verlassen, und sie zum Grunde ihres Verhaltens machen sollen. Er will haben, die Gläubigen sollen durch den Glauben selig zu werden suchen. Das soll der Grund des ganzen geistlichen Gebäudes seyn; denn es heißt: *Iustus autem ex fide vivit*: Der Gerechte lebt vom Glauben; Röm. 1, 17; und folglich ist derjenige, der nicht vom Glauben lebt, kein Gerechter. Nun kömmt aber der Glaube *ex auditu*: Das heißt, Gott offenbart ihn den Menschen nicht selbst ohne den Dienst der Menschen. Auch wenn er die Seelen auf eine besondere Art erleuchtet, schickt er sie hernach zu den Menschen, damit sie sich nicht auf diese besondern Einsichten verlassen. Er sandte den heiligen Paulus zu dem Ananias. Und ob er gleich bis in den dritten Himmel war erhoben worden, und die höchsten Offenbahrungen gehabt hatte, die vor ihm niemals jemand gehabt hat; so wollte er doch haben, daß er sich wegen seiner Lehre mit den Aposteln besprechen sollte; damit ich nicht, sagte Paulus vergeblich liefe, oder vergeblich gearbeitet hätte: *Ne forte in vacuum currerem aut cucurrissem.* Gal. 2, 2.

Es soll also der Grund der ganzen christlichen Lehre und des ganzen christlichen Lebens, niemals auf unsere besondern Einsichten und Gedanken gebaut werden; sondern auf die gemeine Einsicht der Kirche, welche uns von ihren Dienern soll mitgetheilt werden. Man soll zwar nicht alle Gedanken und Einsichten, welche Gott die Seelen haben läßt, verwerfen; man soll ihnen aber nur in so fern beypflichten, als sie mit der Lehre der Kirche übereinstimmen, die uns von der Kirche ist bezeugt worden; so daß, wenn sie ihr zuwider wären, sie möchten so wahrscheinlich seyn, als sie nur immer wollten, man sie für nichts achten solle.

Wenn also eine Seele gewisse innere Worte, oder große Gedanken, die ihr von Gott zu kommen scheinen, hat; so ist es ihr nicht erlaubt, ihnen beyzupflichten, wenn ihr die Sachen, welche in diesen innern Worten enthalten sind, nicht von der Kirche bestättigt werden; so daß sie sich mit Wahrheit das Zeugniß geben könne, sie richte sich nicht darnach, weil sie sie in ihrem Verstande fände, sondern weil sie ihr von der Kirche wären bestättigt worden, an welche sie sich allein und unverbrüchlich halten soll. Wenn sie dieses nicht thut; so wird sie der Ball der Blendwerke der Teufel werden, und sogar alle Wahrheiten, die sie Gott könnte einsehen lassen, mißbrauchen. Denn Gott giebt diese Gedanken und Einsichten nicht, daß man ihnen bloß auf das innere Zeugniß folgen; sondern daß man sie der Kirche bekannt ma-

chen, und ihnen nur, indem man sich auf ihr Ansehen stützt, folgen soll. Im Glauben und im christlichen Verhalten giebt es keinen andern Grund, als Jesum Christum. Ich sage nicht, daß er nicht innerlich selbst mit uns rede; er redet aber durch die Diener seiner Kirche mit uns, und urtheilt durch sie von der Wahrheit unserer innern Gedanken.

Darum ist der Grundsatz sehr falsch, den man in gewissen geistlichen Büchern antrifft, wo es heißt: Es könnten nur diejenigen, welche solche innere Gedanken gehabt haben, von dem Verhalten der Seelen, die sie haben, urtheilen, wie solches Molinos, das Haupt der Quietisten, den Leuten in dem seinigen weis zu machen sucht. Denn da man nach der gemeinen Lehre der Kirche von diesen Gedanken urtheilen muß, und da die ganze wahre Gottseligkeit mit dieser gemeinen Lehre übereinstimmen soll, daß sich die Seelen darauf, und nicht auf eine besondere Eingebung und Einsicht, verlassen sollen; so sieht man deutlich, daß die Diener der Kirche, die von der gemeinen Lehre am beßten unterrichtet sind, auch von allen besondern Eingebungen am beßten urtheilen können.

Hingegen giebt es keine Leute, die denen, welchen ihre Seligkeit ein Ernst ist, mit mehrerem Rechte verdächtig seyn sollen, als diejenigen, die an besondern Eingebungen und Einsichten hängen, und die Regeln ihres Verhaltens nicht einzig

und

und allein in der Tradition der Kirche suchen; weil man befürchten soll, sie möchten geneigt seyn, diese besondern Einsichten zu billigen, welche nur in so fern sollen gebilligt werden, als sie mit den gemeinen Regeln übereinstimmen.

Wenn meine Seele, entweder vermittelst einer natürlichen Meynung, oder gar vermittelst der Gnade, sehr lebhafte gottselige Gedanken hat, so greift sie der Teufel gemeiniglich nicht an, indem er ihr sogleich etwas falsches oder sehr böses eingiebt. Er legt ihr so gar eine Menge Wahrheiten vor, die ihr gefallen, und ihr alles Mißtrauen benehmen. Dadurch gewöhnt er sie nach und nach, sich nach ihren Gedanken und Einsichten zu richten. Wenn er sieht, daß es mit ihr so weit gekommen ist; so legt er ihr hernach einen Irrthum vor, der einen Schein in der Gottseligkeit hat, und von den Gedanken, die sie gehabt hat, gebilligt wird; und dadurch wirft er sie zu Boden, und stürzt sie in den Abgrund.

Zu diesen Zeiten, welche man Zeiten der Verblendung und des Betrugs nennen kann, giebt es hiervon mehr Beyspiele, als man glauben sollte.

Eins der wichtigsten ist das Beyspiel eines jungen Frauenzimmers zu Lille, mit Namen Antoinette Bourignon. Sie war von Natur geneigt, sich die Sachen lebhaft vorzustellen, und auch lebhaft davon gerührt zu werden. Der Teufel, der dieses wußte, stellte ihr die Unordnungen, die in allen christlichen Ständen, und vornehmlich bey

den Priestern, den Ordenspersonen, den Seelsorgern herrschten, lebhaft vor. Er flößte ihr große Begriffe von einem evangelischen und nach der ersten Kirche eingerichteten Leben, ein. Er ließ sie auf die Gedanken kommen, das apostolische Leben nachzuahmen, und es wieder einzuführen. Dieses Verlangen, welches aufrichtig war, und von vielen guten Werken begleitet wurde, brachten ihr die Hochachtung vieler frommer und rechtschaffener Leute zuwege. Diese Hochachtung bestärkte sie in diesem Verlangen. Sie verspürte viel innere Worte, die vortrefflich zu seyn schienen, und gewöhnte sich dergestalt an diese Lebensart, daß sie sich nur nach ihr richtete. Nachdem endlich der Teufel den Glauben an diese innern Worte in dem Verstand dieses jungen Frauenzimmers vollkommen befestigt hatte; so verleitete er sie, alles äusserliche der Kirche, und so gar ihren Glauben und ihre Gemeinschaft zu verachten; und das ganze christliche Leben auf eine innere, von dem Glauben unabhängige Liebe, einzuschränken; zu lehren, man kann in einer jeden Gemeinschaft selig werden; die Priester und alle Arten von Leuten regieren zu wollen; neue Meynungen und neue Lehren vorzutragen; so gar das Vorwissen Gottes zu leugnen, und eine Secte einführen zu wollen, in welche sie Leute aus allen christlichen Gesellschaften aufnehmen wollte, die nur durch diese vorgebliche Liebe und Uneigennützigkeit mit einander vereinigt wären. Man entsetzt sich vor diesen

schreck-

schrecklichen Ausschweifungen, und dennoch sind sie weiter nichts, als die Wirkung einer unvermerkt an sich genommenen Anhänglichkeit an die innern Gedanken und Worte, die sie wahrzunehmen glaubte.

Wenn auch gleich der Teufel die Seele zu keinem Irrthume und Laster verleitet; so heißt es doch, der Seele großen Schaden zufügen, wenn man es bey ihr dahinbringt, daß sie an ihren eigenen Gedanken und an ihren Einsichten hängt, indem man sie von der äusserlichen Führung der Kirche abzieht. Es heißt allemal, sie veranlaßen, einen falschen Grund der Gottseligkeit zu legen, und es ist dieses ein hervorragender Stein, auf welchem er allerley falsche Dinge und Unordnungen bauen kann.

Eine wahrhaftig gläubige Seele, der diese listigen Griffe des Feindes bekannt sind, soll also ihr Verhalten auf einen gerade entgegengesetzten Grundsatz gründen, welcher darinnen besteht, keiner innern Einsicht beyzupflichten, als bis man durch die gemeinen und gewöhnlichen Mittel und Wege ist überzeugt worden, daß sie mit der Lehre der Kirche übereinstimmt. Und das soll sie den Schluß fassen lassen, ihr ganzes Leben lang in der Abhängigkeit und nach der Führung der Kirchendiener zu leben, und unter ihnen diejenigen zu erwählen, die von den gemeinen Gedanken und Meynungen am besten unterrichtet sind, die Gott seiner Kirche hinterlassen hat, und welche man von ihr erlernen soll. Auf diese Art wird sie ihren Feind entwaffnen; die Irrthümer,

die

die ihr können seyn eingeflößt worden, werden ihr nicht schaden, weil sie sie zuvörderst mißbilligen, und Gott in ihrem Herzen wahrnehmen wird, daß sie nur an der Lehre der Kirche hängt, welches bey ihr wahr machen wird, was geschrieben steht, wenn es heißt, denen, die an Jesum Christum glauben, wird es nicht schaden, wenn sie auch gleich etwas tödtliches trinken sollten: *Et si mortiferum quid biberint, non eis nocebit.* Marc. 16, 18.

LXXX. Brief.

Von der Tugend des Herrn von Pontchateau.

An die Frau von Belisy.

Ich bin bisweilen gar sehr verlegen, Madame, wenn ich meine Meynung von frommen und gottesfürchtigen Personen sagen soll, die ich, wie den verstorbenen Herrn von Pontchateau, gekannt habe; weil ich lieber will, daß die Vortrefflichkeit ihrer Tugenden aus dem, was ich von ihnen schreibe, weniger hervorleuchten möge, als Gefahr zu laufen, der Wahrheit zu nahe zu treten, indem ich auf ein gerathe wohl von dem redete, was mir nicht recht bekannt wäre. Es würde also gar leicht geschehen können, daß diese Zurückhaltung

von

von denen für eine Art von Boshaftigkeit angesehen wurde, welche, weil sie lebhaftere und größere Begriffe haben, nicht leicht auf die Gedanken kommen, daß man aufrichtig eine andere Meynung hegen könne, als sie hegen. Aber die Person, in deren Namen sie diese Bitte an mich ergehen lassen, vermindert diese Furcht gar sehr, weil sie so gütig ist, daß sie diese Zurückhaltung, die Leute zu loben keiner Boshaftigkeit zuschreiben wird, und weil sie so viel Einsicht hat, daß sie den Begriff, den sie sich von den verstorbenen Herrn von Pontchateau machen wird, nicht auf das wenige, so ich hier von ihm werde sagen können, einschränken wird.

In diesem Zutrauen werde ich ihnen also sagen, daß ich den Herrn von Pontchateau allzeit als einen Mann angesehen habe, der sich Gott auf das aufrichtigste ergeben, und das größte Verlangen, selig zu werden, gehabt hat. Seit dem er sich Gott im allem Ernste ergeben, hat man bey ihm niemals einen Gedanken zur Welt zurückzukehren, noch die geringste Ungewißheit in Ansehung der Wahl, die er getroffen hat, sondern einen immer größern Abscheu vor der Eitelkeit wahrgenommen, welche zu verachten Gott ihm die Gnade gegeben hatte.

Er besaß Gaben, um derentwillen man hätte glauben können, er wäre sehr geschickt, gutes zu thun, wenn er in dem geistlichen Stande bleiben,

und

und dasjenige annehmen wollte, was die Welt für ihn zu thun sehr geneigt würde gewesen seyn. Er schlug aber alles dieses auf eine solche Art aus, daß sich niemand die Hoffnung machte, er könne in diesem Stücke auf andere Gedanken gebracht werden. Es giebt gewisse Schritte, welche die Seelen selbst thun müssen, weil man es fast nicht wagen würde, sie ihnen zu rathen, wenn sie sich nicht hierüber auf eine Art erklärten, die gar nicht hoffen ließe, daß sie eine andere Parthey ergreiffen könnten. Man kann sagen, daß der verstorbene Herr von Pontchateau in Ansehung alles dessen darunter gehört hat, was in seinem Leben am ausserordentlichsten gewesen ist, als der gänzlichen Verlassung seiner Anverwandten; der Vermeidung, in der Welt Aufsehen zu machen, und des demüthigen und bußfertigen Lebens, welches er geführt, und ohne im geringsten nachzulassen, bis ans Ende fortgesetzt hat. Man hat weiter nichts thun dürfen, als ihm folgen, und ihm rathen, sich in diesem allen zu mäßigen.

Uebrigens sind sein Stand, und was ihm wegen seiner Geburt gehörte, nicht die einzigen Sachen, auf welche er, wie er glaubte, Verzicht thun müßte, und in Ansehung derer er sich immer zu demüthigen und zu verbergen suchte; sondern er gab sich auch eben so viel Mühe, die Annehmlichkeiten seines Verstandes, und viele andere menschliche Vorzüge zu unterdrücken. Denn man kann von ihm sagen, daß er ein Mann war, der die

grö-

größte Geschicklichkeit besaß, sich bey andern beliebt zu machen, und sie von dem, was er wollte, zum Theil durch seine Worte und durch seine Briefe, zu überreden, um Freundschaften zu stiften und zu unterhalten, welches ihn überaus geschickt zu allem machte, was bey dem Umgange mit der Welt von der Geschicklichkeit abhängt; da hingegen die mehresten von denen, mit welchen er umgieng, nicht sonderlich, und, in Vergleichung mit ihm, gar nicht geschickt waren. Ob er nun aber gleich diese Eigenschaften zum Besten der Kirche hätte anwenden können, wie man solches in einigen Sachen, deren er sich zu unterziehen nicht umhin gekönnt, gesehen hat, so hat er sie doch auch eben so, wie seine Geburt, und alle seine übrigen Vorzüge, unterdrückt und begraben. Hat er sie ja bey einer oder der andern Gelegenheit brauchen müssen; so ist es allemal mit einer so heftigen Neigung zur Ruhe und Einsamkeit geschehen, daß der Zwang, den er sich dabey anthat, bey denen, die ihn brauchten, Mitleiden erregte, und sie auf allerley Mittel denken ließ, ihn von einem so beschwerlichen Zustande zu befreyen, weil er eine gar zu große Neigung zum stillen und einsamen Leben hatte. Gott hatte ihn nach Port-Royal gesandt, um daselbst ein Muster der Buße, der Demuth und der Verachtung zu seyn, die man gegen die Großen und Erhebungen der Welt hegen soll. Das war eigentlich sein Beruf und seine besondere Gabe; und man kann sagen, daß er vollkommen und

ganz

ganz untadelhaft in den wesentlichen Verrichtungen dieses Berufs gewesen ist, durch welche Gott, wie es schien, seine Heiligung hat bewirken wollen. Denn ob man gleich in verschiedenen Sachen anderer Meynung, als er, seyn konnte; so mußte man ihn doch hierinnen bewundern. Sie werden mir auch erlauben, daß ich mich in dem, was ich von ihm schreiben werde, hierbey aufhalten darf.

Es ist genug, an den Heiligen dasjenige zu kennen, was sie zu Heiligen gemacht hat; alle ihre übrigen menschlichen Eigenschaften, und auch so gar ihre Fehler, wenn sie welche hatten, kommen in keine Betrachtung, weil alles dieses durch die Treue, die sie in ihrem vornehmsten Berufe bewiesen, ist unterdrückt und vernichtet worden. Darum habe ich ihm bey seinen Unternehmungen allemal gern beygestanden, wenn ich es habe thun können; und es hat mich besonders die Hochachtung, die ich gegen ihn hegte, bewogen, die Schriften des Herrn Hamon, die er aufbewahrte, durchzusehen.

Die Krankheit, an welcher er gestorben ist, überfiel ihn bey mir, nach einer zweystündigen Unterredung. Ich habe das Glück gehabt, ihn in seiner Krankheit zu besuchen, und so gar dem Opfer seines Todes beyzuwohnen, und ich gestehe ihnen, daß er so beschaffen gewesen ist, daß ich ihn mir selbst wünschen würde. Er erfolgte, ohne großes Aufsehen zu machen, bey einer voll-

kom-

kommenern Ruhe und Gelassenheit, einer völligen Andacht, und ununterbrochenen Beschäftigen mit Gott; als eine Folge eines Lebens, welches, weil es ganz auf den Tod abzielte, nicht nöthig hatte, durch besondere Umstände angezeigt zu werden, sondern nur in demselben Zustande fortzufahren. Ich gestehe übrigens, daß ich daraus, daß sich das Volk bey seinem Grabe häufig eingefunden, wie auch aus den Wundern, die man ihm zuschreibt, nicht viel mache. Ich weis so gar nicht einmal, ob sie wirklich wahr sind. Zweyerley aber weis ich gewiß. Zum ersten dieses, daß man sich weder Mühe gegeben, noch die Absicht gehabt hat, viel Redens davon machen zu lassen; und zum andern, daß, weil es sich für die, bey welchen die besondere Wirkung Gottes unleugbar ist, nicht zu schicken scheint, es, meines Erachtens, würde gut gewesen seyn, gar nichts davon zu sagen. Nach der Anrührung seiner Füsse hat eine Rede an einem Tage nachgelassen; wer weis, ob sie nicht von sich selbst würde nachgelassen haben? Denn es giebt solche, die nachlassen, und das geschieht zu einer gewissen Zeit, welche diese seyn kann. Da man aber weder den Meynungen des Volks, Einhalt thun kann; so ist es nicht billig, jemanden etwas beyzumessen. Haben sie die Gütigkeit, Madame, mich weiter um nichts zu fragen. Und wenn sie mehr zu wissen verlangen, und gröbere Lobsprüche hören wollen; so wenden sie sich an jemanden, der eine lebhaftere Einbildungskraft

hat. Ich kann sie aber versichern, daß sie vielleicht von keinem Orte her gegründetere und aufrichtigere erhalten werden.

LXXXI. Brief.

An den ehrwürdigen Vater von Betragne, Prior zu Saint — Germain — des Pres. Er entschuldigt sich, eine Grabschrift zu machen, weil es ihm schlecht gelungen ist, eine Predigt zu machen.

Es würde mir, mein ehrwürdiger Vater, höchst unangenehm gewesen seyn, daß, da sie mich mit einem Auftrage beehrt, der ein Zeichen ihres Wohlwollens gegen mich ist, ich mich genöthigt gesehen, mich deswegen zu entschuldigen, wenn die Ursachen nicht so beschaffen wären, daß es weit besser für sie ist, sich in Ansehung dessen, was sie mir haben wollen auftragen lassen, nicht an mich zu wenden, als es für mich gut seyn kann, mich desselben nicht zu unterziehen. Gott theilt, mein ehrwürdiger Vater, die Gaben der Natur eben so gut aus, wie die Gaben der Gnade, und man kann von den einen und den andern sagen: *Unusquisque proprium donum habet a Deo.* 1. Cor. 7, 7. Wenigstens soll ein jeder diejenigen wissen und kennen, die er nicht hat. Und damit ich dieser Pflicht Genüge leisten möge; so

sehe ich mich gedrungen, ihnen aufrichtig zu bekennen, daß ich die Gabe gar nicht habe, in solchen Schriften glücklich zu seyn, zu welchen Erfindung und feiner Witz erfordert werden, wo man sich selbst aufrecht erhalten, und das, was man abhandelt, ausschmücken muß. Ich habe allemal eine grobe und materielle Stütze nöthig, und es muß etwas zu beweisen und aus einander zu setzen seyn; sonst falle ich, und kann mich nicht erhalten. Sie werden sehen, mein ehrwürdiger Vater, daß ich nicht in den Wind rede, und nichts sage, das nicht auf gewissen Erfahrungen beruht. Ich werde kein Bedenken tragen, sie ihnen anzuführen, um ihnen einiges Vergnügen zu machen.

Als mir vor einigen Jahren einer von meinen Freunden eine Lobrede auf einen Heiligen, die er halten sollte, gezeigt, und ich mir die Freyheit genommen hatte, ihm zu sagen, ich wäre gar nicht damit zufrieden; so verlangte er von mir, ihm eine zu machen, weil ich die seinige verwürfe. Ich versprach es ihm, und einige Tage hernach gab ich ihm, was ich gemacht hatte. Er nahm es an, und hielt es vollkommen gut. Indessen war der Erfolg davon dieser, daß, weil ich dieser Predigt selbst beygewohnt hatte, ich neben mir, ich weis nicht wie viel Leute hörte, welche sich nicht enthalten konnten, ziemlich laut zu sagen: Die arme Predigt! Heißt das predigen? Wer hat jemals eine solche Lobrede gehört und gesehen? Als ich endlich weggegangen, und ein

Zeuge von vielen Scherzreden gewesen war, die um so viel natürlicher und freyer waren, weil niemand wußte, daß sie mich etwas angiengen; so kamen einige in allem Ernste zu mir, um mir zu sagen, da ich ein Freund von dem Prediger wäre, so sollte ich ihm doch sagen, sich nicht mehr einer Sache zu unterziehen, der er so wenig gewachsen wäre. Der Prediger ließ sich indessen von diesem schlechten Erfolge nicht abschrecken, und verlangte zum andernmale denselben Frohndienst von mir. Ich nahm ihn an, um zum andernmale das Vergnügen zu haben, die Urtheile der Welt anzuhören, und wohnte auch dieser Predigt bey. Die Eigenliebe hatte sich das erstemal wider das öffentliche Urtheil einigermaaßen vertheidigt, weil der Prediger die erste Predigt durch eine Menge schlecht zusammenpassender Stücke, die er hinzugesetzt, einigermaaßen verunstaltet hatte. Aber das anderemal wurde sie ganz entwaffnet. Denn der Prediger setzte zu dem, was ich ihm gegeben hatte, nicht ein Wort hinzu. Er hielt es besser, als es solches werth war. Und obgleich ein Verfasser, dessen Arbeit man hersagt, in Ansehung der Art und Weise, wie man sie hersagt, überaus kützlich ist; so war ich doch vollkommen damit zufrieden. Indessen gieng es, mein ehrwürdiger Vater, dieser zweyten Predigt gerade so, wie der ersten. Sie erregte dieselben Scherzreden; ich hörte sie, wie das erstemal, mit an, und erfuhr, was Tacitus sagt: *Fractique fama sua.*

Ich

Ich entschloß mich also geschwind, mir diese beyden Begebenheiten zu Nutze zu machen, und keine dritte nöthig zu haben, um keine Lobreden mehr zu machen. Ich hob mir sogar diese beyden Geschichten auf, um mich derselben in Zukunft gegen alle diejenigen zu bedienen, die etwas von der Art von mir verlangen würden, und ich habe mich sehr wohl dabey befunden. Denn ich habe niemanden gesehen, der mich hernach dieser Arbeit nicht gern überhoben, und meine Entschuldigungen übel genommen hätte. Sie werden vielleicht sagen, es wäre hier nicht von einer Lobrede, sondern von einer Grabschrift, die Rede. Aber, mein ehrwürdiger Vater, ich mache unter diesen beyden Arten von Schriften keinen Unterschied. Sie erfordern, meines Erachtens, eine gleiche Geschicklichkeit. Sie haben einerley Zweck, welcher darinnen besteht, in dem Verstande der Menschen diejenigen, von welchen man redet, zu erheben. Und der Unterschied, den ich unter ihnen mache, ist dieser, daß die Lobrede auf eine verstorbene Person eine lange Grabschrift, und eine Grabschrift eine kurze Lobrede ist. Es führen auch die Lobreden des heiligen Hieronymus den Namen der Grabschriften: *Epitaphium Paulae*, *Epitaphium Nepotiani*. Damit sie aber nicht glauben mögen, die Anwendung sey nicht ganz richtig; so ist es mir etwas leichtes, sie dieselbe durch etwas anders, das mir begegnet ist, billigen zu lassen, und welches ich auch aufbewahre, um de-

nen, die etwan daran zweifeln möchten, zu zeigen, daß ich in Grabschriften nicht glücklicher bin, als in Lobreden, und daß ich Ursache habe, so wohl auf die eine, als auf die andere von diesen beyden Arten von Schriften, Verzicht zu thun. Ich ließ mich ehemals von der verstorbenen Prinzessin von Conti bereden, auf den verstorbenen Prinzen von Conti eine Grabschrift zu machen. Und da sie lateinisch abgefaßt war, und fast nicht verstanden wurde; so wurde sie damals nicht gar zu sehr gemißbilligt, und zu Avignon bey den Cartheusern gestochen. Es trug sich also zu, daß, als ich einige Jahre hernach durch Avignon reiste, und daselbst einen sehr rechtschaffenen Manne empfohlen war, welcher, um mir eine Ehre zu erweisen, einige von seinen Freunden zu sich gebethen hatte, sie so gütig waren, und mir dasjenige zeigen wollten, was in ihrer Stadt sonderbar und selten war. Einer von ihnen that den Vorschlag, mich zu den Cartheusern zu führen, weil ich daselbst das Grabmaal des Prinzen von Conti und seine Grabschrift würde sehen können. Aber der witzigste Kopf zu Avignon widersatzte sich, indem er sagte, diese Grabschrift verdiene nicht gesehen zu werden, und sie wäre gar nichts werth. Es räumte es ein jeder ein, und ich auch, in der Absicht, es mir zu Nutze zu machen, und mich dieses Vorfalls zu bedienen, um mich auf immer dar von Grabschriften zu befreyen. Nun sagen sie mir einmal, mein ehrwürdiger Vater, ob es, bey

sol,

solchen Umständen, die guten und beredten Nonnen, welche die Trauerrede auf diese Abtissin verfertigt, die sie mir überschickt haben, und welche in ihrer Art ein Meisterstück ist, würden billigen können, daß sie einen so ungeschickten Verfertiger der Grabschriften erwählt hätten? Deswegen habe ich gesagt, sie hätten mehr Nutzen davon, als ich, wenn sie meine Entschuldigungen annähmen. Ich schätze sie und diese Nonnen viel zu hoch, als daß ich zulassen sollte, daß sie in Ansehung meiner hintergangen würden. Ich will also in Ansehung ihrer lieber dasjenige thun und beobachten, was der heilige Augustinus sagt, wenn er spricht: Wem es nicht hat glücken wollen, das Lob der Geschicklichkeit zu verdienen, der soll wenigstens das Lob zu verdienen suchen, das ihm am nächsten kömmt, und das Lob der Bescheidenheit ist: *Qui non potuit primas habere sapientiae, secundas habeat partes modestiae.* Ich bin, wie ich dafür halte, berechtigt, einigen Antheil daran zu nehmen. Denn man kann auf die Geschichlichkeit, Grabschriften zu machen, Verzicht thun, als ich es thue; wozu sie auch noch die Geschicklichkeit, Inschriften, Sinnbilder, und Zueignungsschriften zu machen, und andere solche Sachen mehr setzen können. Erlauben sie mir aber, daß ich, in Ermangelung dieser Gelegenheit, welche mir meine wenige Geschicklichkeit erlaubt, so sorgfältig, als ich nur kann, eine andere

wünsche und suche, wo ich ihnen zu erkennen geben kann, daß ich in der That bin, mein ehrwürdiger Vater, Ihr gehorsamer, ꝛc. ꝛc.

LXXXII. Brief.

Ueber die Art und Weise, die jungen Mönche die Weltweisheit zu lehren.

Da mir alle Gelegenheiten, sie zu unterhalten, bequem zu seyn scheinen; so werden sie mir mein ehrwürdiger Vater, erlauben, ihnen in diesem Briefe auf eine freymüthige Art einige Gedanken mitzutheilen, zu welchen mir das flüchtige Lesen ihrer Naturlehre Gelegenheit gegeben hat.

Ich sage, dieses Lesen hat die Gelegenheit dazu gegeben, weil diese Gedanken sie eigentlich nicht angehen, und nur die gemeine Art und Weise, wie man die Weltweisheit in den Schulen lehrt, zum Gegenstande haben. Die geschicktesten denken nur daran, wie sie einen Fehler vermeidenwollen, welcher der Irrthum in den Meynungen ist, und suchen zu dem Ende die vernünftigsten und richtigsten aus. Aber ausser diesem Fehler, den man gewissermaßen materiel nennen kann, weil er die Materie der Weltweisheit angeht, giebt es auch noch einen

andern,

andern, der mir unendlich weit wichtiger zu seyn scheint, und die Art und Weise angeht, wie sie ihre Schüler dieselbe anzusehen gewöhnen.

Denn sie stellen sie ihnen gemeiniglich als eine sehr wichtige Sache vor. Sie machen ihnen weis, sie würden sehr gelehrt seyn, wenn sie gelernt hätten, was sie ihnen davon sagten. Sie flößen ihnen eine Hochachtung und Liebe dazu ein. Auf diese Art bringen sie ihnen eine Neugierigkeit bey, die sie oftmals ihr ganzes Leben lang beybehalten. Nun ist aber diese Art, die Weltweisheit zu betrachten, ohne Zweifel ein weit größerer Fehler und Irrthum, als alle diejenigen, von welchen sie sie abhalten wollen. Denn es ist unendlich weit besser, sich in einer philosophischen Meynung zu irren, wenn es auch gleich die wesentlichsten Umstände beträfe, als zu glauben, es wäre eine wichtige Sache, zu wissen, daß eine Meynung falsch wäre. Mit einer jeden Neugierigkeit ist ein Irrthum und eine Unwissenheit verbunden, die weit tadelnswürdiger ist, als die Wahrheit, die sie uns bekannt macht, schätzbar ist. Ich nehme indessen diejenigen davon aus, die sich Amtshalber damit beschäftigen; denn bey diesen ist dieses Nachforschen nicht eitel und unnütz, weil es einen Theil ihres Amts und ihrer Pflicht ausmacht.

Damit nun diejenigen, welche studieren, nicht in diesen Irrthum gerathen mögen; so halte ich dafür, mein ehrwürdiger Vater, man solle zu eben der Zeit, da man ihnen sagt, was man von

der Naturlehre wissen kann, ihnen auch sagen, wie man sie betrachte. Das heißt, man soll ihnen recht zeigen, daß die Weltweisheit sehr ungewiß ist, und sie alle ihre Hochachtung und Liebe für die göttliche Wissenschaft aufheben lassen, die Jesus Christus in die Welt gebracht hat, und welche die Schrift die Wissenschaft des Heils nennt: *Ad dandam scientiam salutis plebi ejus*; Luc. 1, 77. und in Ansehung derer der heilige Paulus, wie er uns versichert, alle menschliche Wissenschaft und alle menschliche Vorzüge als Koth verachtet hat.

Zu dem Ende muß man sie das wenige, so wir wissen, und die Unnützlichkeit dessen, was man sich zu wissen einbildet, oftmals betrachten lassen. Denn gewiß, mein ehrwürdiger Vater, die gründlichste Weltweisheit ist weiter nichts, als die Wissenschaft der Unwissenheit der Menschen, und sie ist weit geschickter, diejenigen, so sich auf ihre Wissenschaft etwas einbilden, eines bessern zu belehren, als die zu unterrichten, so etwas wahres und gewisses wissen wollen. So sehr man auch die Weltweisheit des Cartesius rühmt und erhebt, so muß man doch gestehen, daß dasjenige, was in derselben noch am meisten wahr und gewiß ist, darinnen besteht, daß sie sehr gut zu erkennen giebt, daß alle diejenigen, die ihr Leben damit zugebracht, daß sie über die Natur philosophirt haben, die Welt und sich selbst nur mit Träumen und Hirngespinnsten unterhalten hatten.

Wenn

Wenn sie aber von den Körpern umständlicher redet, und auf die Erklärung der Maschine kömmt; so läuft alles, was sie uns sagt, auf einige wahrscheinliche Sätze und Meynungen hinaus, die nicht vollkommen gewiß sind. Es nennen auch einige diese Weltweisheit den Roman der Natur, weil sie ein Haufen und eine Verbindung wahrscheinlicher Wirkungen und Ursachen ist, und gleichsam die Geschichte der eingebildeten Welt ausmacht, die vielleicht in dem Wesen der Sachen nicht gefunden wird.

Diese Art, die Unwissenheit der Menschen in der Weltweisheit zu betrachten, ist nicht nur nicht geschickt, den bey den Studierenden nöthigen Eifer nicht zu vermindern, welches das einzige ist, so man befürchten könnte; sondern sie kann auch so gar dienen, ihn zu ermuntern, weil sie ihnen weit wichtigere und nützlichere Sachen zu betrachten vorlegt, als diejenigen sind, die ihnen in derselben gemeiniglich vorgelegt werden. Denn was ist wohl wunderbarer, als die unzählige Menge Weltweise zu betrachten, die sich ihr ganzes Leben lang den Kopf zerbrochen haben, die Ursachen von der Ordnung der Welt auszuspähen, und deren Untersuchungen weiter auf nichts, als lächerliche Einbildungen, hinausgelaufen sind; und wiederum andere zu sehen, die sich sehr gelehrt zu seyn dünken, weil sie wahrgenommen haben, daß andere nichts wissen; die aber nicht einsehen, daß sie enge-

weder selbst nichts wissen, oder daß das, was sie wissen, nur Eitelkeit ist.

Diese Betrachtung führt uns zum Verstande dieser Worte des Salomo: *Mundum tradidit disputationi eorum, ut non inveniat homo opus, quod operatus est Deus, ab initio usque ad finem.* Er hat die Welt ihren Streitigkeiten übergeben, ohne daß der Mensch die Werke einsehen kann, die Gott vom Anfange der Welt an bis zum Ende geschaffen hat. Pred. Sel. 3, 11. Und diese andern Worte desselben Buchs. *Proposui in anima mea quaerere et investigare sapientes de omnibus, quæ fiunt sub sole: hanc occupationem pessimam dedit Deus filiis hominum, ut occuparentur in ea.* Ich nehme mir vor, daß, was unter der Sonne geschieht, weislich zu untersuchen. Gott hat den Menschenkindern diese verdrießliche Beschäftigung gegeben, damit sie in ihrem Leben etwas zu thun haben möchten. Cap. 1, 13. Und indem sie uns die rechte Art zeigt, wie man alle diese Wissenschaften ansehen und betrachten soll, so treibt sie uns an, die Wahrheiten hochzuschätzen, die uns Gott gelehrt hat, und welche die einzigen sind, die eine ernstliche Beschäftigung verdienen. Wenn es aber auch wahr wäre, daß, wenn man die Weltweisheit auf solche Art herabwürdigte, man den Eifer derer, welche studieren, einigermaßen verminderte; so halte ich doch dafür, es sey weit weniger Gefahr dabey, als man zu besorgen hat, wenn man

ihnen eine unruhige Neugierigkeit läßt, die sie antreibt, sich die ganze übrige Zeit ihres Lebens damit zu beschäftigen, und an den verschiedenen Meynungen der Weltweisen Theil zu nehmen, welche die Neugierigen beschäftigen. Ich gestehe es ihnen, mein ehrwürdiger Vater, daß ich bey denen, welche die Weltweisheit lehren, und auch sogar die gründlichste vortragen, welche diejenige ist, die sie gelehrt haben, so viel Eitelkeit und Stolz angetroffen habe, daß wenn ich noch einmal zu leben hätte, ich mich, wie es scheint, hüten würde, einige Neigung zu einen von diesen Theilen blicken zu lassen, und ich würde es so einzurichten suchen, daß man mich weder zu den Cartesianern, noch zu den andern rechnete. Man muß zwar die Wahrheit dem Irrthum in allen Sachen vorziehen; es ist aber ein großer Unterschied, unter bloß eine Meynung der andern vorziehen, indem man zu gleicher Zeit gegen alles dieses Gleichgültigkeit und Verachtung von sich blicken läßt, und eine Meynung mit einer gewissen Hitze annehmen, oder doch wenigstens davon als von einer ernsthaften und wichtigen Sache reden, welches eigentlich dasjenige ist, was man vermeiden muß, ich aber nicht allemal vermieden habe. Wenn man davon reden muß; so muß man davon als von einer Kleinigkeit reden, um zu gleicher Zeit andern den rechten Begriff beyzubringen, den sie davon haben sollen. Und dieses ist bey jungen Mönchen, wie diejenigen sind, die sie unterrichten, desto nöthiger, weil

es

es sogar ein Elend ist, dergleichen Sachen Personen lehren zu müssen, welche die Welt verlassen haben, und sich nur mit Gott und seinen göttlichen Wahrheiten beschäftigen sollten. Ich kann kaum glauben, daß man zu der Zeit, da ihr Orden gestiftet würde, die jungen Ordenspersonen die Weltweisheit lehrte; und ich halte dafür, es sey dieses nur daher gekommen, weil man, nachdem er in eine große Unordnung gerathen war, welche allzeit mit einer sehr großen Unwissenheit vergesellschaftet ist, anfieng auch so gar die weltliche Wissenschaft hochzuschätzen; weil sie überaus selten war, und man sich einbildete, wenn man der Unwissenheit abhülfe, so werde man auch den daraus entstehenden Unordnungen abhelfen. Es geschieht aber oftmals gerade das Gegentheil; und man wird gewahr, daß die Ordenspersonen über dieser eitlen Wissenschaft oftmals ihre ganze Salbung und Gottseligkeit verlieren. In den Jahren ihres Noviziats sind sie gemeiniglich sehr bescheiden und andächtig, weil man ihnen in denselben nur Bücher zu lesen giebt, die entweder gründlich sind, als die Bücher der heiligen Schrift und der Kirchenväter, oder doch wenigstens erbaulich, als einige gemeine Andachtsbücher. So bald aber diese Jahre um sind, so giebt man ihnen fast weiter nichts zu lesen, als elende Bücher, die voll philosophischer und theologischer Spitzfindigkeiten sind, welche diesen jungen Leuten den Kopf aufblähen und sie auf die Gedanken bringen, sie wä-

ren sehr geschickt. Es giebt Orden, die sehr verbessert sind, in welchen man, von dem Noviziate an, ganzer sieben Jahre lang, weiter nichts, als solche Sachen, lernt. Und alsdenn macht man solche Leute, ohne andere Vorbereitungen, zu Priestern, und läßt sie predigen, da sie denn wieder vorbringen, was sie gelernt haben. Und das ist eine von den größten Quellen der in der Kirche herrschenden Unordnung. Denn mit solchen Personen, welche in der Wissenschaft der Kirche nur für sehr unwissend können gehalten werden, sind nicht nur die Kanzeln, sondern auch die Beichtstühle besetzt. Sie geben sich für große Seelsorger aus. Man fragt sie um Rath; bey der Schulwissenschaft, die sie in ihrem siebenten Jahre, und bey derjenigen, die sie von einigen schlechten Casuisten, die sie besonders gelesen, gelernt haben, thun sie herzhaft einen Ausspruch. Ich rede, mein ehrwürdiger Vater, desto freymüthiger von diesen Unordnungen, weil ich weis, daß ihre Häuser ganz frey davon sind; daß man in denselben die wahre Wissenschaft hochschätzt, daß man da aus der Quelle schöpft, und daß man niemanden die geistlichen Aemter, und die äusserliche Seelsorge gar zu geschwind anvertraut, welche die größte Klippe der übrigen Orden sind; und das hat mich in denselben am meisten erbaut. Darum kann ich nicht umhin, ihnen freymüthig und zuverlässig zu sagen, ich wünschte, daß die menschliche Weltweisheit in denselben gewissermaaßen heruntergesetzt würde,

und

und daß deren nicht so viel seyn möchten, als ich ihrer kenne, die für große Weltweise, für Anhänger des Cartesius, und für solche, die sich um schöne Sachen bekümmern, gehalten werden, welches Worte sind, womit man in der Welt die Eitelkeit derer bemäntelt, die nach solchen Sachen eifrig trachten. Es ist vielleicht gut, in vielen Stücken ein Anhänger des Cartesius zu seyn, weil er ohne Zweifel vernünftiger ist, als die andern. Es muß aber dieses nicht zu erkennen geben, daß man sich öffentlich dafür ausgiebt, und in diesem Kriege der Weltkinder will bemerkt werden. Denn die Cartesianer sind in der That nicht besser, als die andern, und oftmals weit stolzer und eingebildeter, als jene. Und Cartesius war auch selbst kein Mann, den man fromm und gottesfürchtig hätte nennen können, so sehr ihn der Herr Clerselier auch immer gelobt hat. Vornehmlich aber muß man sich hüten, diese Weltweisheit bis zu gewissen verwegenen Meynungen zu treiben, die man daraus gezogen hat, und welche von einer so gefährlichen Folge sind, daß ich Willens bin, eine kleine Abhandlung davon zu machen, um sie zu bewegen, so sehr, als sie nur können, diejenigen von ihrer Congregation, die eine Neigung zur cartesianischen Weltweisheit haben, abzuhalten, bis zu diesen Folgen fortzugehen. Das wird aber geschehen, wenn ich Zeit dazu haben werde, in Ansehung welcher ich schwerlich etwas gewisses versprechen kann.

LXXXIII. Brief.

LXXXIII. Brief.

Von dem philosophiren über das heilige Abendmahl, oder von der Meynung derer, welche die Transsubstantiation, oder Verwandlung der sichtbaren Zeichen im heiligen Abendmahle, durch die Vereinigung der Seele Jesu Christi mit der Materie des Brods und Weins erklären wollen.

Es ist billig, mein Herr, ihnen meine Meynung über den Brief des Vaters N. ***, den sie mir haben überschicken wollen, zu sagen; und es bey ihnen dahin zu bringen, daß sie die Ursachen billigen, welche ich habe, mich mit ihm über diese Materie in keinen Streit einzulassen. Diese Ursachen sind, weil man sie nicht anders, als durch kleine oder lange Schriften abhandeln kann. Ich habe keine Zeit, lange Schriften aufzusetzen, und bin kaum der vielen Arbeit, die mir auf dem Halse liegt, gewachsen. Und was die kleinen Schriften anbetrifft, so halte ich sie für sehr gefährlich und unnütze. Man bildet sich ein, man habe keine andern Ursachen, als diejenigen, die man in diesen kleinen Schriften anführt. Und da sich Leute, die von Vorurtheilen eingenommen sind, über diejenigen, welche man ihnen anführt, gar leicht wegsetzen; so beharren sie nun desto

mehr auf ihren Meynungen, indem sie sich so gar einbilden, sie hätten die Gründe, die man ihnen wider ihre Meynung anführen wollen, angehört, aber keine Ursache, ihnen nachzugeben. Man weis überdieses aus der Erfahrung, daß die kleinen Schriften Antworten nach sich ziehen. Und da diese Antworten neue Widerlegungen erfordern; so sieht man sich unvermerkt genöthigt, lange Schriften zu verfertigen, in welche man sich anfangs nicht hatte einlassen wollen; und so stört man die ganze Ordnung seiner Geschäfte und seines Lebens.

Die zweyte ist, daß wir in den Grundsätzen nicht einig sind, diese Materie zu untersuchen. Denn diese Herren setzen so gleich ihre philosophischen Grundsätze voraus, und suchen hernach die Glaubenslehren darnach einzurichten. Und ich halte dafür, man müsse sich zuvörderst nach demjenigen erkundigen, was uns die Kirche und die Tradition von diesem Geheimnisse lehren, und sich unverbrüchlich daran halten, ohne auf die philosophischen Grundsätze zu sehen. Wenn man sie damit vereinigen kann; so mag man es meinetwegen immerhin thun. Wenn sie sich aber nicht damit vereinigen ließen; so würde man doch dem ungeachtet bey den Wahrheiten der Tradition bleiben müssen. Man schlägt, meines Erachtens, gerade einen entgegengesetzten Weg ein. Man füllt sich den Kopf mit philosophischen Grundsätzen an, und bildet sich ein, sie wären so helle, als der Tag,

und

und sezt hernach voraus, die Tradition solle sich damit vereinigen lassen.

Zum dritten werde ich dadurch noch mehr abgehalten, mich mit diesen Leuten in einen Streit einzulassen, weil ich sehe, daß sie von handgreiflichen Ursachen gar nicht gerührt werden, welche, wie ich dafür halte, in einen jeden Eindruck machen sollten.

Es ist z. B. gewiß, daß kein christliches Volk gefunden wird, welches vom heiligen Abendmahle glaubt, was sie davon glauben. Und wenn man Ursache gehabt hat, daran zu zweifeln; so hoffe ich, man werde keine mehr haben, wenn der dritte Band wird herausgekommen seyn, der die Presse bald verlassen wird. Die vielen neuen Zeugnisse, die wir aus allen Theilen der Welt anführen, werden diese Thatsache schlechterdings ausser allen Streit setzen. Man wird daraus sehen, daß sie alle ohne Ausnahme glauben, daß wir in dem heiligen Abendmahle den Leib selbst bekommen, den Jesus Cristus im Himmel hat, daß er an vielen Orten ist, und von einem jeden Gläubigen unzertheilt empfangen wird. Wenn sie also Recht haben sollten; so würden in einem Geheimnisse, wie das Geheimniß des heiligen Abendmals ist, alle Christen in der Welt einen sehr falschen Begriff davon haben, und die Wahrheit desselben müßte nur von sehr wenigen Weltweisen eingesehen werden, die übrigens keine ausserordentlichen Tugenden zu besitzen scheinen, womit sie dieses

Vorrecht verdient hätten. Diese Herren sehen diese Folge ein, und es ist nicht nöthig, sie ihnen zu zeigen. Indem sie sie aber einsehen, so verdauen sie sie ohne Mühe, und finden keine Schwierigkeit dabey. Ich für meine Person gestehe es, daß ich vor dieser Sicherheit erschrecke.

Sie werden auch von einer andern handgreiflichen Ursache, die ihnen ohne Zweifel eingefallen ist, sehr wenig gerührt. Sie besteht darinnen, daß, da der Glaube nicht in dem Klange der Sylben, sondern in dem Sinne und Begriffe der Worte besteht, der Glaube des Geheimnisses des heiligen Abendmahls nicht darinnen bestehen kann, daß man mit der Kirche sagt, der Leib Jesu Christi ist darinnen gegenwärtig, wenn man nicht denselben Begriff mit diesen Worten verbindet. Nun ist es aber gewiß, daß die Kirche unter dem Leibe Jesu Christi keine neue Materie versteht, die dem Orte nach von derjenigen, die Jesus Christus im Himmel hat, abgesondert ist, und daß uns die Tradition diese Lehre nicht in diesem Sinne gelehrt hat; und folglich haben diejenigen, welche, indem sie die Worte der Kirche und der Tradition behalten, einen ganz andern Begriff damit verbinden, nicht eben den Glauben, den sie hat. Sie kommen mit ihr in den Sylben, aber nicht in dem Sinne überein, welcher indessen dasjenige ist, was den Glauben macht.

Eben so giebt es auch noch andere Ursachen, die ihnen nicht neu und unbekannt seyn können,

und folglich von ihnen verworfen werden, die mir aber sehr klar und deutlich zu seyn scheinen, und welche ihnen vorzulegen sehr unnütz seyn würde.

Alle Väter lehren, daß der Leib Jesu Christi von einem jeden Gläubigen ganz empfangen, und unzertheilt ausgetheilt wird, und sie lehren es ohne alle Rücksicht auf diese neue Spitzfindigkeit. Indessen ist, nach der Lehre dieser Herren, der Leib Jesu Christi, den ein jeder empfängt, nicht derjenige, den ein anderer empfängt; und wenn man eine Hostie theilt, so theilt man den Leib Jesu Christi wirklich.

Sie lehren alle, daß der Leib Jesu Christi, den wir empfangen, sein verklärter Leib ist; daß es der Leib ist, der gelitten hat, und sie dachten gar nicht an gewisse philosophische Grundsätze, die man braucht, diese Ausdrücke bey dieser Lehre bestehen zu lassen, und sie mit derselben zu vereinigen. Und folglich verstunden sie unter diesem verklärten Leibe, den Leib selbst, den Jesus Christus im Himmel hat; und unter dem Leibe, der gelitten hat, verstunden sie denjenigen, den Jesus Christus in seinem Leiden hatte. Und also besteht das Zeugniß, welches sie von dem Glauben der Kirche zu ihrer Zeit ablegen, darinnen, daß wir in dem heiligen Abendmahle den Leib selbst, den Jesus Christus im Himmel hat, in dem Sinne empfangen, in welchem alle Catholiken diese Worte verstehen; und sich von diesem Glauben ent-

fernen, heißt sich von dem Glauben der Väter entfernen.

Diese Herren sehen nicht, daß alle ihre Antworten und Erklärungen, die Stellen der Väter und die Ausdrücke der Kirche kraftlos zu machen, einen Hauptfehler haben, der sie alle unnütze macht. Denn sie lassen es dabey bewenden, daß sie sagen, man könne, ihrer Meynung nach, in einem gewissen Verstande sagen, wir bekämen den Leib Jesu Christi, der von der Jungfrau Maria gebohren worden; aber davon ist die Rede nicht. Es fragt sich nicht, ob Leute, die von diesen philosophischen Grundsätzen eingenommen sind, so reden können; sondern ob die Väter, welche an diese Spitzfindigkeiten niemals gedacht, ihre Sprache nach Grundsätzen, die ihnen niemals bekannt gewesen sind, haben einrichten können. Wenn nun aber die Väter diese Worte in diesem Sinne nicht verstanden haben; so folgt daraus deutlich, daß ihnen das Zeugniß der Tradition zuwider ist, daß sie mit den Vätern nur in den Worten übereinkommen, und in dem Sinne von ihnen abweichen.

Es würde überdieses nicht schwer seyn, zu zeigen, daß der Sinn, den sie den Ausdrücken der Kirche beylegen wollen, nicht nur mit dem Sinne der Väter nicht übereinkömmt; sondern auch sogar dem natürlichen Verstande zuwider ist. Denn man sagt zwar wohl von einem Leibe, wenn man ihn in verschiedenen Zuständen, in der Kindheit und in einem höhern Alter, betrachtet, es sey

der,

derselbe Leib, ob es gleich vielleicht nicht dieselbe Materie ist; weil, da die Veränderung dieses Leibes unvermerkt geschieht, die Sinne uns antreiben, ihn als denselben zu betrachten. Aber niemals hat jemand gesagt, daß, wenn eine Seele nach und nach mit verschiedenen Leibern ohne Einheit der Folge verbunden wäre, diese Leiber wegen der Vereinigung mit derselben Seele dieselbe wären.

Und damit die Väter sagen konnten, wir würden nach der Auferstehung denselben Leib haben; so haben sie geglaudt, sie müßten behaupten, die Theile, aus welchen er bestünde, wären Gott bekannt, und er würde sie in einigen verschiedenen Zuständen, durch welche sie gegangen wären, gar wohl zu finden wissen. Sie haben niemals geglaubt, daß es, um die Weltweisen, welche die Auferstehung der Todten läugneten, zu widerlegen, genug sey, zu sagen, Gott, der die Seele mit einer Materie vereinigt hätte, würde sie gar wohl vom neuen mit einem Theile Materie, es sey welche es wolle, vereinigen können. Diese Antwort würde zwar sehr kurz gewesen seyn; sie haben es sich aber niemals einfallen lassen, sie zu geben; welches deutlich zu erkennen giebt, daß sie diese Worte Leib selbst in einem gemeinen Sinne, und nicht nach dieser philosophischen Klügeley, genommen haben. Und wenn sie uns also gesagt haben, wir empfiengen im heiligen Abendmahle den Leib Jesu Christi selbst; so haben sie sagen wollen,

wir empfiengen die Materie selbst, die er im Himmel hat, weil dieses der Sinn ist, in welchem sie diese Worte, Leib selbst genommen, und niemals an diese andere erdichtete Einheit gedacht haben, welche aus vielen Theilen Materie, die mit einer und denselben Seele vereinigt sind, einen und derselben Leib macht.

Es ist länger, als drey Wochen, mein Herr, daß dieser Brief ist angefangen worden, ohne daß ich habe Zeit finden können, ihn vollends zu schließen. Ich habe, als ich ihn wieder durchgelesen, wahrgenommen, daß ich gerade dasjenige gethan, was ich hatte vermeiden wollen, nämlich eine kleine Schrift über eine Materie aufzusetzen, die nicht anders, als mit einer gewissen Weitläufigkeit, recht kann abgehandelt werden.

Ich will hier nur noch hinzusetzen, daß, wenn ich auch gleich Zeit hätte, über diese Materie eine weitläuftige Schrift auszuarbeiten, und geschickt dazu wäre, ich doch nicht glauben würde, daß ich Ursache hätte, mich darauf einzulassen, weil es weit besser ist, diese Meynungen nach und nach zu vergessen, als immer daran zu denken, indem man sie zum Gegenstande eines ordentlichen Streits macht. Ich weis nur mehr als zu sehr aus der Erfahrung, daß nichts verschwiegen bleibt, daß eine Schrift anderen mitgetheilt wird, daß die Gemüther erhitzt und eigensinnig werden, und eben deswegen, weil ihnen widersprochen wird, desto mehr auf ihren Meynungen beharren. Ich bitte sie also, mir aus der Verlegenheit zu helfen, in welche sie mich

ver-

verwickelt, indem sie mir diesen Brief zugeschickt haben, und nicht von mir zu verlangen, daß ich dem Vater N. * * * antworte. Die philosophischen Grundsätze, die er in diesem Briefe anführt, würden zu einem förmlichen Streite Anlaß geben, den wir niemals endigen würden. Denn man bringt es niemals dahin, daß man einander von metaphysischen Materien überzeugt. Sie können ihm mit Wahrheit zu erkennen geben, daß ich seinen Verstand sehr hoch schätze, und die Neigung, die er gegen uns an den Tag legt, mit vielem Danke erkenne, ob ich ihm gleich weder in den theologischen Meynungen, welche er über diesen Punkt hegt, noch auch in allen philosophischen, welche mit dieser Meynung eine Verbindung haben, beypflichten kann; daß ich aber, weil ich glaube, daß ich ihm seine Vorurtheile nicht werde benehmen können, und auch keine Zeit dazu habe, sie gebethen, mich deswegen bey ihm zu entschuldigen.

Sie können noch hinzusetzen, daß der verstorbene Herr Pascal, auf den er sich als einen Mann beruft, der seine philosophischen Grundsätze in Ansehung des weiten Umfangs derselben billigt, so weit davon entfernt war, daß, wenn er ein Beyspiel von einer Träumerey anführen wollte, die aus Eigensinne könnte gebilligt werden, er gemeiniglich die Meynung des Cartesius von der Materie und dem Raume anführte; und es giebt sehr viel gar kluge und verständige Leute, die noch derselben Meynung sind. Ich habe auch niemals den

geringsten Gedanken von einer Meynung gehabt, die er mir zuschreibt; daß Gott itzo nicht einen Theil der Materie vernichten könne. Endlich glaube ich, mein Herr, daß sie nicht unterlassen werden, ihn zu ermahnen, sich mit andern Betrachtungen zu beschäftigen, die auf alle Weise nützlicher, als diese, sind. Wir sind dem andern Leben so nahe, das heißt einem Zustande, wo wir die Wahrheit von allen Sachen erfahren werden, wenn wir uns des Reichs Gottes würdig gemacht haben, daß es der Mühe nicht werth ist, sich aus allen Kräften zu bestreben, in Ansehung aller neugierigen Fragen der Gottesgelehrtheit und Weltweisheit mehr Licht zu bekommen.

Es ist gewiß, daß man heilig seyn kann, wenn man bey den gemeinen Meynungen der Kirche bleibt. Die heilige Theresia, der heilige Carl, der heilige Franz von Sales, der verstorbene Herr von St. Cyran, und alle fromme und rechtschaffene Leute, die wir gekannt, haben von keinen andern etwas gewußt. Ich weis aber nicht, ob man von diesen neuen Meynungen dasselbe sagen kann; und es ist gar sehr gewiß, daß es nicht scheint, daß sie nicht von keinem Heiligen, sondern auch so gar von keiner vorzüglich frommen Person sind angenommen worden.

LXXXIV. Brief.

LXXXIV. Brief.

Von der Unbesonnenheit derer, die von der philosophischen Meynung vom heiligen Abendmahle eingenommen sind.

An den Herrn Barek.

Ich habe unlängst von dem Herrn von Brienne eine gar sehr betrübte Geschichte gehört. Es hat nämlich der Herr N. ***, als er mit einem jungen witzigen Menschen, den er niemals gesehen hatte, gesprochen, ihm seine philosophischen Meynungen über das heilige Abendmahl bekannt gemacht, woraus dieser junge Mensch geschlossen, daß er ein vollkommener Lutheraner wäre, und er hat sich gar sehr daran geärgert. Er glaubte, er müsse es dem Herrn von Brienne klagen, der ihn zum Stillschweigen ermahnt, indem er, wie billig, so wohl die Lehre, als auch das Verhalten des Herrn N. *** getadelt hat. Es ist wahr, der Eigensinn dieser Herren, ihre Meynungen bekannt zu machen, ist die erstaunenswürdigste Sache von der Welt. Ihre besondere Meynungen mögen ihnen immerhin ihre Gewissensscrupel benehmen, und sie eine von der ganzen Kirche verworfene Lehre annehmen lassen; es ist aber zu verwundern, daß sie die schrecklichen Verdrießlichkeiten

nicht einsehen, welchen sie sich und alle ihre Freunde aussetzen. Dieses bringt mich auf die Gedanken, es müsse etwas übernatürliches mit dieser Hartnäckigkeit verbunden seyn, und läßt mich schreckliche Folgen befürchten. Denn sie sind eben so wenig zurückhaltend, als ob sie Sachen sagten, die gar nicht gefährlich wären, und sie glauben, die ersten, die sie sehen und sprächen, würden diese Meynungen annehmen. Wenn sie so fortfahren; so ist es unmöglich, daß sie nicht bald entdeckt werden. Und alsdann urtheilen sie selbst, was für ein Aufsehen diese Entdeckung machen wird; wie sehr diejenigen, welche die Reinigkeit ihrer Meynungen in den übrigen Punkten nicht lieben, triumphieren werden, und was man, um die Wahrheit und Unschuld sehr vieler Personen, welche diese Herren mit in ihre verdrießliche Sache verwickeln würden, zu vertheidigen, wird thun müssen, um dieses Aergerniß wieder gut zu machen. Wenn ich so glücklich gewesen wäre, und mir den geringsten Gedanken von dem hätte in den Sinn kommen lassen, was diese Herrn einem jeden so frey und öffentlich sagen; so würde ich glauben, ich hätte weiter nichts zu thun, als mich an einen unbekannten Ort zu begeben, und ein ewiges Stillschweigen zu beobachten, um vor Gott die Strafe für solche Zweifel zu leiden. Denn, ohne von der Falschheit dieser Meynungen etwas zu sagen, so fällt nichts mehr in die Augen, als daß sie weiter nichts thun können, als alle Wahrheiten der

Gnade, der Buße und der Sittenlehre durch den Haß, welchen sie denen, die sich für ihre Vertheidiger ausgeben, zuziehen wird, unterdrücken zu lassen. Ich melde ihnen, was ich befürchte, und halte dafür, sie wären verbunden, alles zu thun, was sie nur können, um der Sache abzuhelfen, und dem Herrn N. *** wenigstens eine Art von Zurückhaltung einzuflößen; weil nicht zu hoffen ist, daß er seine Meynungen ändern wird. Das schlimste dabey ist, daß, wenn man diese Herren bittet, vorsichtiger zu seyn, es scheint, als ob man ihre Lehre billige, und sie nur tadele, weil sie sie zur unrechten Zeit bekannt machten. Und da sie gewohnt sind, alles nach ihrer Einbildung zu erklären; so bilden sie sich ein, alle diese Ermahnungen zur Klugheit geben nur zu erkennen, man verführe nur behutsamer, als sie, ob man gleich eben der Meynung wäre, der sie wären, so, daß, wenn man sie von dem Gegentheile überführen wollte, man bey nahe einen Zank mit ihnen würde anfangen müssen. Ich glaube indessen, daß sie Geschicklichkeit genug besitzen, das eine und das andere zu vermeiden, und, ohne einen Unwillen gegen sie blicken zu lassen, sie zu einer größern Behutsamkeit zu bewegen, und ihnen zu gleicher Zeit so deutlich, als sie nur können, zu sagen, man hielte dafür, ihre Meynung wäre dem Glauben zuwider, wie alle andere Irrthümer, die von der Kirche verdammt worden; und man betrübte sich gar sehr, sie darein verwickelt

zu sehen. Man wird es dahin zu bringen suchen, daß der junge Mensch nicht redet, ob es gleich schwer halten wird, seiner Zunge Einhalt zu thun. Ich kenne auch noch andere Personen, die sich gar sehr an dem Vater N.*** geärgert haben. In Wahrheit, wenn diese Herren die üblen Nachreden, die man wider ihre Freunde ausgebreitet hat, einigermaßen rechtfertigen; so laden sie sehr viel auf sich, weil sie sich zu Theil aller der Folgen, die sie gehabt haben, schuldig machen.

LXXXV. Brief.

Erklärung einer Stelle in dem Buche *de la Perpetuité*, von der Fortdauer der Anbethung Jesu Christi im heiligen Abendmahle.

An den Herrn de la Muzanchere.

Weil sie, mein Herr, in Ansehung aller Briefe des Herrn Claude, die sie mir haben wollen zu Gesichte kommen lassen, verlangen, daß ich nur auf den einzigen Punkt antworten soll, wo er dem Herrn Arnauld vorwirft, er habe ihnen in Ansehung der Anbethung des heiligen Abendmahls Meynungen eingeflößt, die demjenigen gerade zuwider wären, was er davon in Abhandlung *de la Perpetuité*, von der Fortdauer,

ge-

geschrieben hat; so wird es mir etwas leichtes seyn, ihnen in diesem Stücke Genüge zu leisten. Denn sie, mein Herr, wissen besser, als jemand, daß alle Thatsachen, die dem, was der Herr Claude hievon sagt, zum Grunde dienen, ganz falsch sind. Der Herr Arnauld kann ihnen die Meynungen, die sie in ihrem Briefe geäußert, nicht eingeflößt haben, weil er sie nicht kannte, und sie so gar nur zwey, oder dreymal bey Höflichkeitsbesuchen gesehen hat, wo man von dergleichen Materien nicht leicht redet. Da also der Herr Claude unrecht daran thut, daß er es ihnen als ein Verbrechen anrechnen will, anders, als der Herr Arnauld, in einer Sache geredet zu haben, in Ansehung welcher, wie sie gesagt haben, sie das, was sie geschrieben, von der ganzen Sorbonne wollten unterzeichnen lassen; so handelt er auch in Ansehung des Herrn Arnauld ungerecht, indem er von einem Briefe, den er niemals gesehen hat, Anlaß nimmt, ihm Schuld zu geben, er habe sich widersprochen. Das ist genug, um zu zeigen, daß der Herr Claude Unrecht hat, wenn auch gleich die Worte der Abhandlung, die er anführt, den Sinn hätten, den er ihnen beylegt. Ich kann ihnen aber auch noch überdieses sagen, daß er sie wider den wahren Sinn des Verfassers mißbraucht, von welchem ich, wie sie wissen, besser unterrichtet bin, als jemand. Dieser Verfasser, welcher der Herr Arnauld nicht ist, wie solches der Herr Claude, wenn er will, recht gut sagen kann, glaubt eben

so

so wohl, als sie, daß es unbillig seyn würde, den Catholiken Abgötterey Schuld zu geben, wenn sie sich auch gleich in dem, was sie von dem heili-gen Abendmahle glauben, irrten. Und er ist so gar davon so sehr überzeugt, daß er Willens ist, alles dasjenige besonders zu widerlegen, was Daille in seiner Schutzschrift hiervon sagt, woraus der Herr Claude alles, was in seinem Briefe steht, genommen hat. Er giebt indessen zu, daß in dem Ausdrucke der Stelle, die der Herr Claude an-führt, ein Fehler ist. Denn anstatt, daß er von den Grundsätzen der reformirten Geistlichen nur einen Beweis, den man einen Beweis *ad homi-nem* nennt, hat hernehmen, und sagen wollen, aus ihrem Vorgeben und aus ihren Grundsätzen fließen, es sey möglich, daß die Kirche allzeit in einem strafbaren Irrthum gesteckt, und einen ab-göttischen Dienst verrichtet hätte; so hat die Art und Weise, wie er diesen Gedanken ausdrückt, Gelegenheit geben können zu glauben, er verdam-me die Anbethung des heiligen Abendmahls, wenn Christus in demselbeu nicht gegenwärtig wäre, als eine wahre Abgötterey, nicht nur nach den Grund-sätzen der reformirten Geistlichen, sondern auch nach seinen eignen Grundsätzen. Zwey oder drey hinzugefügte Worte würden die ganze Zweydeutig-keit gehoben haben. Denn an statt zu sagen, wie er gethan hat: Wenn es möglich wäre, daß die Kirche die wirkliche Gegenwart Jesu Christi in dem heiligen Abendmahle allzeit geglaubt

hät-

hätte, dieser Glaube aber doch falsch wäre; so folge daraus, es sey möglich, daß die Kirche immer in einem strafbaren Irrthume gesteckt, und einen abgöttischen Dienst verrichtet hätte; weil, wenn Jesus Christus nicht da wäre, wir wirkliche Götzendiener seyn würden, wie uns solches die reformirten Geistlichen oftmals vorwerfen. Er durfte nur sagen: Es folge, nach den Grundsätzen der reformirten Geistlichen, daraus, es sey möglich, daß die Kirche immer in einem strafbaren Irrthume gesteckt, und einen abgöttischen Dienst verrichtet hatte; weil, wenn Jesus Christus daselbst nicht wirklich zugegen wäre, wir, nach ihrer Meynung, wirkliche Götzendiener seyn würden, wie uns solches die reformirten Geistlichen oftmals vorwerfen. Diese Zusätze, die in dem Sinne nichts ändern, würden die ganze Zweydeutigkeit aus dem Wege geräumt haben. Weil sie aber der Verfasser nicht gemacht hat; so ist der Herr Claude nicht schlechterdings zu tadeln, daß er diese Worte in einem andern Sinne genommen hat. Was in dem, was er hiervon sagt, nicht zu entschuldigen ist, besteht darinnen, mein Herr, daß er ihnen daraus ein Verbrechen machen wollen, daß sie nicht so geredet, wie der Verfasser dieser Abhandlung, und den Herrn Arnauld auf eine ungebürliche Art in diesen Streit gemischt, weil er nicht nur an ihrem Brief, sondern auch so gar an der Abhandlung, die er ihnen entgegengesetzt, keinen Antheil hat. Ich

bleibe genau in den Gränzen, die sie mir vorgeschrieben haben; ich würde aber auch nicht fertig werden, wenn ich mit ihnen von dem übrigen, was in diesem Brief enthalten ist, reden wollte.

LXXXVI. Brief.

Er entschuldigt sich wegen eines nicht recht abgemessenen und überlegten Ausdrucks, den er gebraucht hatte, und macht bey dieser Gelegenheit verschiedene Anmerkungen über die übertriebenen Ausdrücke.

Was sie mir, mein Herr, von der Klage gemeldet, welche die E. V. F. wegen eines Ausdruckes geführt haben, dessen ich mich, als ich mit zween von ihnen redete, bedient hatte, hat mir zu erkennen geben, daß es gut ist, allzeit ernsthaft zu reden. Denn wenn man simple und natürliche Ausdrücke braucht, und sie werden in einem bösen Verstande genommen; so sind gewissermassen diejenigen Schuld daran, die sie darinnen nehmen, weil man bey denen, mit welchen man redet, mit Recht voraussetzen kann, daß sie gewöhnliche Worte verstehen. Wenn man sie aber in einem außerordentlichen Sinne braucht, mit welchem etwas spöttisches verbunden ist; so

sind

sind die, welche sie brauchen, Schuld daran, wenn sie nicht verstanden werden.

Es ist also das erste, was ich in Ansehung dieser Klagen thue, dieses, daß ich den Ausdruck, den man mir vorwirft, mißbillige; weil, wenn er auch gleich keine anderen Fehler hätte; er doch wenigstens diesen hat, daß er nach denen, mit welchen ich redete, nicht gnugsam abgemessen und eingerichtet war.

Wenn man also nur dieses sagen will; so wird man weiter nichts sagen, als was wahr ist. Da aber die Ausdrücke auch noch auf zwo andere Arten fehlerhaft seyn können: Zum ersten in Rücksicht auf denjenigen, der sie braucht, wenn er dabey die Absicht hat, einen falschen und ehrenrührigen Sinn damit zu verbinden; zum andern in Rücksicht auf den wahren Sinn des Ausdrucks, der durch alle Umstände bestimmt ist; so folgt aus diesem Mangel oder Fehler des Verhältnisses, den ich bey dem Ausdrucke, den man mir vorwirft, zugestehe, gar nicht, daß er auch auf eine von den beyden von mir angezeigten Arten fehlerhaft sey. Und da diese Untersuchung nicht unnütze ist, um so wohl den Eindruck derer, die sich daran gestossen, zu vernichten, als auch einige Regeln der menschlichen Sprache zu erläutern; so habe ich geglaubt, ich müsse es hier in der einen und andern Rücksicht thun.

Der Ausdruck, von welchem die Rede ist, besteht darinnen: Als ich von zween Ordenspersonen

sonen aus Höflichkeit einen Besuch bekam, und ihre Höflichkeit erwiedern wollte, indem ich sie aufzuhalten suchte, und bath, an der Unterredung mit zwoen Personen, die bey mir waren, Theil zu nehmen, sie es aber ausschlugen, weil sie sagten, sie müßten der Messe beywohnen; so sagte ich lächelend, um sie zum bleiben zu bereden, zu ihnen, ihre Regel schiene mir ihnen diese Freyheit gar wohl zu erlauben, und die Freyheit ihres Ordens wäre so groß, daß sie sich fast der *libertinage*, einer gar zu großen Freyheit, näherte.

Es ist leicht, diesen Ausdruck in Absicht auf den Sinn, den ich wirklich in den Gedanken hatte, zu rechtfertigen. Denn ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich keinen andern Sinn habe ausdrücken wollen, als daß, da die christliche Tugend einen gewissen Umfang hätte, und es welche gäbe, die sich gewissen Fehlern mehr, als den ihnen entgegengesetzten, näherten, die Freyheit der F., welche in dem Bezirke der Tugend bliebe, sich mehr der gar zu großen Freyheit, als dem Zwange näherte.

Dieses wird noch deutlicher, wenn man bedenkt, daß sich zwischen den beyden entgegenstehenden Lastern allemal zwo Tugenden befinden, von welchen eine jede dieses an sich hat, daß sie an ein gewisses entgegenstehendes Laster gränzt. So ist zwischen dem Geize und der Verschwendung die Sparsamkeit und Freygebigkeit, deren Unterschied darinnen besteht, daß sich die Sparsam-

keit

keit dem Geize nähert, und von der Verschwendung sehr weit entfernt ist; und die Freygebigkeit hingegen vom Geize weit entfernt ist, und ziemlich an die Verschwendung gränzt. Zwischen der Feigheit und Verwegenheit befindet sich auf der einen Seite die Vorsichtigkeit, und auf der andern die Tapferkeit oder Herzhaftigkeit; jedoch so, daß die Vorsichtigkeit der Feigheit sehr nahe kömmt, und von der Verwegenheit weit entfernt ist; und die Tapferkeit hingegen sich der Verwegenheit gar sehr nähert, und von der Feigheit weit entfernt ist.

Eben so verhält es sich auch mit der Genauigkeit bey der Beobachtung der Ordensregeln. Es giebt hier zwey entgegenstehende Laster, und zwo Tugenden, die zwischen diesen Lastern mitten inne stehen. Die beyden Laster sind der Zwang und die übermäßige Freyheit; die beyden Tugenden sind die genaue Beobachtung uud der Geist der Freyheit. Die genaue Beobachtung nähert sich dem Zwange, und ist von der übermäßigen Freyheit weit entfernt. Die Freyheit des Geistes kömmt der übermäßigen Freyheit gar sehr nahe, und ist von dem Zwange weit entfernt.

Es heißt also nicht, jemanden einen Fehler Schuld geben, wenn man zu ihm sagt, der Zustand, in welchem er sich befände, nähere sich einem gewissen Fehler, weil es allen Tugenden eigen ist, nahe bey einem Fehler zu seyn. Man wird also sagen, Alexanders Tapferkeit nähere sich der Verwegenheit, und des Fabius Klugheit der

Furchtsamkeit. Man wird von einem Orden sagen, seine Genauigkeit wäre so groß, daß sie sich dem Zwange nähere; und von einem andern, man habe in demselben so viel Freyheit, daß sie sich der Ausschweifung nähere, ohne daß man dadurch dem ersten von diesen Orden eine fehlerhafte Genauigkeit, und dem andern eine wirklich übermäßige Freyheit Schuld geben will.

Wenn ich mich also, als ich mit diesen guten Vätern geredet, dieses Ausdrucks bedient hätte, es käme mir vor, als ob ihre Freyheit, indem sie in dem Bezirke einer christlichen Freyheit verblibe, so groß wäre, daß sie bey nahe der Ausschweifung nahe käme; so würden sie gewiß keine Ursache gehabt haben, sich zu beklagen; und dadurch ist der Ausdruck, dessen ich mich bedient habe, in Rücksicht auf meine Absicht vollkommen gerechtfertigt, weil ich versichere, daß ich niemals eine andere, als diese, gehabt habe.

Aber, wird man sagen, hieraus folgt nichts für den Ausdruck an sich selbst, den man für ehrenrührig und beleidigend ausgiebt, mit welchem Scherze man ihn auch immer bemänteln will.

Das ist nun noch zu untersuchen, und man muß zu dem Ende gewiße Regeln voraussetzen.

Obgleich die Sprache der Menschen von einer öffentlichen Einführung abhängt, weil das gemeine Volk den Wörtern den Sinn beylegt, und man sich, wenn man für das Publikum redet, darnach richten muß; so ist doch die Verbindlichkeit dieses

Ge-

Gesetzes nicht so genau und strenge, daß man nicht oftmals mit einer gewissen Vorsicht, davon abweichen könne. Die besondern Unterredungen sind besondere Gesellschaften, die ihre besondern Gesetze und Verträge haben. Man kann also, ohne auf den gemeinen Sinn gewisser Wörter zu achten, ihnen besondere Bedeutungen beylegen, wenn man nur hinlängliche Nachricht davon giebt. Wenn also auch gleich die gemeine Bedeutung eines Worts gar sehr verhaßt ist; so kann man es doch bisweilen in einem Sinne brauchen, mit welchem nur ein unschuldiger Begriff verbunden ist, und das ist so gar etwas angenehmes in den Reden.

Der verstorbene Herr Präsident von Lamoignon z. B. nannte oftmals die Mademoiselle von Lamoignon, seine Schwester, eine Beutelschneiderinn; und dieser Scherz bestund darinnen, daß er sich eines Worts bediente, dessen gemeine Bedeutung gar sehr verhaßt ist, um eine unschuldige Geschicklichkeit auszudrücken, die sie besaß, die Leute zu bewegen, Almosen zu geben.

Wenn man einen Menschen, von welchem ein jeder wüßte, daß er alles, was er hätte, den Armen gäbe den größten Wucherer im Lande nennte, um nur anzuzeigen, daß er die Art von Wucher triebe, die uns von den Vätern so sehr ist empfohlen worden, vermöge dessen man sein Geld Gott leiht; so würde man es sich niemals einfallen lassen, zu sagen, man habe ihn geschimpft, wenn es nur hinlänglich verstanden würde.

2. Und es ist in Ansehung dieser Worte, die einen verhaßten Sinn haben, merkwürdig, daß man desto mehr Freyheit hat, sie zu brauchen, je bekannter es ist, daß dieser verhaßte Sinn falsch ist. Denn der Herr von Lamoignon nannte z. B. seine Schwester nur deswegen eine Beutelschneiderinn, weil er gewiß wußte, daß sie es nicht in dem bösen Verstande war. Es fehlt also so viel, daß diese Worte der Person, auf welche man sie anwendet, den verhaßten Sinn beylegen, daß sie vielmehr zu erkennen geben, sie sey ganz davon frey, und diesen Begriff dem Verstande eindrücken; weil ein Mensch, wenn er auch gleich nicht gar zu höflich und gesittet ist, sie doch niemals braucht, als wenn man deutlich sieht, daß man sie nicht nach den Buchstaben nehmen und verstehen könne. Man darf dieses nur auf dasjenige anwenden, was ich von dem Ausdrucke, an welchen man sich gestossen, gesagt habe.

Das Wort *libertinage*, Freygeisterey, hat einen grammatikalischen und einen gemeinen Sinn. Nach dem gemeinen Sinne bedeutet es eine gottlose Gesinnung gegen Gott und die Religion. Ein *libertin*, Freygeist, ist ein Mensch, der böse Meynungen von dem Glauben hegt, der das Joch abgeworfen, und sich über die Meynungen weggesetzt hat, die man durchgängig von dem Guten und dem Bösen hegt.

Aber ebendieses Wort bedeutet in dem grammatikalischen Sinne weiter nichts, als eine gar zu gro-

große und übermäßige Freyheit, es sey, worinnen es wolle. Und dieser Sinn ist nicht gar zu ausserordentlich. Denn z. B. ein Mensch, der einigermaßen ein Feind vom Zwange und der Unterwerfung ist, wird, ohne sich zu beschimpfen, sagen, er sey ein viel zu großer Liebhaber von der Freyheit, *libertin*, als daß er sich so vielen Sachen unterwerfen sollte, und es dürfen nur einige Umstände dazu kommen, um diesem Worte diesen Sinn zu geben.

Nun war aber das Wort *libertinage* auf die Art, wie man es gebraucht hat, durch die dazu kommenden Umstände gewiß sehr bestimmt, und von dem verhaßten Sinne, den es haben kann, gar sehr frey.

Es hatte diesen Sinn nicht wegen des Standes der Personen, auf welche es angewendet wurde, welche der *libertinage* wegen gar nicht verdächtig sind, wenn man dieses Wort im verhaßten Sinne nimmt, und die auch eben so wenig im Verdachte stehen, daß sie *libertins* sind, als die Mademoiselle von Lamoignon darinnen stund, daß sie eine Beutelschneiderinn, im bösen Verstande dieses Worts, wäre.

Es hatte ihn wegen der Umstände nicht. Denn wer kann sich wohl verstellen, daß eine Person, die den Verstand nicht verlohren hat, einen ehrenrührigen Vorwurf zwischen eine Höflichkeit, die man ihr erweist, und welche ihn gar nicht nach sich zog, und eine andere Höflichkeit, die sie er-

wiedern wollte, und welche eine gerade entgegengesetzte Gesinnung anzeigte, setzt?

Es hatte ihn endlich wegen des Zusammenhanges dieser ganzen Rede nicht. Denn man brauchte diesen Ausdruck nur als einen, der in Ansehung dieser Väter eine Ursache in sich hielt, um sie zu bereden, etwas zu thun, wozu man sie einlud, nämlich dazubleiben. Weil man sie nun zum dableiben einlud; so sah man also diese Handlung als eine ordentliche, rechtmäßige und tugendhafte an. Folglich konnte die Freyheit der F., die man als eine Ursache anführte, die sie berechtigte, keine unordentliche Freyheit seye, sondern eine gewisse Ausdehnung der Freyheit, die in den Gränzen einer rechtmäßigen Freyheit blieb.

Aber wird man sagen, warum brauchten sie denn das Wort *libertinage*? Wenn ich sagte, man wäge bey einer Unterredung nicht alle Worte ab, und weil man sogleich antworten müßte; so brauche man die Worte, die einem zuerst einfielen, um das, was man in den Gedanken hätte, ausdrücken; so würde ich weiter nichts sagen, als was vernünftig wäre. Man kann aber auch noch über dieses gar leicht sehen, wodurch man ist bewogen worden, dieses Wort zu brauchen. Ob sich gleich, wie ich bereits angemerkt habe, allzeit zwo Tugenden zwischen den beyden entgegenstehenden Lastern befinden; so trägt es sich doch oftmals zu, daß eins von den Lastern, oder eine von den Tugenden keinen Namen hat, und man sich also

ge-

genöthigt sieht, entweder eine unbequeme Umschreibung, oder ein Wort vermittelst Anwendung und Metapher zu brauchen. Zwischen dem Possenreissen und einer wilden Gemüthsart giebt es auf der einen Seite die Ernsthaftigkeit, und eine Tugend, die im Französischen keinen Namen hat, und welche man im Griechischen Eutrapelie nennt. Eben so verhält es sich auch mit den Lastern. Es giebt einige, die keinen Namen haben; und die gar zu große Freyheit, die ich anzeigen wollte, ist von der Art. Man konnte sich also eines einzigen Worts nicht anders bedienen, als vermittelst einer Figur, die man Catachrese nennt. Nun war in diesem Falle dasjenige das beste, welches in seinem gemeinen und verhaßten Sinne einen von der Wahrheit entfernten Begriff anzeigte. Das Wort *libertinage* schien mir ein solches zu seyn. Es war in seinem gemeinen Sinne offenbar falsch, wie der gemeine Sinn des Worts Beutelschneiderinn, wenn es auf die Mademoiselle von Lamoignon angewandt wird. Und diese offenbare Falschheit führte den Verstand auf den buchstäblichen Sinn, der nur eine gar zu große und übermäßige Freyheit anzeigt, welches ich zu erkennen geben wollte.

Wenn man sagt, man gestehe also dadurch, daß man diesen Ordenspersonen eine gar zu große Freyheit habe Schuld geben wollen; so wird man einen falschen Schluß machen. Denn der Sinn dieses Worts war durch zwey Wörtchen verändert

wor-

worden. Man sagt ja nicht zu diesen guten Vätern, sie lebten in der *libertinage*; sondern man sagt zu ihnen, ihre Freyheit nähere sich fast der *libertinage*, das heißt, sie wäre fast gar zu groß, welches etwas ganz anderes ist. Eine jede etwas weit getriebene Tugend nähert sich fast dem Laster, an welches sie gränzt. Die große Tapferkeit nähert sich fast der Verwegenheit. Die große Strenge nähert sich fast der Unbesonnenheit. Und so nähert sich die große Freyheit, wenn sie in den Schranken der Tugend bleibt, der gar zu großen und übermäßigen Freyheit, die man *libertinage* nennt, wenn man diesem Worte seinen gewöhnlichen Sinn, der bey dieser Anwendung lächerlich und ausschweifend seyn würde, nimmt, um ihm nur die grammatikalische und buchstäbliche Bedeutung zu lassen.

LXXXVII. Brief.

Was man von denen denken soll, welchen die ganze Welt lächerlich vorkömmt.

An Mademoiselle ***

Sie sind, Mademoiselle, in Ansehung dessen, was sie mir schrieben, daß ihnen nämlich die ganze Welt lächerlich vorkäme, mit genauer Noth davon gekommen. Denn ich war Willens, eine

Ab-

Abhandlung zu verfertigen, um zu zeigen: 1. daß nur diejenigen so denken dürften, die sich selbst im Ernste sehr lächerlich vorkämen. 2. Daß es allezeit gefährlich wäre, wenn man es dabey bewenden ließe, und nicht auch noch andere liebreichere Bewegungen bey sich verspürte. 3. Daß oftmals dasjenige, was uns lächerlich vorkömt, nicht lächerlich wäre, und daß dieser Gedanke nur davon herkäme, weil wir die Sachen nur gar zu sehr obenhin ansähen, und nicht tief genug in dieselben eindrängen. Ich habe aber gar keine Zeit, Abhandlungen zu machen. Ich wundere mich, wie wenig man im Leben thut, wenn man, wie ich, wenig Kopf, wenig Augen und wenig Gesundheit hat. Lassen sie es also sich nicht einfallen, es von mir zu verlangen. Denken sie, wenn sie können, über diese drey Punkte selbst nach.

LXXXVIII. Brief.

Ueber das Lob, das eine witzige Person den Gedanken des Herrn Pascal beylegte, ohne ihren wahren Werth bekannt zu machen, und ohne ihn vielleicht selbst recht einzusehen.

An den Herrn Marquis von Serigne.

Ob ich gleich, mein Herr, das Lob unterschreibe, welches der Herr von R. *** dem Wi-

ße der Person beygelegt hat, deren Briefchen sie mir haben überschicken wollen; so werde ich es ihnen doch nicht verhölen, daß das Vergnügen, welches ich bey Durchlesung desselben gehabt, mit einigem Mißvergnügen ist verknüpft gewesen. Sie hat es nicht veranlaßt, aber erneuert. Ich hege nämlich, mein Herr, einen geheimen Unwillen gegen die witzigen Leute, welche diejenigen verachten, die wenig Witz haben. Ich glaube, sie werden sagen, ich thäte Recht daran, daß ich mich ihrer annähme. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so müssen sie doch, wie ich dafür halte, gestehen, daß man nicht Mitleiden genug mit ihnen hat, und daß aus diesem Briefchen etwas von dieser Härte heraus leuchtet. Denn nach dem so bestimmten Urtheile, welches die Frau von F *** fällt, daß es nämlich ein böses Zeichen für diejenigen ist, die an diesem Buche keinen Geschmack finden; so dürfen wir es nicht mehr wagen, unsere Meynung davon zu sagen, und wir müssen uns stellen, als ob uns das, was wir nicht verstehen, ganz vortrefflich vorkäme. Sie sollte uns also doch wenigstens von demjenigen, was wir darinnen bewundern sollen, genauer unterrichten, und es nicht bey gewissen allgemeinen Lobsprüchen bewenden lassen, welche uns nur überzeugen, daß wir nicht Verstand genug haben, darinnen zu finden, was sie darinnen finden, die uns aber auch nicht im geringsten behülflich sind, es zu finden.

Sie

Sie werden ohne Zweifel sagen, man müsse von ihr nicht verlangen, daß sie in einem Briefe mehr thun solle, und daß, da sie mit ihnen, und nicht mit mir rede, es für sie genug wäre, daß sie sie verstünden. Ist gebe alles dieses zu; sie können es aber auch nicht verhindern, daß derjenige, der mich von meiner Dummheit benachrichtiget, ohne mir ein Mittel, sie zu vermindern, an die Hand zu geben, mich einigermaaßen unwillig und verdrißlich macht. Daß ist unbillig; es ist aber eine natürliche Unbilligkeit, die einige Gefälligkeit verdient. Und diese Gefälligkeit würde darinnen bestehen, von eben der Person ein eigentlicheres Urtheil über die Schrift des Herrn Pascal zu erhalten, welches mich nicht nur belehrte, daß sie viel vortreffliche Sachen in sich hält; sondern mich auch in den Stand setzte, sie zu finden und einzusehen. Denn, die Wahrheit zu sagen, ich habe bishero etwas von diesem bösen Zeichen an mir gehabt. Ich habe zwar sehr viel gut zugehauene Steine, die ein großes Gebäude zieren können, darinnen gefunden; das übrige aber hat mir nur verwirrte Materialien zu seyn geschienen, ohne daß ich genugsam einsah, was er damit machen wollte. Es befinden sich so gar einige Meynungen darinnen, die mir nicht ganz richtig vorkommen, und nur gewagte Gedanken zu seyn scheinen, die man bloß aufschreibt, um sie genauer zu untersuchen. Aus dem, was er 3. B. *tit. XXV.* 15. schreibt, daß der Grund

oder das Recht, vermöge dessen die Menschen ihre Güter besitzen, seinem Ursprunge nach nur Einbildung sey, folgt dasjenige gar nicht, was er daraus folgern will, nämlich die Schwachheit des Menschen, und daß wir unsere Güter nur aus einem eingebildeten Grunde und Rechte besäßen. Denn es ist gar keine Schwachheit, eingebildete Gesetze in gleichgiltigen Sachen zu geben, welche weiter nichts nöthig haben, als auf eine oder die andere Art in die Ordnung gebracht zu werden, um nicht ungewiß zu bleiben. Und wenn man aus einem solchen Grunde oder Rechte ein Gut besitzt; so besitzt man es mit einem wahren und gegründeten Rechte, weil es nach Gott und in der Wahrheit recht ist, daß das Gut denen gehört, welchen es vermittelst solcher Gesetze ist gegeben worden, die in Ansehung ihres Ursprungs gleichgiltig sind. Hierinnen liegt gar keine Schwachheit.

Was er an eben dem Orte n. 17. von den natürlichen Grundsätzen sagt, kömmt mir gar zu allgemein vor. Wir lieben uns von Natur, das heißt, wir lieben unsern Leib, unsere Seele, und unser Seyn. Wir lieben alles, was natürlicher Weise mit diesen ersten Gegenständen unserer Liebe verbunden ist, als das Vergnügen, das Leben, die Hochachtung, die Größe und Hoheit. Wir hassen alles, was ihnen zuwider ist, als der Schmerz, der Tod, die Ehrlosigkeit. Das Seltsame der Gewohnheiten findet nur in den Sachen statt, die

mit

mit diesen ersten Gegenständen unserer Leidenschaften nicht natürlich verbunden sind.

Er setzt in der ganzen Abhandlung von dem Vergnügen oder dem Elende des Menschen voraus, daß der Verdruß daher kömmt, weil man sich sieht, und an sich denkt, und daß der Nutzen des Vergnügens darinnen besteht, daß es uns diesen Gedanken nimmt. Das ist vielleicht mehr spitzfindig, als gegründet. Tausend Menschen sind verdrießlich, ohne an sich zu denken. Sie sind nicht deswegen verdrießlich, weil sie denken; sondern deswegen, weil sie nicht genug denken. Das Vergnügen der Seele besteht darinnen, daß sie denkt, und daß sie lebhaft und angenehm denkt. Sie wird verdrießlich, so bald sie nur noch schwache und matte Gedanken hat. Dieses begegnet ihr in der Einsamkeit, weil sie in derselben nicht so stark bewegt wird. Darum können diejenigen, die sich mit sich selbst beschäftigen, zwar traurig, aber nicht verdrießlich werden. Die Traurigkeit und der Verdruß sind verschiedene Bewegungen. Der Verdruß sucht das Vergnügen, und die Traurigkeit flieht es. Der Verdruß kömmt von der Beraubung des Vergnügens, und von der Mattigkeit der Seele, welche nicht genugsam denkt, her; und die Traurigkeit kömmt von lebhaften, aber betrübenden Gedanken, her. Der Herr Pascal mengt alles dieses unter einander.

Ich würde ihnen noch verschiedene andere Einwürfe über diese Gedanken machen können, die

mir bisweilen ein wenig gar zu dogmatisch vorkommen, und also meine Eigenliebe beleidigen, die nicht auf eine so stolze Art will regiert werden.

LXXXIX. Brief.

Lob von der Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte vom Herrn von Bossuet, Bischof von Meaux.

An die Frau von B. C.

Ich bediene mich, Madame, der Freyheit, die sie mir haben geben wollen, und schicke ihnen die beyden Briefe, die sie gesehen haben, um sie zu brauchen, wie und wozu sie wollen. Sie sind, meines Erachtens, mehr als hinlänglich, um mich wegen aller der Vorwürfe, die man mir gemacht hat, zu rechtfertigen, und vornähmlich wegen desjenigen, der mehr gewirkt hat, und die man durch das geheimnißvolle Wort verdächtig ausdrückt, ohne daß es nöthig wäre, die weitläuftige Schrift beyzulegen, welche sie zu lesen die Geduld gehabt haben. Ich bin also gleichsam versichert, daß meine Sachen in Ansehung ihrer, von Seiten der Ueberzeugung von der Unschuld, allemal ganz gut gehen werden; ich befürchte aber einigermaßen alles zu verderben, indem ich sie einen gar sehr verdrießlichen Fehler bemerken lasse, den ich noch da-

zu

zu nicht abzulegen Willens bin, und welcher darinnen besteht, daß ich nicht gar zu gefällig bin, und mich bisweilen über die seltsamsten Sachen von der Welt mit den Leuten zanke. Was ist gütiger und verbindlicher, als die Mühe, die sie sich gegeben haben, mir das Buch des Herrn von Condom zu verschaffen, und wie kann man deswegen mit ihnen einen Streit anfangen? Ich werde es aber doch thun, und so gar behaupten, daß ich Grund dazu habe. Die Ursache ist, weil in diesem Buche so viel Verstand, Gründlichkeit, große und erhabene Gedanken, Genie und Einsicht in den Grund der Religion zu finden ist, daß es eine Schande für sie ist, es erst haben borgen müssen, und es nicht schon lange gelesen, und mehr als einmal gelesen haben. Ich weis so gar nicht, ob man nicht würde sagen können, sie hätten in diesem Stücke unrecht gethan. Denn es ist eine Pflicht, welche kluge und verständige Personen den gründlichen und sinnreichen Schriften, dergleichen diese ist, schuldig sind, daß sie dieselben durch eine besondere Aufmerksamkeit und einen besondern Beyfall von der Menge derjenigen Schriften unterschieden, welche weiter zu nichts dienen, als die Einbildungskraft, aber nicht die Vernunft, zu befriedigen. Endlich halte ich dafür, man werde ihnen sagen können, sie könnten sich mit Recht ein Gewissen darüber machen, daß sie sich bisher des Nutzens, den sie davon haben könnten, beraubt hätten, weil es wenig Bücher giebt, in welchen ein verständiger Mensch mehr Unterricht

finden könnte, als in diesem. Um sie davon zu überzeugen, Madame, darf ich ihnen nur sagen, daß die wahre Gottesfurcht darinnen besteht, Jesu Christo in unserem Verstande und Herzen dergestalt einen Platz einzuräumen, daß uns alles übrige nichts zu seyn scheint, und wir die Ehre, die Größe, die Gerechtigkeit, die Weisheit, die Ruhe und das Glück nur in ihm suchen. Dieser Begriff von Jesu Christo kann uns allein von der Hochachtung alles dessen, was uns in der Welt schmeichelt und gefällt, befreyen, und uns weiter nichts wünschen lassen, als in seinen Leib versetzt, und eins von seinen lebendigen Gliedern zu seyn, um daselbst seines Lebens und seines Geistes zu leben, und uns von den uns noch anklebenden Schwachheiten zu befreyen. Welches Buch kann uns nun wohl aber diese Gesinnung mehr einflößen, als dieses vortreffliche Werk, welches auf eine so edle und so gründliche Art zeigt, daß, seit dem Falle des Menschen, alles nur um Jesu Christi willen, und durch Jesum Christum da ist; daß alles auf ihn, als den Zweck des ganzen Verhaltens Gottes gegen die Menschen abzweckt; daß alles dient, seine Ehre und Größe zu erheben; daß alle vor ihm hergegangene Zeiten nur gedient haben, seine Zukunft vorzubereiten; zu erkennen zu geben, wie nöthig ihn die Menschen haben, und die Religion, die er einführen sollte, zu beweisen; daß alle auf ihn folgende Zeiten weiter zu nichts dienen, als seine Barmherzigkeit und Macht zu erheben; daß

nur

nur die Größe des ganzen Jesus Christus, das heißt des Haupts und der Glieder, allein ewig bestehen, und alles übrige vernichtet und in das größte Elend und die tiefste Niedrigkeit versenkt seyn wird.

Alles, was man den wunderlichen Einfällen, der Kraftlosigkeit und den übrigen Vorwänden, woran es dem Frauenzimmer niemals fehlt, wenn es etwas, das eine ernsthafte Aufmerksamkeit erfordert, nicht lesen mag, einräumen kann, besteht darinnen, den ersten und dritten Theil dieses Werks flüchtig durchzugehen, von welchen der erstere einen kurzen sehr schön abgefaßten Abriß der Geschichte von fünf tausend Jahren, und der andere scharfsinnige Betrachtungen über das Wachsthum und den Verfall der Reiche in sich hält. Aber der andere Theil, welcher der vorzüglichste ist, verdient ohne Zweifel, daß diejenigen, welche Nutzen davon haben können, das Vergnügen dem Nutzen nachstehen lassen, und sich gewöhnen, ihr Vergnügen in der Betrachtung der großen Gegenstände zu suchen, die der Seele eine starke und wahrhafte Speise verschaffen. Und da sie zu den besten Handlungen einige Vermischung der Eigenliebe nöthig haben, so werden sie sie darinnen finden können, indem sie sich dadurch von unzähligen Personen ihres Geschlechts unterscheiden, deren Verstand sich nur mit eingebildeten Dingen nähren kann, das heißt mit verschiedenen Gegenständen, die ihrem Verstande ohne Ordnung und Zusam-

menhang vorgestellt werden; und welche vor allem, was vernünftig urtheilen heißt, und in Grundsätzen und daraus fließenden Folgerungen besteht, einen Abscheu haben, weil ihr Verstand nicht groß genug ist, um sie einzusehen und ein Vergnügen daran zu finden. Sehen sie, Madame, wie weit sich meine Höflichkeit und Gefälligkeit erstreckt; und nun weis ich weiter nichts hinzuzusetzen, als sie zu versichern, daß ich mit der größten Aufrichtigkeit bin, ihr, ꝛc.

XC. Brief.

An den Herrn de la Chaize.

Er dankt ihm für sein Buch vom Leben des heiligen Ludwigs. Lob und Anmerkungen über die Schreibart dieses Buchs.

Ich entschuldige mich, mein Herr, bey ihnen deswegen nicht, daß ich so lange verzogen habe, mich bey ihnen für ihr schönes Buch zu bedanken. Die gute Meynung, die ich, ehe ich es noch erhalten, davon gehabt habe, ist an dieser Verzögerung Schuld gewesen. Denn ich denke immer an das, was mir ehemals der Herr von Andilly sagte, nämlich: Wenn man ihm ein Buch schenkte, von welchem er befürchtete, es

möch-

möchte nicht gar zu viel daran seyn; so bedanke er sich, so bald er es empfangen hätte, dafür, ehe er noch Zeit gehabt, darinnen zu lesen, damit er nicht genöthigt wäre, seine Meynung davon zu sagen. Da ich dieses gar nicht zu befürchten hätte; so habe ich nicht geeilt, ihnen dafür zu danken. Ich habe vorhero wenigstens den größten Theil desselben lesen wollen, um mehr im Stande zu seyn, ihnen zu erkennen zu geben, wie zufrieden ich damit wäre; denn ich hoffte es gar sehr zu seyn. Es ist mir in demselben alles groß und lebhaft, aber auch zu gleicher Zeit natürlich und von allem affectirten Wesen und Schwulste entfernt, und so eingerichtet vorgekommen, daß es den Leser reizt, und niemals verdrißlich macht. Die Charaktere ihrer guten und bösen Personen sind durch die Sachen selbst, welche treulich erzählt worden, angezeigt, und nicht durch Muthmaaßungen, die desto eher betriegen können, je sinnreicher sie sind. Nichts hat die Absicht, die schändliche Galanterie, oder die falsche Politik zu begünstigen; es steht aber auch nichts darinnen, das nicht antriebe, die Tugend und Gottesfurcht zu lieben und hochzuschätzen, und von der Ruchlosigkeit und dem Laster abzuhalten. Was aber hinreißt, ist das wahrhaftig Wunderbare, das man allenthalben in der Abschilderung antrifft, die sie uns von ihrem Helden machen, nicht, indem sie ihm schmeicheln, wie es oftmals andere thun müssen; sondern indem sie ihn nach seinen wahren Zügen vor-

vorstellen, wobey die ganze Kunst darinnen bestanden hat, sie recht zu sammeln, und in ein helles Licht zu setzen. Dadurch haben sie ihn allein als das, was er in der That war, als ein Wunder der Natur und Gnade, und als einen der vollkommensten Könige, die jemals das Zepter geführt haben, so wohl, was die sittlichen, als was die christlichen Tugenden anbetrifft, auftreten und erscheinen lassen.

Ich sage weiter nichts davon; denn meine Absicht ist nicht, denjenigen zu loben, den sie aus diesem unvergleichlichen Prinzen gemacht haben. Nachdem ich ihnen aber meine Gedanken von dem gesagt, was mir in ihrem Werke so wohl gefällt; so werden sie es nicht übel nehmen, wenn ich sie ihnen auch von den Fehlern sage, welche, wie man mir berichtet hat, andere darinnen gefunden haben.

Es giebt einige, welche, weil sie, wie man mir geschrieben hat, einige Worte und Redensarten tadeln, daraus den Schluß machen, ihre Geschichte sey nicht gut geschrieben. Wenn aber auch gleich alles, was sie von diesen Wörtern und Redensarten sagen, wahr wäre; so sollten sie doch in dem Schlusse, den sie aus ihrer Critik ziehen, die Sprachkunst von der Beredsamkeit unterscheiden, und nur sagen, sie wäre nicht genau nach den Regeln der Sprachkunst abgefaßt, indem sie zu gleicher Zeit gestünden, sie wäre vollkommen gut nach den Regeln der Beredsamkeit geschrieben, deren Kunst vornämlich darinnen besteht, von

den

den Sachen lebhafte Begriffe zu machen, und sie nach den Gegenständen, von welchen man handelt, einzurichten. Was die Sprachkunst anbetrifft, so haben sie vielleicht in einigen Worten und Redensarten, nach ihren Grundsätzen, Recht; ich bin aber mit ihnen, in Ansehung ihrer Grundsätze, nicht ganz einig. Sie unterscheiden die lebendigen Sprachen nicht genugsam von den todten. In diesen ändert sich der Gebrauch nicht mehr, und so kann das Wort, welches, nach dem Gebrauche, nicht gut ist, es nicht mehr werden; aber in Ansehung der andern ist es, so bestimmt sie auch immer zu seyn scheinen, unmöglich, daß, in Ansehung des Gebrauchs, nicht immer eine Veränderung vorgehen sollte. Und so wird das, was man jetzo nicht für gut hält, weil es jetzo nicht gebräuchlich ist, in einer gewissen Zeit gut werden, weil es der Gebrauch billigen wird. Und so ist nichts unrichtiger, als die Regel, die der Herr von Vaugelas, wie es scheint, hat geben wollen, indem er gesagt, man könne keine neuen Wörter machen, oder die Wörter, die nicht gebräuchlich wären, brauchen. Er widerspricht sich selbst, weil er in seinen Anmerkungen gesteht, daß viele Wörter, die ehemals nicht gebräuchlich waren, es nachhero geworden sind. Es ist also zur Bereicherung der lebendigen Sprachen gut, daß es kluge und verständige Personen wagen, neue Wörter und Redensarten zu brauchen. Es ist ein Glück und auch ein Unglück; die einen vergehen, und andere blei-

ben. Aber kluge und verständige Leute sollten ihnen mehr günstig und gewogen, als zuwider seyn. Das macht die Sprachen schön und reich, wie es der griechischen gegangen ist. Es ist vornämlich gewiß, daß ein solches Wagen niemals besser ist, und mehr begünstigt zu werden verdient, als in großen Werken, wie ihre Geschichte ist, wo man eine große Veränderung und Verschiedenheit der Worte und Redensarten nöthig hat, um eine gar zu große Aehnlichkeit in der Art sich auszudrücken zu vermeiden, welche in der Schreibart dasjenige ist, was die Monotonie, der einförmige Ton, in der Aussprache ist. Eben deswegen hat mir etwas weniger mißgefallen, was in einer andern Schrift, die nicht so weitläuftig wäre, mehr mißfallen würde. Es endigen sich nämlich ihre Perioden mit sechs Sylben, oder sechs und einer halben Sylbe. So nenne ich die Sylbe des weiblichen E., welches am Ende ist, und die letzte Hälfte eines langen, oder zehnsylbigen Verses, endigt. Es wäre zu wünschen, daß deren wenigere gefunden würden, und sie würden bey einer zweyten Ausgabe viele davon weglassen können. Man darf bisweilen nur die Worte versetzen, wie an einem Orte, wo es heißt, *de l'avarice et de l'ambition*, welches ein langer Vers ist; man darf nur setzen *de l'ambition et de l'avarice*. Ich halte dafür, es müsse auf der 120 Seite, wo es heißt, nach dem Treffen bey Gaza, dafür gesetzt werden, nach dem Treffen bey Masoure.

XCI. Brief.

Ueber die Abhandlung des Herrn Arnauld von dem Manuscripte der vier Evangelien zu Cambridge, die vierte Nachricht des Herrn Bossuet, und das Alterthum der Zeiten des Dom-Prezon.

Wenn ich, mein Herr, den Muth, oder besser zu sagen, den scharfen Blick eines gewissen berühmten Casuisten *) hätte; so würde ich geschwind einen Ausspruch in beßter Form ausfertigen lassen, der nach dem seinigen eingerichtet wäre, und nach welchem es von einer Abhandlung, die ich gestern Abends zu lesen angefangen, und diesen Morgen geendigt habe, heißen würde: *Doctrinam dissertationis solam probabilem, et contrariam improbabilem censemus omnes docti:* Wir übrigen Gelehrten halten insgesammt dafür, daß die Lehre der Abhandlung die einige wahrscheinliche, und die gegenseitige Meynung nicht wahrscheinlich ist.

In Wahrheit, mein Herr, ich halte nicht dafür, das man in Ansehung der Sache, von welcher hier die Rede ist, getheilt sey, oder daß man in Anschung des Manuscripts zu Cambridge zwo Meynungen hege. Wer wird sich aber über

die

*) Caramuel.

die Schwachheit der menschlichen Urtheile nicht verwundern. Ein Manuscript wird länger, als hundert Jahre, von Gelehrten seyn hochgeschätzt worden, und nun wird es von ihnen dergestalt verachtet werden, daß ich nicht weis, ob einer das Herz haben wird, es anzuführen. Das gewinnen diese Leute, die so schöne Muthmassungen hegen, und welchen es wahrscheinlich zu seyn scheint, daß die Kirche, ganzer fünf hundert Jahre lang, Manuscripte von dem Evangelium gehabt hat, die voller Verfälschungen gewesen sind, welche mit Fleiß gemacht worden, ohne daß sich jemand darüber beklagt hätte. Wenn das möglich wäre, welche Beweise hätte man wohl von solchen Manuscripten für die Religion hernehmen konnen. Was mich etwas geneigter macht, mich in Ansehung der Critik *), von welcher die Rede ist, zu beruhigen, das ist dieses, weil ich dafür halte, der Irrthum und die Dummheit aller derjenigen, die dieses Manuscript hochgeschätzt haben, sey eben so wenig zu entschuldigen. Denn, die Wahrheit zu sagen, es ist in Ansehung aller derjenigen, die es gesehen haben, allzeit verachtungswürdig, oder vielmehr verabscheuungswürdig gewesen, weil nichts verabscheuungswürdiger ist, als eine offenbare Verfälschung. Ich habe nicht umhin gekönnt, ihnen dieses in der Hitze zu schreiben, in welche mich dieser Brief gebracht hat.

Von

*) Herr Simon.

Von dem Herrn Bischoffe von Meaux ist noch eine letzte Nachricht zum Vorscheine gekommen. Ich habe sie mit eben der Eilfertigkeit gelesen, mit welcher ich die Abhandlung gelesen. Sie scheint mir vortrefflich abgefaßt zu seyn, und alle übrige in sich zu halten. Er treibt den reformirten Prediger dergestalt ein, daß man von ihm sagen kann, was Cicero von sich selbst in Ansehung eines seiner Gegner sagte: *Nullo eum loco consistere sum passus*: Ich habe ihn an keinem Orte gelitten.

Es ist auch noch ein anderes Buch herausgekommen, aus welchem viel gemacht wird; dieses ist die Vertheidigung des Alterthums der Zeiten. Ich sehe, daß diese Verlängerung der Jahre der Welt ziemlich gut bewiesen, und gar sehr geschickt ist, vielen Schwierigkeiten auszuweichen. Es werden darinnen auch viel Anmerkungen über die Geschichte der Rabbinen gemacht; aber der Beweis, womit er die Verfälschung des hebräischen Textes darthun will, kömmt mir sehr unvollkommen vor. Man würde zu dem Ende dasjenige recht müssen widerlegt haben, was die Protestanten dem Vater Morin geantwortet haben, der fast ebendasselbe gesagt hat. Die Möglichkeit der Verfälschung ist nicht übel bewiesen; aber unter der Möglichkeit und Wirklichkeit ist ein großer Unterschied. Ich halte dafür, es sey nicht nöthig gewesen, diese falsche Ueberschrift zu machen. Ich weis indessen nicht, ob der von der Vulgata hergenommene Beweis hinlänglich ist, den hebräischen Text wegen aller Verfälschung

zu

zu rechtfertigen. Denn ausserdem, daß viele von diesen vorgegebenen Verfälschungen in der Vulgata sind verbessert worden, so hindert die ganze Verfälschung des Textes, wenn sie nicht wichtig ist, die Glaubwürdigkeit nicht. Man kann von einem Texte, der in verschiedenen Stellen verderbt und verfälscht worden, eine glaubwürdige Uebersetzung machen, wenn man diese Stellen verbessert, und keine Verfälschung darinnen läßt, die den Glauben verändert und verderbt. Dieses wird den heiligen Hieronymus begegnet seyn. Es würde gut seyn, wenn sie dieses Buch hätten. Da dieses Briefchen in der Hitze geschrieben ist; so will ich weiter nichts hinzusetzen.

XCII. Brief.

Ueber die Kritik, die der Herr Arnauld über die Nachricht gemacht hat, die vor den vom Herrn Dubois übersetzten Predigten des heiligen Augustinus steht.

Ich schicke ihnen, mein Herr, die Schrift zurück, die sie mich haben wollen sehen lassen. Ich weis nicht, was ich ihnen davon sagen soll; nicht, als ob ich nichts davon dächte, sondern weil ich gar zu viel davon denke. Ein wichtiger Kopf sagte lächelnd, ohne weiter etwas zu wissen, als daß der Herr Arnauld jenen langen Brief wider

den

den Herrn Dubois herausgegeben hatte, wenn er nicht schon gestorben wäre, so würde er gewiß davon sterben. Die Wahrheit zu sagen, halte ich dafür, es sey mit diesem Scherze nicht zu viel gesagt worden, voraus gesetzt, wie man mich versichert hat, daß er ausserordentlich empfindlich war. Denn es ist gewiß, daß diese Schrift durch sehr gute Gründe überzeugen kann, daß die Nachricht, die der Herr Dubois als sein Meisterstück ansah, eine abscheuliche Schrift ist, ob man gleich noch dazu viel abgeschmackte Dinge nicht gerügt hat. Denn was hätte man nicht davon sagen können, daß, ob er gleich weder den Demostenes, noch den Cicero jemals gelesen hat, er doch kein Bedenken trägt, zu versichern, die geometrische Ordnung wäre in allen ihren Reden beobachtet worden, welches von keiner Rede des Cicero, und vielleicht auch von keiner des Demosthenes wahr ist. Ich will es nicht gewiß sagen, weil ich ihn nicht gelesen habe; aber der Herr Dubois wußte gewiß nichts davon, als er es sagte.

Die Beurtheilung würde also dem neuen Academisten ohne Zweifel sehr schwer zu verdauen gewesen seyn. Ich wollte indessen schwören, daß der Herr Arnauld nicht daran gedacht, und allemal geglaubt hat, wenn er die Wahrheit sagte, so könne man sich durch die Wahrheit nicht beleidiget finden, besonders wenn die Ausdrücke nicht hart und ehrenrührig sind. Er hat also geglaubt, der Herr Du-

bois werde diese der Eigenliebe ziemlich bittere Arzney ganz gelassen verschlucken.

Was mich aber am meisten beunruhigt, ist ein Zweifel, der mir eingefallen ist, ob die Welt diese Schrift nicht als eine Art von Strafe und Rache ansehen wird. Die Ursache ist, daß der Herr Dubois, welcher in Ansehung dessen, was seine Person und seine zeitlichen Vortheile angieng, von Natur furchtsam war, und vornehmlich für das sorgte, was man Wohlstand nennt, *qui suae praecipue incolumitati studebat*, sich in Ansehung des Vaters D. * * * dergestalt in Acht genommen, daß er sich gestellt hatte, er stehe mit denen in keiner Verbindung, mit welchen er darinnen stund, und diejenigen, die er gehabt hatte, verhölte. Er trug kein Bedenken, Sachen zu unternehmen, die ihnen höchst unangenehm seyn mußten, als z. B. vom neuen Bücher zu übersetzen, die, wie er wußte, der Herr Arnauld übersetzt hatte, dergleichen das Buch von den Sitten der Kirche, das *Enchiridion* ist, und so gar die Bekenntnisse des heiligen Augustins, von welchen die zweyte Uebersetzung von Herrn le Maitre, dem Herrn von Sacy, und dem Herrn Arnauld war gemacht worden. Man hält dieses durchgehends für ein nicht gar zu höfliches Verfahren. Aber der Herr Dubois hat geglaubt, diese Herren würden als verständige Männer und Liebhaber der Wahrheit dadurch nicht geärgert werden. Und man muß es ihnen in der That zum Ruhm nach-

sa-

sagen, daß sie sich nicht das geringste haben verlauten lassen, daß sie sich dadurch für beleidigt gefunden hätten; und ich bin der einzige, der seine Meynung frey davon gesagt hat. Denn ob ich gleich überzeugt war, daß die Uebersetzung des Herrn Dubois besser war, als die Uebersetzung des Vaters Q. *** so hielt ich doch auch zu gleicher Zeit dafür, ein Mann, der, wie der Herr Dubois, über seine Zeit Herr wäre, könnte sie besser und nützlicher anwenden, als daß er dasjenige nochmals übersetzte, was schon sehr gut übersetzt war, einige Zierlichkeiten ausgenommen, die mir nicht gar zu wichtig zu seyn schienen.

Ich befürchte also, daß, da der Herr Dubois dadurch die unter Freunden gewöhnlichen Ceremonien zu beobachten unterlassen hat, es scheinen möchte, der Herr Arnauld habe in Ansehung seiner ein gleiches thun, und dasjenige unterlassen wollen, was einen andern würde abgehalten haben, seine Meynungen frey von einer Schrift zu sagen, durch welche die Welt war hintergangen worden. Nun ist es gewiß, daß, diese gegenseitige Unterlassung der gewöhnlichen Höflichkeiten vorausgesetzt, niemals eine Buße angemessener war, als diejenige, die der Herr Dubois würde haben leiden müssen, wenn er diese Schrift gelesen hätte, welche ihm zeigte, daß er auf ein gerathe wohl von vielen Sachen, die er nicht genugsam verstund, geredet hatte. Bilden sie sich nicht ein, als ob ich glaubte, der Herr Arnauld habe sich dadurch wegen des

Verfahrens des Herrn Dubois einigermaßen rächen wollen, es ist mir dieses nicht in den Sinn gekommen; er ist nur der natürlichen Abneigung gefolgt, die er vor Sachen, die nicht wahr sind, hat. Das Verhältniß dieser Buße mit dem Verfahren des Herrn Dubois ist eine bloße Wirkung des ungefähren Zufalls, *evenit*. So viel ist aber gewiß, daß diejenigen, die von dem besondern Verhalten des Verstorbenen unterrichtet sind, nicht werden umhin können, zu sagen: Es ist ihm weiter nichts widerfahren, als was er verdient hat.

XCIII. Brief.

Ueber die Bilder und Gemälde, und ob man sich soll malen lassen.

Sie, mein Herr, geben mir einen ganz besondern Anlaß sie zu unterhalten, indem sie wünschen, daß ich ihnen meine Meynung schreibe, wie sich eine Gott ergebene Person zu verhalten habe, wenn ihre Anverwandten oder Freunde ihr Bild oder Gemälde von ihr verlangen; und zu wissen verlangen, was ich für das beßte hielte, so man bey dergleichen Gelegenheiten thun könnte.

Ich werde mir also das Vergnügen machen, und sie mit dieser Materie unterhalten, ohne zu verlangen, daß man daraus eine Regel mache,

von welcher man nicht abweichen könne, indem ich Willens bin, von der Sache nur überhaupt, und in Absicht auf den Mißbrauch, den man davon machen kann, zu handeln; ohne eine besondere Anwendung davon zu machen, und als ob sie mir die Person nicht genannt hätten, welche ihnen Gelegenheit giebt, meine Meynung zu wissen.

Wir finden in der Kirchengeschichte einen Umstand des Lebens Jesu Christi, welcher ganz schön ist. Man würde es gern sehen, wenn man ihn in dem Evangelium anträfe. Da er sich aber auf eine sehr alte Tradition der morgenländischen Kirchen, auf die Erzählung solcher Schriftsteller, die in sehr großem Ansehen stehen, auf den Beyfall der Kirchenversammlungen, und das Zeugniß der Päpste gründet; so scheint es, daß man nicht daran zweifeln könne. Hadrian der erste, welcher einer von diesen Päpsten ist, war nicht damit zufrieden, daß man diesen Umstand des Lebens unsers Heilandes nicht annahm, ob er gleich in dem Evangelium nicht angemerkt war, und er wollte haben, man solle ihn mit unter die Wunder Jesu Christi zählen, welche die Evangelisten nicht mit aufgezeichnet haben; damit sie die Gränzen des kurzen Abrisses nicht überschreiten möchten, den sie von dem Leben dieses Heilandes machen wollten.

Als der König von Edessa, der, wie Eusebius *) bezeugt, an unsern Heiland geschrieben

*) Euseb. hist. L. 1, c. 3

hatte, um ihn inständig zu bitten, zu ihm zu kommen, und ihn von einer Krankheit zu befreyen, bey welcher alle menschliche Hilfsmittel nichts hatten helfen wollen, aus der Antwort, die er von ihm erhielt, sah, daß er diese Gnade nicht zu hoffen hatte; so schickte er, um sich wegen dieses Verlustes zu trösten, einen Maler zu ihm, und bath ihn, sich von ihm malen zu lassen. Unser Heiland, welcher sich nach dem Verlangen dieses Prinzen richtete, und ihn durch ein besonderes Zeichen seiner Liebe und Hochachtung zum Glauben vorbereiten wollte, willigte in dieses Begehren. Als aber dieser Maler das Bild anfangen wollte; so schien ihm sein Gesicht mit einem so hellen Glanz umgeben zu seyn, daß es ihm unmöglich war, ihn steif anzusehen, und sein Vorhaben auszuführen. Zu eben der Zeit nahm Jesus Christus selbst ein leinen Tuch, auf welches er seine Aehnlichkeit vollkommen druckte, indem er es auf sein Gesicht legte; und dieses wunderbare Bild schickte er diesem Könige, und schrieb ihm dazu: „Weil sie mein Gesicht sehen wollen; so schicke ich ihnen mein Bild, welches ich selbst auf ein Tuch gedrückt habe, um ihrem Verlangen einigermaaßen zu willfahren.„ Der Papst Hadrian der erste führt diesen Brief an eben dem Orte an, den ich ihnen angezeigt habe, und welcher der fünften Sitzung der zweyten nicänischen Kirchenversammlung ist einverleibt worden.

Nicephorus sagt an eben dem Orte, wo er diese Geschichte des Königs von Edessa erzählt, es habe ein persischer Prinz, welcher auch aus Andacht gewünscht, ein Bild von unserem Heilande zu haben, einen vortrefflichen Maler zu ihm geschickt, dem der Heiland erlaubt hätte, ihn zu malen, und sein Gemälde diesem Prinzen zu überbringen. In der Kirche des Vaticans bewahrt man sehr sorgfältig das andere heilige Bild auf, welches, wie die Schriftsteller sagen, von unserem Heilande auf ein leinen Tuch war gedrückt worden, als er nach der Schädelstätte gieng, und welches man gemeiniglich die Veronica nennt.

Da unser Htiland in seinem ganzen Leben unser Beyspiel gewesen ist, und zugelassen hat, daß dieser Umstand von seinem an den König zu Edessa geschickten Bilde, den die Evangelisten nicht aufgezeichnet haben, in der Kirchengeschichte, und der siebenten allgemeinen Kirchenversammlung, bey Gelegenheit des Bilderdienstes, so sorgfältig angemerkt worden, könnte es nicht scheinen, diese Erzählung rechtfertige die gottseligen Personen, die sich malen ließen, zur Genüge? Es ist aber gar leicht einzusehen, daß dieses Verhalten unsers Heilandes unter die wunderbaren Handlungen, welche vielmehr bewundert werden sollen, gehört, und daß man sich nicht unterfangen soll, sie nachzuahmen, nicht nur in Ansehung des Umstandes dieses Abdrucks seines Gesichts, welcher nur die Wirkung einer göttlichen Macht seyn konnte, sondern

auch noch in Ansehung des Umstandes der Ueberschickung des Bildes. Denn man sieht aus der Fortsetzung der Geschichte sehr deutlich, daß unser Heiland in das Verlangen des Königs zu Edessa, ihn zu sehen, oder wenigstens sein Bild zu erhalten, nur willigte, um ihn zur Bekehrung zu bewegen, und sein unsichtbares und geistliches Bild in ihn und sein Herz zu drücken. Er richtete sich nach der Unvollkommenheit und Schwachheit dieses Prinzen, der nur seine Zuflucht zu ihm nahm, damit sein Leib gesund werden möchte, und welcher, weil er noch keinen wahren und rechten Glauben hatte, nicht glauben konnte, daß er ihn in der Ferne gesund machen könnte. Unser Heiland bereitete ihn, wie Eusebius erzählt, durch dieses Nachgeben vor, einen von seinen Jüngern anzunehmen, den er ihm zu schicken versprochen hatte, daß er ihn nach seiner Himmelfahrt gesund machen sollte, und durch welchen er ihn, nebst allen seinen Unterthanen, von den christlichen Wahrheiten wolte unterrichten lassen. Es geschah also nicht in der Absicht, daß er bey dem unvollkommenen Vergnügen, sein Bild zu betrachten, sollte stehen bleiben; sondern um seiner Seligkeit willen und damit er ihn dem Geiste nach kennen lernen und lieben, und er auch selbst bey diesem Prinzen seinem Amte eines Heilandes auf eine Art Genüge leisten möchte, die ihm seine Gütigkeit noch mehr zu erkennen gäbe. Es besteht also der Gebrauch und der Nutzen, den wir von diesem Beyspiele

haben sollen, nicht darinnen, daß wir gegen diejenigen, die uns lieben, und welche wir lieben, Merkmale unserer Freundschaft durch Bilder an den Tag legen, die ihnen Anlaß geben, oft an uns zu denken; sondern daß wir uns eifrig bemühen, Jesum Christum kennen zu lernen und lieben zu lassen. Wir sollen uns ohne Zweifel nicht vorsetzen, ihm nachzuahmen; indem wir haben wollen, daß man uns betrachten und lieben soll, wie der Sohn Gottes haben wollte, daß man ihn betrachten und lieben sollte. Diese Art von Nachahmung würde wie diejenigen beschaffen seyn, die der heilige Augustinus strafbare und unordentliche nennt, und würde weiter nichts, als eine Ausschweifung der Eigenliebe und Eitelkeit seyn können.

Da wir verbunden sind, uns als Kinder Adams und als Sünder zu betrachten; so sollen wir gar sehr abgeneigt seyn, das Andenken und das Bild unserer Person bey andern zu unterhalten, weil dieses Bild an und für sich selbst keine Eindrücke der Gnade und Heiligkeit machen kann. Der Apostel war Gal. 4 19. immer eifrig beschäftigt, in den Seelen die Aehnlichkeit und das lebendige Bild Jesu Christi herzustellen, und er versichert die Gläubigen, in welchen er dieses göttliche Bild durch sein Amt mit so vieler Armseligkeit und Arbeit herstellte, er litte um ihretwillen Schmerzen, die den Geburtsschmerzen ähnlich wären, bis diese Aehnlichkeit in ihrem Herzen ihre Vollkommen-

heit erreicht hätte. Wer diesen Eifer und diese Gesinnung gegen Jesum Christum und die Seelen, die ihm als ihrem Originale und Muster gleichen sollten, hegte, der konnte den Gedanken nicht haben, ihnen das Bild seiner Person einzudrücken. Und wenn er haben wollte, daß sie um Jesu Christi willen seiner vergessen, und bey dem Hülfsmittel, welches er ihnen an die Hand gab, um es bey ihnen dahin zu bringen, daß sie ihn kennten und liebten, nur auf diesen Heiland sehen sollten; so mußte er ohne Zweifel weit entfernt seyn, auf di Art wollen betrachtet zu werden, wie man vermittelst eines Bildes betrachtet werden kann.

Die Wittwe, spricht dieser Apostel, 1. Tim. 5, 5. die wahrhaftig eine Wittwe und betrübt ist, hofft nur auf Gott, und beharrt Tag und Nacht im Gebethe. So lange man sich vor Gott in diesem Zustande des Seufzens und Betrübnisses, und in dieser beständigen Neigung zu bethen befindet, will man nur Gott sehen, und nur allein von ihm gesehen werden. In dieser Losreissung und diesem vor der Welt verborgenen Leben, und in diesem Verlangen nicht zu sehen, und nicht gesehen zu werden, lebten die heiligen Weiber, die heiligen Jungfrauen, und die heiligen Wittwen, in den ersten Jahrhunderten der Kirche und in der ersten Reinigkeit des Christenthums. Die Kirchenscribenten und die heiligen Väter haben es als einen Befehl angesehen, der an allen Personen von diesem Geschlechte ergangen war, ihr Gesicht im-

mer zu verbergen, welches der Apostel im ersten Briefe an die Corinthier also ausdrückt. Das Weib soll auf seinem Haupte, um der Engel willen, das Kennzeichen der Macht, die der Mann über sie hat, tragen 1. Cor. 11, 10. Dieses Kennzeichen der Niedrigkeit und Unterthänigkeit des Weibes in Ansehung des Mannes, ist von allen Auslegern für einen Schleyer gehalten worden, mit welchem sie ihr Gesicht bedecken soll, so daß dieser Schleyer so wohl ihre Demuth, als ihre Schamhaftigkeit, anzeigen soll. Die Jungfrauen, die Weiber und die Wittwen, welche gottselig lebten, waren in diesen ersten Zeiten so besorgt, auf diese Art immer bedeckt zu seyn, daß sie es, nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus, als eine große, ihrer Schamhaftigkeit zugefügte Beleidigung, würden angesehen haben, wenn man sie hätte nöthigen wollen, ungeschleiert zu seyn. Eben dieser Kirchenvater sagt, sie hätten das Angesicht, wann sie ausgegangen wären, so zugedeckt, daß sie kaum so viel Licht gehabt, als sie gebraucht hätten, den Weg zu sehen. Und wenn Tertullianus *) zeigt, wie Personen von diesem Geschlechte wünschen sollen, nur von Gott allein gesehen zu werden, und wenn er sie zum beständigen Gebrauche des Schleyers ermahnt; so sagt er, die heydnischen Weiber in Arabien würden die christlichen Weiber durch die Mühe, die sie sich gäben, ihr Gesicht zu verbergen, verdammen. Es

*) De virginib. vel c. 16.

hat Weiber gegeben, deren Schamhaftigkeit so heldenmüthig, und deren Eifer, die Mannspersonen von ihrer Liebe abzuhalten, so groß gewesen ist, daß sie sich so gar das Gesicht verunstaltet, und sich selbst die Augen ausgerissen haben, ein Entsetzen einzujagen.

Meynen sie wohl, daß diese heilige Personen der ersten Zeiten, die ihr Gesicht so sorgfältig verbargen; und diese andern, die denen, welchen sie liebenswürdig vorgekommen waren, häßlich zu seyn schienen, und die Leidenschaft, deren Gegenstand sie waren, durch diese freywillige Verunstaltung heilen wollten, ihr Bild einem jeden hätten geben wollen, ehe sie sich so verändert hatten? Und kann man nicht vermöge einer ganz natürlichen Folge den Schluß machen, daß die Weibespersonen, die sich sorgfältig verborgen haben, und so abgeneigt gewesen sind, die Augen der Mannspersonen auf sich gerichtet seyn zu lassen, gar keinen Lust wurden gehabt haben, sich mit ganz freyem und aufgedeckten Gesichte malen zu lassen, weil es wider die Sittsamkeit und Bescheidenheit, die sie so strenge beobachteten, würde gewesen seyn, ihr Angesicht steif und starr, und zu wiedererholtenmalen, von einer Mannsperson ansehen zu lassen, um von ihr gemalt zu werden, und daß es auch noch ganz wider dieselbe Bescheidenheit, die sie beobachteten, würde gewesen seyn, in ihren Bildern den Augen allerley Personen ausgesetzt seyn zu wollen? Dieses würde ohne Zweifel der Absicht,

um deretwillen sie sich so sorgfältig verdeckten und verschleyerten, ganz und gar zuwider gewesen seyn.

Man wird vielleicht sagen, diejenigen Personen, welche entweder die Natur diese so gefährlichen Reize nicht mitgetheilt hat, oder bey welchen sie die Jahre vertilgt haben, dürfen kein Bedenken tragen, sich malen zu lassen, wie die heldenmüthigen Weiber, deren Beyspiele uns in der Geschichte erzählt werden. Aber ausser dem, daß die Gewohnheit sich zu verschleyern durchgängig bey den Frauenspersonen von allen Altern und Ständen gewöhnlich war, ohne daß man darauf sah, ob sie mehr, oder weniger schön waren; ist es nicht wahr, daß sich niemals ein Frauenzimmer malen ließ, wenn sie etwas an sich hatte, das nicht nur ungestalt sondern auch unangenehm zu sehen war? Und es ist nicht genug, nicht Willens zu seyn, sich als schön malen zu lassen, sondern es würde auch noch, um einer genauern Vollkommenheit willen, zu wünschen seyn, daß man entschlossen wäre, sich niemals malen zu lassen, weil man eine Weibsperson, weil man eine Tochter Adams ist, und weil der natürliche und einem Gläubigen eigene Trieb verlangt, daß die ganze Liebe, die man Gott schuldig ist, und zu welcher man auch die andern, so viel man kann, zu führen wünschen soll, uns soll wünschen lassen, daß man sich nur mit ihm gien beschäftigen, und an uns nicht auf die menschliche

liche und mangelhafte Weise denken möge, wie die Gemälde an uns können denken lassen; anstatt darein zu willigen, die Vorstellung unsers Gesichts zu verewigen, und uns in einem Bilde zu einer Zeit wollen leben lassen, da dieses Gesicht vielleicht schon große Eindrücke unserer Sterblichkeit bekommen hat, und vielleicht bald von Würmern wird gefressen werden. Man mag nun aber zu der Zeit, da man sich malen läßt, so jung und gesund seyn, als man nur immer will; so weis man doch gewiß, daß sich das Gesicht zu der Zeit, da es in einem Gemälde lebendig und gesund zu seyn scheint, in der Erde in einem Zustande der Verwesung und des Entsetzens befinden wird. Die Eigenliebe, welche sinnreich ist, zu schmeicheln, zu verführen, und einzugeben, die geringsten, entweder wirklichen, oder eingebildeten Vorzüge zu schonen, kann auf die Gedanken bringen, man verdiene gar wohl, betrachtet und gemalt zu werden, entweder wegen der Ueberbleibsel und Merkmale von dem, was man gewesen, oder von dem, was man noch ist, oder auch wegen anderer Eigenschaften, die den Mangel der Schönheit gewissermaßen ersetzen können, und ein gewisses Kennzeichen der Güte, Rechtschaffenheit, Sanftmuth, Bescheidenheit, Klugheit und gesunden Verstandes, welches sich auf dem Gesichte zeigen kann, verdiene gar wohl betrachtet zu werden, und könne die Stelle der Annehmlichkeiten und des Glanzes vertreten, die nur wie eine Blume sind, und welche,

weil sie weit leichter verderben und vergehen, und auch noch überdieses üble Wirkungen hervorbringen können, gewissermaßen weniger schätzbar sind, als die andern Eigenschaften, die weder einen solchen Verfalle, noch einer solchen Gefahr, jemanden zu schaden, unterworfen sind, und welche von der Seele herkommen, ob sie gleich auf dem Gesichte wahrgenommen werden.

Man muß also bey solchen Gelegenheiten gar sehr aufmerksam auf die böse Absicht seyn, sich betrachten zu lassen, und sich gewissermaßen in einem Gemälde verewigen zu wollen, welches schwer zu vermeiden ist, wenn man sich malen läßt. Die Eigenliebe sagt im Herzen: Wenn ich werde gestorben seyn; so wird dieses Bild in einem Cabinete bleiben. Es wird denen, die es verlangt haben, und denen, welchen sie es hinterlassen werden, lieb seyn, und sie an mich denken lassen, als ob ich noch selbst vor ihren Augen stünde. Scheinen ihnen wohl diese von der Liebe sein selbst erregten Gedanken mit der reinen Liebe Gottes, deren Regeln und Grundsätze wir annehmen sollen, und mit den Gesinnungen des innern und neuen Menschen recht übereinzustimmen, nach welchem und in welchem die Personen, die Gott recht angehören, allein sollen angesehen und gekannt werden, und welcher allein das Vergnügen und die Ehre, die sie suchen, ausmachen soll?

Muß man nicht allemal wieder zu der wichtigen Wahrheit zurückkommen: daß wir aus der äusserlichen und verweslichen Gestalt, in der sich jetzo unser Leib befindet, und welche durch die Herrlichkeit der Auferstehung ganz soll verändert werden, sehr wenig machen sollen? Wir werden uns im Himmel in dem Zustande nicht sehen, der, wie der Apostel sagt, 1. Cor: 15, 44. u. f. thierisch und irdisch ist; sondern in einem Zustande, wo unser Leib selbst, wie er solches bezeugt, unverweslich und gleichsam geistlich seyn wird; so daß wir auf eine Art beysammen seyn werden, die von derjenigen, wie wir uns jetzo sehen, ganz unterschieden seyn wird. Wir werden also nicht mehr an die äußerliche Gestalt denken, die vernichtet seyn wird, und auf welche eine andere herrliche und unveränderliche Gestalt folgen soll, Ephes. 2, 19. welche machen wird, daß wir an diesen ersten Zustand der Verwesung und des Todes nicht mehr denken werden, als ob er niemals gewesen wäre; und die wahrhaftig geistlichgesinnten Personen, welche, wie der Apostel sagt, schon im Himmel leben, und ihn als ihr Vaterland, und sich schon als die rechten Bürger desselben ansehen, so, wie ebendieser Apostel haben will, daß alle wahre Christen es thun sollen, fangen zum voraus an, sich nicht mehr nach dieser äusserlichen Gestalt, welche alle Augenblicke vergeht und verschwindet, anzusehen, und nach derselben angesehen zu werden. Sie machen es, wie dieser große Apostel, welcher uns versichert,

1 Cor. 4, 18. 19. er sähe nicht mehr auf die Sachen, die nur Gegenstände der Augen des Leibes wären, sondern allein auf die, welche die Gegenstände der Augen der Seele wären. Wir, spricht er, sehen nicht auf das sichtbare, sondern auf das unsichtbare, weil die Dinge, die man sieht, in Gefahr sind, mit der Zeit unterzugehen, diejenigen aber, die man nicht sieht, ewig dauern sollen. Diejenigen, die von dem Geiste des Christenthums voll sind, bemühen sich der Ermahnung zu folgen, welche dieser göttliche Apostel an uns ergehen läßt, nicht mehr uns, sondern dem zu leben, der für uns gestorben und auferstanden ist. 1. Cor. 5, 15. In dieser Absicht wünschen sie, daß an ihnen kein anderes Leben möge betrachtet und geliebt werden, als dasjenige, welches sie in Jesu Christo und durch Jesum Christum haben. Sie wissen, daß es sich betriegen heißt, sich einzubilden, etwas nach diesem Leben des Leibes und nach diesem Bilde Adams, welches sie an sich haben, zu seyn; und vermittelst der Kenntniß, mit welcher ihr Herz erleuchtet ist, wünschen sie, nach diesem irdischen Leben und diesem irdischen Bilde vergessen zu werden, und daß man sie nur noch nach dem Leben und Bilde Jesu Christi, welches aus allen ihren Handlungen hervorleuchten soll, ansehen und betrachten möge. Sie sind überzeugt, daß man, nach den Grundsätzen des Evangeliums, nur noch nach dem Leben und der Aehnlichkeit mit Jesu Christo soll betrachtet werden, welche

sich in dem ganzen Verhalten der Christen an den Tag legen soll. Wegen dieser Losreißung und dieser Gesinnung, welche die Seele unserer Religion ist, trug der Apostel, der die ganze Fülle seines Herzens ausschüttete, kein Bedenken, zu sagen: Wir kennen niemanden mehr nach dem Fleische, auch nicht einmal Jesum Christum. 1. Cor. 5, 16. Das heißt: Wir geben uns keine Mühe mehr, den sinnlichen und sterblichen Zustand, in welchem wir uns auf der Erde befinden, zu betrachten. Wir betrachten ihn nicht einmal an Jesu Christo, und wollen hinführo an ihm und seinen Gliedern nur noch den unverweslichen, unvergänglichen und geistlichen Zustand betrachten, in welchen er durch seine glorreiche Auferstehung getreten ist, und mit dessen Geiste und Kraft er schon in diesem Leben seine Auserwählten erfüllt. Wenn diejenigen, die von unserem Heilande sein Bild aus Andacht verlangten, eben so geistlich gesinnt gewesen wären, als es dieser große Apostel war, welcher haben will, daß es alle diejenigen, die wiedergebohren sind, und welche in diesem Heilande leben, das heißt alle Christen, seyn sollen; so ist kein Zweifel, daß sie sich weit mehr Mühe würden gegeben haben, das Bild Jesu Christi, dem Geiste nach, ihrem Herzen einzudrücken, als sein Bild von ihm zu verlangen. Und das giebt auch unser Helland dem Könige von Edessa zur Genüge in dem Briefe zu verstehen, der von dem Eusebius angeführt wird, und welcher, wie er sagt, aus

den

den Archiven der syrischen Kirchen ist genommen worden, und den man, wie er haben will, als wahr annehmen soll. „Du bist glücklich, sprich" „unser Heiland zu diesem Prinzen, daß du an „mich geglaubt hast, ohne mich gesehen zu ha„ben. Denn es steht von mir geschrieben: Die, „welche mich gesehen haben, werden nicht an „mich glauben, damit die, welche mich nicht ge„sehen haben, an mich glauben, und durch das „Verdienst ihres Glaubens das Leben erlangen."

Wenn also die wahre Liebe der Christen, entweder gegen einander, oder gegen Jesum Christum, so geistig und von allen äußerlichen Gestalten des Leibes, und von allem, was ein Gegenstand der Sinne ist, so frey und los seyn soll, daß man sich nur mit dem innern und neuen Menschen beschäftigt, der sich in unsere Seelen von Tage zu Tage stärken und erneuern soll; soll man nicht wenig Neigung und Liebe zu den Gemälden und Bildern haben, die nur die äußerliche und fleischliche Gestalt des Menschen, die von keiner Dauer seyn wird, vorstellen können, und welche sich, wie der Apostel sagt, ihrer Zerstörung täglich nähert? Soll man sich nicht vor den Bewegungen der Eigenliebe fürchten, indem man von Personen will angesehen und betrachtet werden, denen man wegen dieser äußerlichen Gestalt lieb ist, nach welcher wir Adamskinder sind, anstatt zufrieden zu seyn, wenn man von ihnen nach der unsichtbaren und verborgenen Gestalt betrachtet wird,

nach welcher wir Kinder Gottes, und die lebendigen Bilder Jesu Christi sind?

Wenn unser Heiland aus dem frommen Verlangen, sein Bildniß zu haben, viel gemacht, und die Gemälde, die man von seinem Gesichte haben konnte, als ein vollkommenes Mittel, die Seelen zu heilen, und seine Liebe gegen die Menschen an den Tag zu legen, angesehen, und nicht vielmehr die wahre Aehnlichkeit des Gesichtes, unter welcher er wie ein anderer Mensch erschien, nnd, indem er seine Gottheit verbarg, mit den Menschen vertraut umgieng, bey ihnen hätte wollen in Vergessenheit kommen lassen; so würde er ohne Zweifel in allen Kirchen der Welt, entweder sehr getreue Copeyen von dem Bilde, welches er an den König von Edessa schickte, oder eine sehr große Menge andere vortreffliche Originale, die er von seinem Gesichte selbst hätte nehmen lassen, sehr gut zu verbreiten und zu erhalten gewünscht haben. Weil er aber gewollt, daß dieses wunderbare Bild nicht aufbehalten worden, oder an dem Orte, wo es war, gleichsam unbekannt geblieben ist, und wir keines sehen, wovon man vollkommen versichert wäre, daß es das Bild seines Gesichts sey, und daß, wenn ja noch einige Merkmaale davon in den heiligen Schweißtüchern und der heiligen Veronica übrig sind, sie weder stark noch ausgedrückt genug sind, daß man die Züge desselben deutlich erkennen, und gute Copeyen davon machen könnte; hat er uns dadurch nicht zur Genü

ge zu erkennen gegeben, daß er nur deswegen so wenig Sorge getragen, uns sein Bild zu erhalten, damit wir thun möchten, was der heilige Paulus auf eine so heilige Weise gegen ihn gethan hat, und damit er uns in der Liebe der Wahrheit befestigen möchte, die er zu dem heiligen Apostel Thomas gesagt: Selig sind, die mich nicht gesehen, und doch an mich geglaubt haben? Joh. 20, 20. Hat er uns durch dieses Verhalten belehren wollen, daß, weil er sich uns nicht nach dem Fleische, das heißt nach der äußerlichen Gestalt, die er, so lange er auf der Erde gelebt, gehabt, zu erkennen gegeben, und uns des Vergnügens, das Bild der äußerlichen Gestalt, die er um unserer Sligkeit willen angenommen, zu haben, beraubt hat, er haben will, daß wir uns nur allein beschäftigen sollen, das unsichtbare und geistliche Bild, nach welchem wir ihm immer mehr und mehr gleich und ähnlich werden sollen, zu betrachten, hochzuschätzen, zu wünschen, und unserer Seele tief einzuprägen? Es lasse sich, spricht der heilige Augustinus, unter euch niemand einfallen, zu sagen: O wie glücklich sind diejenigen, die Jesum Christum in ihrem Hause aufgenommen haben! Betrübet und beklaget euch nicht darüber, setzt dieser Kirchenlehrer hinzu, daß ihr zu einer Zeit seyd gebohren worden, da ihr das Glück nicht haben könnet, Jesum Christum in der sichtbarlichen Gestalt seines Fleisches zu sehen. Es hat euch weder das Verdienst, das ihr, wenn ihr

ihn gesehen, würdet gehabt haben, noch die Gelegenheit entzogen, ihm dieselben Beweise von eurer Liebe zu geben, als ob ihr sein Gesicht immer vor Augen hättet; weil er haben will, daß ihr ihn in der Person der Armen ansehen und betrachten sollet, und weil er gesagt hat: Die Dienste, die ihr den geringsten von den meinigen geleistet, die habet ihr mir geleistet.

Wenn aber dieser Heiland aus seinem Bilde so wenig gemacht; wenn er sich so wenig Mühe gegeben, es unter den Menschen zu erhalten; wenn er uns die Anhänglichkeit, die wir an der sichtbaren Gestalt, in welcher er in dem irdischen Lande ist gesehen worden, hätten können gehabt haben, als eine Unvollkommenheit hat wollen betrachten lassen; wenn er sie seinen Jüngern hat entziehen wollen, um sie geschickt zu machen, seinen Geist zu empfangen; wie vielmehr sollen wir aus unsern Bilder wenig machen; wie vielmehr sollen wir wünschen, daß sie andere nebst uns verachten; und wie vielmehr sollen wir nicht gegen einander eine von sinnlichen Sachen so entfernte und so christliche Freundschaft hegen, daß wir einander nicht mehr anders ansehen, als wie Jesus Christus selbst von uns will angesehen werden?

Soll nicht alles, was ich ihnen, mein Herr, bishero vorgestellt habe, hinlänglich seyn, den Schluß zu machen, daß diejenigen, deren Bild man zu haben wünscht, wohl thun, daß sie in dieses Verlangen nicht willigen, und daß sie vielmehr diejenigen,

von welchen sie nach dem äußerlichen Zustande des Lebens geliebt werden, so viel sie können, von sich sollen abzuziehen suchen? Wenn diese Personen eine recht vernünftige und christliche Liebe haben; so sollen sie es sich gefallen lassen, daß man in diesem Stücke nicht thut, was sie haben wollen. Sie sollen dadurch sehr erbaut werden, und zufrieden seyn, daß das Bild der guten Bespiele, die man ihnen gegeben hat, ihrem Herzen sehr lebhaft ist eingedruckt worden. Vermittelst dieses Bildes des Verdienstes und der Tugend soll man vornehmlich in dem Andenken und Herzen derjenigen, von welchen man geliebt wird, leben. Die christlichen Tugenden, die man ausgeübt, und durch welche man sich unter denen, die nach der Welt leben, ausgezeichnet hat, sollen als die Lineamenten und Züge der Seele, und als ein besonderer Charakter angesehen werden, wovon diejenigen, die uns kennen, die Vorstellung in sich behalten und aufbewahren sollen. Das ist ein Bild, welches nichts vertilgen kann, und dem die Zeit keinen Schaden zufügen soll, wie sie den materiellen Gemälden zufügt. Christliche Personen sollen zufrieden seyn, wenn sie auf diese Art gemalt sind; und die Liebe Jesu Christi soll dieses Gemälde in dem Herzen derjenigen, die sie lieben, und von welchen sie geliebt werden, unauslöschlich machen. Dieser innere und geistliche Eindruck ist ihr rechtes Bild, weil er dasjenige vorstellt, was sie wirklich sind, und das, was man nach den Sinnen ist,

nichts ist. Man soll sich freuen, daß man aus dem Andenken derjenigen vertilgt ist, die solcher Gesinnungen nicht fähig sind, und welche uns nur nach dem verderblichen Wesen ansehen und betrachten wollen, das uns mißfallen soll, und welches wir, nach dem Ausspruche des Apostels, als eine demüthigende Unterjochung, und als eine verdrießliche Sclaverey ansehen sollen, wovon wir, wie eben dieser Apostel sagt, Röm. 8, 22. 23. unter ächzen und seufzen befreyt zu werden wünschen sollten, damit wir der Freyheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes theilhaftig werden mögen. Wir müssen einen Widerwillen bey uns verspüren, einander nach dem Leibe der Verweslichkeit und des Todes zu betrachten, und in den Stand gesetzt werden, uns nur noch nach dem Geiste des Lebens und der Unsterblichkeit zu betrachten, der uns zu lebendigen Bildern und Abbildungen Jesu Christi selbst, und vermöge einer gegenseitigen Aehnlichkeit einander auch noch selbst zu Bildern machen soll.

Aus dem, was ich bishero gesagt habe, werden sie gar leicht einsehen, wie sehr ich die so edle und so reine Gesinnung der vornehmen Frau, die sie mir in ihrem Briefe nennen, lobe und billige, sie glaubt, sagen sie, mein Herr, indem sie von der Geneigtheit redet, die man haben kann, sich malen zu lassen es wäre dieses eine Sache, die mit den Grundsätzen der christlichen Religion in einem genugsamen Verhältnisse stünde. Denn da uns diese verbindet, nur Gott zu lieben; so scheint

sie

sie uns zu verbinden, in anderer ihren Gedanken, wie in den unsrigen, alles zu vernichten, was nicht Gott ist, und gegen kein Geschöpf auch nur die geringste Neigung und Liebe zu hegen, welche ganz auf Gott gerichtet seyn soll. Wenn die übrigen Gesinnungen dieser vornehmen Frau mit dieser übereinstimmen; so ist sie gewiß auf eine sehr gegründete und erhabene Art fromm und gottesfürchtig.

Was die Beyspiele anbetrifft, die sie mir anführen, und nach welchen es scheinen würde, man könne seine Geneigtheit, sich malen zu lassen, rechtfertigen; so zweifle ich, daß man von der Art und Weise, wie man die Bildnisse dieser angesehenen Personen bekommen hat, recht versichert ist. Man weis, daß man von einigen andern wegen ihrer Heiligkeit in großen Ansehen stehenden Personen Bildnisse hat. Man weis aber auch, daß man ihnen ihre Bildnisse auf eine listige Art gleichsam abgestohlen hat, indem man sie, ohne daß sie es gewußt, malen lassen; und daß ihre vertrautesten Freunde in diesem Stücke ihre Einwilligung niemals haben erhalten können. Und ich würde auch sehr geneigt seyn, zu glauben, daß man die Bildnisse derjenigen, von welchen sie reden, nur auf diese Art bekommen habe. Indessen versichere ich sie, daß ich mich nicht unterstehen würde, sie zu tadeln, wenn sie in diesem Stücke den dringenden Anhalten ihrer Freunde gewillfahrt hätten, und daß die sonderbare Hochachtung, die

ich gegen ihr Verdienst und ihr rechtschaffenes Herz hege, mir Gründe genug an die Hand geben würde, sie zu vertheidigen.

XCIV. Brief.

Daß man die übereilten Urtheile, wenn sie uns auch gleich günstig sind, nicht hochschätzen muß.

An Mad. ***

Ich bin gar nicht Willens, Mad. ***, es bey ihnen dahin zu bringen, daß sie sich zu meiner Partey schlagen, und ich billige das Verhalten, welches sie beobachten, und darinnen besteht, daß sie es nicht thun, vollkommen. Ich liebe diejenigen gar nicht, die mir ohne Kenntniß und Einsicht günstig und gewogen sind, weil es mir gar nicht gefallen soll, daß sie auf eine unüberlegte Weise handele. Nun würden sie aber ohne Zweifel unüberlegt urtheilen, wenn sie sich für mich erklärte, da sie so wenig unterrichtet sind, als sie es seyn können. Aber, werden sie sagen, warum haben sie mir denn also in ihren Briefen bisweilen verschiedenes gesagt, das darauf abzielte, mich glauben zu lassen, daß sie Recht, und die andern Unrecht hätten? Ich will ihnen hierauf gleich ant-

wor-

worten. Ich habe keine recht gewissen Beweise, daß diejenigen, welche in diese Sache verwickelt sind, eine ganz genaue Behutsamkeit beobachten, und daß es sich nicht bisweilen zutragt, daß sie den Leuten Eigennutz und andere niederträchtige Bewegungsgründe Schuld geben. Nun haben aber diese Worte, die ich bisweilen in meine Briefe einfliessen lassen, einzig und allein die Absicht, nicht es bey ihnen dahin zu bringen, daß sie mir zum besten urtheilen, sondern daß sie gar nicht davon urtheilen sollen, indem ich sie diese Sache als eine verwirrte ansehen lasse, von welcher die einen so, und die andern anders reden. Wenn es mit ihnen dahin wird gekommen seyn; so werde ich mir niemals Mühe geben, sie auf andere Gedanken zu bringen.

XCV. Brief.

Ueber eine Person, die von einer ausserordentlichen Krankheit befallen worden, die eine wirkliche Besitzung des Teufels zu seyn scheint.

An einen Freund.

Ich thue, mein Herr, was sie von mir verlangen, um diese Worte des Apostels *subjecti invicem*, Ephes. 5, 21. einigermaßen zu be-

folgen, daß ich dabey sage, sie müssen es vor Gott verantworten, und das, was ich ihnen zu sagen gedenke, um so viel mehr untersuchen, weil ich mir vorgenommen habe, es nicht zu untersuchen; indem ich bloß schreibe, was mir eingefallen ist, oder noch einfallen wird, und mich dabey auf ihre Einsicht und Klugheit verlasse, wie und wozu sie es brauchen wollen.

Wenn man nur die Einbildungskraft und die Sinne zu Rathe zieht; so muß man gestehen, daß kein Kreuz größer und schwerer ist, als dasjenige, welches Gott über N. * * * hat wollen kommen lassen. Aber das erste, wovon diese Person überzeugt seyn soll, um in ihrem Zustande den nöthigen Trost zu finden, ist dieses, daß die Einbildungskraft und die Sinne sehr schlechte Dichter von dem, was ein Gut und ein Uebel ist, sind; daß sie uns oftmals diejenigen, die sehr unglücklich sind, als glücklich, und die, welche glücklich sind, als unglücklich vorstellen; und daß man also, um von den einen und den andern recht zu urtheilen, das Licht der Wahrheit zu Rathe ziehen muß, welches uns in der heiligen Schrift gezeigt und bekannt gemacht wird.

Wenn man nun die Augen bey diesem Lichte nur einigermaßen aufthut; so wird es uns in der Welt ein anderes Uebel zeigen, welches so schrecklich ist, daß kein Verstand die Größe desselben umsehen und fassen kann. Das ist der Zustand der Todtsünde, welcher allzeit mit der Herrschaft des

Teu-

Teufels verbunden ist, nicht über die Einbildungskraft und den Leib, sondern über die Seele selbst, vermöge welcher er die Ursache ihrer Handlungen wird. Er regt und bewegt sie, wie er will; er stürzt sie in unzählige Sünden; er läßt seine Wuth ganz an ihr aus, und behandelt sie wie ein schlechtes und geringes Thier, mit welchem er nach seinem Gefallen umgeht, und das ihm zu einem Balle dient.

Der Himmel, die Erde und die Hölle tragen eins wie das andere, das seinige zum Untergange einer solchen unglücklichen Seele bey. Der Himmel verläßt sie mit Recht, die Erde giebt ihr Gelegenheit, ihre bösen Thaten auszuüben; die Teufel treiben sie an, sie zu begehen, um sie neue Strafen und Martern verdienen zu lassen; und ihr größtes Unglück besteht darinnen, daß dieses so schreckliche und unbegreifliche Uebel, in welches sie versunken ist, von der Einbildungskraft und den Sinnen gar nicht kann wahrgenommen werden. Der Teufel, der in der Seele wohnt, giebt kein Zeichen von seiner Gegenwart von sich, und erfüllt vielmehr oftmals die Sinne und die Oberfläche der Seele mit falschen Ergötzlichkeiten und Freuden.

Indessen ist dieses noch schrecklicher, daß dieser so betrübte Zustand der Zustand der mehresten Menschen gewesen, und auch noch ist. Der Teufel hat vier tausend Jahre lang auf dem ganzen Erdboden frey geherrscht, wenige ausgenommen,

die

die Gott mit einem ausserordentlichen Lichte erleuchtete, und er herrscht noch, nicht nur über die Ungläubigen und Irrlehrer, sondern auch über alle böse Catholiken, deren Anzahl unendlich weit grösser ist, als die Anzahl der guten.

Die unbegreifliche Größe dieses Uebels macht, daß es die Regel und das Maaß aller andern wird, und daß man die Menschen nur nach dem Maaße, als ihr Zustand sie mehr in Gefahr setzt, in diesen zu gerathen, für glücklich oder unglücklich halten soll. Hiernach soll also auch N.*** von dem ihrigen urtheilen, und sie hat dabey weiter auf nichts zu sehen, als nur darauf, ob er mit diesem nothwendig verbunden, und ob er ein Kennzeichen davon ist.

Da sich auch der Teufel nur ihrer Seele bemächtigen will, und sich wenig um die Macht bekümmert, die ihr Gott über ihre Einbildung und ihren Leib läßt; so möchte er sie gern das Böse, so er ihr zufügt, und die Gegenstände, die er ihr vorhält, als Zeichen der Verlassung Gottes, und seiner Ungnade ansehen lassen; und er bringt sie oftmals auf die Gedanken, Gott könne ein Geschöpf nicht lieben, das sich in dem Zustande befindet, in welchem sie sich befindet, und an welchem er dem Teufel so viele Gewaltthätigkeit auszuüben erlaubt.

Wenn sie aber diese Kunstgriffe ihres Feindes vereiteln will; so darf sie nur ihre Zuflucht wieder zu ebendiesem Lichte nehmen, und diese Wahrheit

heit sich tief ins Herze schreiben, daß, gleichwie uns nur die Schrift den Zustand der Sünde zu erkennen giebt, wir also auch nur aus der Schrift, und nicht von unsern Einbildungen, die Kennzeichen derselben kennen lernen sollen.

Nun fehlt aber so viel, daß sie uns sagt, die Plagen, die Gott den Teufeln an den Körpern auszuüben erlaubt, und die Eindrücke, die sie in die Einbildung machen, wären Kennzeichen, daß sie Herren über die Seelen wären, daß sie uns vielmehr das Gegentheil ausdrücklich sagt. Denn man weis aus der Tradition der Kirche, daß Gott oftmals zugelassen, daß der Teufel alle diese Plagen an den Leibern der getauften Kindern ausgeübt hat, welche gewiß Tempel des heiligen Geistes, und der Gegenstand seines Wohlgefallens und seiner Liebe waren.

Dieses einzige Beyspiel giebt deutlich zu erkennen, daß die Unschuld und der Stand der Gnade bey diesen Plagen gar wohl bestehen können; und es zeigt uns zu gleicher Zeit, daß man die Ursachen davon nicht soll einsehen wollen, wie N.** bisweilen thut, indem sie fragt, was für eine Absicht Gott in Ansehung ihrer hege, und warum er sie unter so vielen Personen erwählt habe, sie auf eine so schreckliche Art zu plagen. Denn man wird ebenfalls auch fragen können, warum er zuläßt, daß von so vielen Kindern, die auch sein Tempel sind, die er als solche, die ihm angehören, ansieht, und welche er für den Himmel bestimmt,

stimmt, einige in Ansehung ihrer Leiber von dem Teufel besessen werden. Gleichwie man nun in Ansehung dieser Kinder, keine andere Antwort geben kann, daß wir in diesem Leben die Ursachen dieser Wahl wissen sollten, sondern es wäre genug, daß uns die Schrift versicherte, er sey gerecht, und diese Kinder verdienten diese zeitlichen Strafe als Adamskinder, auch so gar nach der Vergebung der Sünde; also soll sich auch N. *** genügen lassen, wenn sie weis, sie verdiene den Zustand, in welchem sie sich befindet, auch, so wohl wegen der Sünden, die sie hernach begangen hat, wie nicht weniger deswegen, weil sie die Gnaden Gottes nicht recht angewandt und gebraucht hat; und sie ist seiner Barmherzigkeit noch unendlich mehr dafür schuldig, daß er ihre Seele nicht dem Teufel überläßt, und daß er sie durch seine Gnade und das Verlangen, Gott anzugehören, unterstützt, welches er, bey aller Unruhe ihrer Einbildungskraft, in ihrem Herzen erhält. Sie muß sich hüten, weiter zu gehen. Und damit sie dem Teufel, der sie durch die Traurigkeit und die Verzweiflung gern ins Verderben stürzen möchte, widerstehen möge; so soll sie bemüht seyn, in ihrem Zustande selbst alles zu betrachten, was sie in demselben trösten kann, indem es sie von einem günstigen Blicke, den Gott auf sie wirft, benachrichtigt.

Und da man diesen Zustand auf eine doppelte Art ansehen kann: Erstlich als ein Uebel, wegen der Plagen, die sie an Leibe und an der Seele lei-

der;

det; und hernach auch als eine Versuchung, wegen der Eingebungen, von welchen sie angefallen wird; so ist die erste Betrachtung, welche sie anstellen soll, diese, daß es in der Welt weit grössere Uebel und gefährlichere Versuchungen giebt. Sie sieht ohne Zweifel zur Genüge ein, daß ihre Schmerzen und die andern körperlichen Plagen, die sie leiden muß, nicht die größten von denen sind, welche man in diesem Leben leidet, und daß es Krankheiten giebt, welche weit empfindlichere verursachen. Und was die Versuchungen anbetrifft, so vermindert diese einzige Betrachtung, daß sie von einem Feinde herkommen, der sich als ein Versucher zeigt, und als ein solcher erscheint, die Gefahr derselben gar sehr; und ob sie sie gleich empfindlicher macht, so macht sie sie aber doch auch zu gleicher Zeit weit weniger geschickt, die Seele zu überraschen.

Die großen Versuchungen sind diejenigen, die man nicht gewahr wird, und welche sich auf eine so sanfte und so unmerkliche Art in die Seele einschleichen, daß sie sich ihnen überläßt, anstatt ihnen zu widerstehen. Es sind diejenigen, die zum ersten den Verstand verblenden, und sich dadurch des Willens bemächtigen. Es sind die, welche von dem heimlichen Verderben des Herzens, von dem menschlichen Eigennutze, und von den bösen Beyspielen der Welt begünstigt werden. Zum Beyspiele, die Versuchung eines Frauenzimmers, das am Hofe lebt, das nur angenehme und solche

Ge-

Gegenstände, die sie an sich locken, sieht, und welchem die Welt mit allem, was sie reizendes hat, schmeichelt, ist eine ganz andere Versuchung, als die Versuchung der N. *** Und da es allen solchen Frauenzimmern zu wünschen wäre, daß sie sich in dem Zustande befinden möchten, in welchem sie sich befindet; so soll sie sich glücklich schätzen, daß sie sich nicht in jener ihrem befindet.

Weit gefehlt, daß ihr Glaube in demselben angegriffen wird, wie es oftmals in der Welt wegen des Umganges mit den Freygeistern geschieht, er wird vielmehr in demselben dergestalt gestärkt, daß man sagen kann, er würde ihr merklich, und Gott lege ihren Sinnen vor, was er nur anderer ihrem Glauben vorlege. Denn der Teufel und seine Wuth gegen die Menschen sind große Gegenstände des Glaubens, und die Schrift giebt sie uns oftmals zu betrachten, um in uns eine heilsame Furcht zu erregen, und uns zur Wachsamkeit, zur Mäßigkeit, und unsere Zuflucht zu Gott zu nehmen, zu ermuntern. Meine Brüder, spricht der heilige Apostel Petrus, seyd nüchtern und wachsam, denn der Teufel, euer Widersacher, geht um euch herum, wie ein brüllender Löwe, der euch zu verschlingen sucht. 1. Petr. 5, 8. Und der heilige Paulus sagt: Rüstet euch mit den Waffen Gottes, damit ihr den hinterlistigen Nachstellungen des Teufels tapfern Widerstand thun könnet. Epheſ. 6, 11. Die übrigen Christen glauben diese Wahrheiten, sie glauben sie aber

oft,

oftmals auf eine kaltsinnige Weise. Der Teufel geht um sie herum; sie fürchten sich aber nicht vor ihm. Und weil sie sich nicht vor ihm fürchten; so verschaffen sie ihm mehrern Eingang. Was aber die N. *** anbetrifft' so sieht sie ihn, sie verspürt nicht nur seine Gegenwart, sondern auch seine Wuth, seine Bosheit, und alles, was ihr Furcht und Schrecken vor ihm einjagen kann.

Da alle Glaubensartikel genau mit einander verbunden sind; so kann man sagen, der Glaube dieses Artikels halte gewissermaaßen alle übrige in sich. Wenn es einen bösen Geist giebt, der voller Wuth gegen die Menschen ist, und sie nur zu verderben sucht; so giebt es auch einen Gott, welcher der Macht dieses Geistes Gränzen setzt. Es giebt eine Hölle, ihn zu strafen. Es giebt einen Mittler, um ihm diejenigen, die er schon in seiner Gewalt hatte, wieder zu entreissen. Es giebt eine Kirche, die ihn überwindet. Es giebt eine Glückseligkeit, die er verlohren hat, und zu welcher er die Menschen nicht gern möchte gelangen lassen. Es soll sich also N. *** bey ihrem Uebel selbst freuen, daß sie die Wahrheit von allem, was die Kirche lehrt, deutlich einsieht, und selbst Zeuge von dem Glauben ist, durch welchen sie selig zu werden hofft.

Sie entlehne also von diesem nicht angegriffenen Glauben Waffen, ihre Hoffnung, ihre Liebe und die übrigen Tugenden, die dieser Feind gern schwächen möchte, aufrecht zu erhalten. Sie fra-

ge nicht, warum Gott zuläßt, daß sie von einem so schrecklichen Uebel geplagt wird; sondern sie frage Gott um Rath, damit sie wissen möge, was er haben will, daß sie bey einem so schrecklichen Uebel thun soll. Und er wird ihr antworten, er wolle haben, sie solle sich mit der Hoffnung seiner Hilfe stärken; sie solle sich seinem Willen unterwerfen; sie solle ihn verehren und anbethen; sie solle sich demüthigen und alle Mittel brauchen, um von dem so ausserordentlichen Zustande, in welchen sie Gott kommen lassen, Nutzen zu haben.

Wenn sie nur diesen festen Entschluß im Herzen hat; so hat sie alle Ursache, sich zu trösten, der Teufel mag in ihrer Einbildungskraft einen Sturm erregen, was für einen er nur will.

Die Zufälle, die sie verspürt, können ihr neue Mittel an die Hand geben, ihre Hoffnung und ihr Vertrauen zu Gott zu stärken, der ihr augenscheinlich beysteht, und welcher die Bosheit ihres Feindes selbst braucht, ihn zu Schanden zu machen. Man sieht wohl, daß die schreckliche Begierde, die er hat, das Böse zu thun, ihn wirklich verblendet, und ihn ohne Ueberlegung, und in dem Schwindelgeiste handeln läßt, der ihn seit seiner Sünde so natürlich geworden ist. Er nennt sich einen Engel des Lichts, und giebt selbst zu erkennen, daß er es nicht ist. Er will uns überreden, unser Glaube, in welchem unsere ganze Macht und Stärke wider ihn besteht, habe nichts gewisses, und er dient selbst, wider seinen Willen, die

Wahr-

Wahrheit deſſelben, nicht nur durch ſeine Verſuchungen, ſondern auch, wenn er ſich ſehen läßt, deutlich zu zeigen. Er läßt den Rauch des Feuers, in welchem er brennt, wahrnehmen, und möchte doch den Leuten gern weis machen, es ſey keine Hölle, wenn man ſieht, daß er ſie mit ſich herum trägt.

Er will diejenige, die er angreift, bereden, Gott habe große Dinge mit ihr vor, und vernichtet doch ſogleich dieſe Verſuchung durch gotteslästeriſche Gedanken, die er aber nicht weiter, als bis an das äuſſerliche ihres Verſtandes, bringen kann, und welche einzig und allein aus der Bosheit des ſeinigen entſtehen. Dieſer Elende will ſich bey dieſer Perſon beliebt machen, und martert ſie doch, gleich als ob die Furcht und der Schmerz zu einer ſolchen Abſicht ſehr geſchickt wären. Er ſpielt gar zu viel Perſonen, welche ſich aber ſehr ſchlecht zuſammen ſchicken.

Es iſt alſo der N. *** etwas gar ſehr leichtes, wenn ſie ihre Zuflucht zu dem Lichte des Glaubens nimmt, welches bey dieſer Gelegenheit von der Deutlichkeit der Sinne unterſtützt wird, ihre Liebe ihrem Henker zu verſagen, der ſo viel Haß und Wuth gegen ſie blicken läßt, die aber um ſo viel weniger zu fürchten iſt, je mehr ſie in die Augen fällt.

Das Brüllen dieſes Löwen iſt, wie ich bereits geſagt habe, weit gefährlicher, wenn er ſich verbirgt, und wenn man ihn nicht brüllen hört. Sein Haupt-

vorheil besteht in dem unaufhörlichen Kriege, den er mit uns führt, darinnen, daß er unsichtbar ist. Er sieht uns am wenigsten vor ihm fürchten, und mit uns selbst am meisten zufrieden sind, alsdenn haben wir uns weit mehr vor ihm zu fürchten. Er fügt uns ungleich mehr Schaden zu, wenn er uns alle unsere Bequemlichkeiten und Gemächlichkeiten lieben läßt. Er ist weit näher bey unsern Gedanken, wenn wir sie lieben, und uns ein Vergnügen daraus machen, ihnen zu folgen. Es scheint also, er thue auf seinen eigenen Nutzen und Vortheil Verzicht, wenn er sich sehen läßt, und seine Versuchungen so handgreiflich macht, da er sich immer so viel Mühe giebt, unsere eigenen Neigungen vor uns zu verbergen.

Es ist eben so, als wenn ein Straßenräuber bey hellem Tage in die Stadt käme, und uns bereden wollte, uns zu einer gewissen Stunde in einem gewissen Walde einzufinden, damit er uns recht gemächlich bestehlen, und uns nicht verfehlen möchte. Es würde zwar Gefahr dabey seyn; sie würde aber nur auf Seiten des Räubers seyn, der selbst gekommen wäre, sich fangen zu lassen.

Wenn N. *** solche Gesinnungen des Glaubens und der christlichen Demuth hegt; so wird sie diesen Räuber ihrer Seele auch fangen, wenn er so unverschämt ist, und zu ihr kömmt, um sich bey ihr beliebt zu machen.

Sie hat also nicht Ursache, sich vor dem Schmerze zu fürchten, den ihr dieses Ungeheuer ma-

machen kann; denn durch den Schmerz überwinden wir es, gleichwie es uns durch die Wollust überwindet. Denkt denn der Teufel nicht mehr an die ersten Jahrhunderte, in welchen er, weil er seine Wuth ausübte, die Gläubigen zu martern, Märtyrer gemacht hat? Er ist unzähligemal überwunden worden, indem er gethan, was er jetzo thun will, um sie zu überwinden. Es ist gleich viel, ob er uns entweder selbst, oder durch Henker martert, wenn wir nur dieselbe Gesinnung haben; und uns auf gleiche Weise dem Willen Gottes unterwerfen, und unser ganzes Glück in der Wahrheit finden, die dieser Abtrinnige verlassen hat.

Ich halte auch dafür, man könne sagen, gleichwie er das Recht verlohren, welches er über die Strafbaren hatte, indem er den unschuldigen Jesus tödten ließ, und wir, die wir so viel schuldig waren, frey geworden sind, als er sich Jesum, der nichts schuldig war, seinen Tribut bezahlen ließ, indem er ihn vom Leben zum Tode bringen ließ, wie diejenigen, welche die Sünde dem Tode unterworfen hatte; also werde auch, wenn N *** darauf bedacht ist, sich die Bosheit ihres Feindes recht zu Nutzen zu machen, ihn Gott die Rechte, die er über sie könnte erlangt haben, durch die so ungerechte Plage, die er ihr zufügt, verlieren lassen. Wenn sie will; so ist er in Gefahr, durch ihr Demuth zu verlieren, was er durch seinen Stolz hat erlangen können. Denn es ist ihm aber nicht erlaubt,

laubt, solche Gewaltthätigkeiten auszuüben. Er hat feurige Pfeile, wider welche uns der Apostel Waffen in die Hände giebt; Ephes. 6, 16. aber nicht, um die Leiber zu verbrennen. Man kann also glauben, daß, wenn er alles gewinnen will, er alles verlieren wird, und daß ihm Gott nur eine ausserordentliche Macht verliehen hat, um ihn die ordentliche Macht verlieren zu lassen, die er wegen ihrer Treulosigkeiten, und des wenigen Eifers über sie haben konnte, den sie vielleicht von sich blicken ließ, in dem Dienste Gottes immer weiter fortzugehen. Die Unschuldigsten geben nur gar zu viel Anlaß, sie zu strafen, und es ist ein beständiges Wunder seiner Barmherzigkeit, Knechte zu dulden, denen es oftmals schwer wird, von ihm etwas zu leiden, und die wider das, was er thut, so oft etwas einzuwenden haben.

Was die Hilfsmittel anbetrifft, die man wider ein so großes Uebel brauchen kann; so muß der Arzt, der für ihre Seele sorgt, sie besonders verordnen. Es ist aber auch nicht einmal nöthig, auf diese Art Arzt zu seyn, um überhaupt zu sehen, was hierbey zu thun gut seyn würde. Wenn z. B. dieser Unglückliche ihr empfiehlt, niemanden zu sagen, was er ihr sagt, soll sie nicht alsdenn gerade das Gegentheil thun, und diesen Fürsten des Ungehorsams nur mit den Waffen des Gehorsams bestreiten? Wenn sie niemanden zu gehorchen hätte; so glaube ich, sie würde besser thun, wenn sie einem Kinde gehorchte, als wenn sie eine Zeit

lang

lang gar nicht gehorchte. Die Stärke unsers Feindes besteht in unserm Willen, den er uns auf alle Art und Weise will vollbringen lassen, weil dieses eine Quelle des Todes für uns ist. Aber unsere Stärke besteht in dem Willen Gottes, welcher die einzige Quelle unsers Heils ist, den wir aber doch nicht anders thun können, als wenn wir dem unserigen entsagen.

Sie soll also immer gehorchen, damit sie ihn immer überwinden möge. Und damit sie den Willen Gottes, der ganz heilig ist, thun möge; so soll sie sich hüten, den ihrigen zu thun, der ganz verderbt ist, und sie soll dasjenige am öftersten thun, was ihrem Feinde am meisten mißfällt.

Sie soll sich mit den Worten der Wahrheit nähren, und ihr Vergnügen darinnen finden, gleichwie dieser Abtrinnige seine Strafe darinnen findet. Es steht von ihm geschrieben, er ist nicht in der Wahrheit geblieben: *In veritate non stetit.* Joh. 8, 44. Sie bleibe also fest darinnen, indem sie sich immer demüthigt, damit sie ihn zu Schanden machen möge.

Sie trete, so oft sie nur kann, vor den Thron seiner Barmherzigkeit. Denn dahin kann uns, wie der heilige Chrysostomus sagt, unser Feind nicht nachfolgen.

Er findet an den Meynungen und Grundsätzen der Welt ein Vergnügen; sie entsage ihnen, und finde dagegen nur an den Meynungen des Glau-

bens, und den Grundsätzen des Kreuzes, das sein Reich zerstört hat, ein Vergnügen.

Wenn er sich mit ihr unterhalten will; so rede sie mit ihm von seiner Strafe, die so nahe ist, und finde ein Vergnügen darinnen, diesen wichtigen Worten des Apostels nachzudenken: Wisset ihr nicht, daß wir die Engel richten werden? *An nescitis, quoniam judicabimus Angelos?* 1. Cor. 6, 3. Der geringste Gläubige kann sie mit dem Apostel sagen, weil wir insgesammt nur einen Leib mit Jesu Christo ausmachen, der das Haupt desselben ist, und welcher die Stärke, gleichwie auch das Leben aller seiner Glieder ist. Man kann also mit einem gewissen Propheten sagen: Belial ist mit seinem ganzen Volke umgekommen: *Belial universus interiit.* Nahum. 1, 15. Der ganze Teufel wird durch den ganzen Jesus Christus, durch das Haupt und durch den Leib, verdammt werden.

Das soll ihr eine große Hochachtung und Ehrerbiethung gegen die christliche Liebe einflößen, die das Reich Gottes, und die Zerstörung des Reichs des Teufels ist. Sie suche sich mit allen Gliedern Jesu Christi zu vereinigen, die ihr ganzes Herz und ihren ganzen Verstand einnehmen sollen. Sie soll aber wissen, daß sie mit den Gliedern Jesu Christi, welche im Himmel verherrlicht sind, nur in so fern, um von ihnen Hilfe und Beystand zu erhalten, wird vereinigt seyn können, als sie sich Mühe geben wird, sich mit allen Gliedern Jesu Christi, die auf der Erde sind, zu ver-

einigen, indem sie sich glücklich schätzt, den Geringsten unter ihnen, die ihre Hülfe nöthig haben möchten, die geringsten Dienste zu leisten.

Sie suche es so einzurichten, daß sie niemals allein seyn möge. Der Anblick Jesu Christi, den man wirklich sagen kann, wenn man eins von seinen Gliedern sieht, kann ein gutes Mittel wider den schrecklichen Anblick dieses Feindes unserer Seligkeit seyn. Er kann schwerlich versichert seyn, sich einer Person sehen zu lassen, die das Glück hat, Jesum Christum durch den Glauben zu sehen, weil die Finsterniſſe bey dem Lichte nicht bestehen können.

Sie soll das Evangelium immer in ihrer Kammer, oder vielmehr in den Händen haben, und Gott bitten, es ihr in das Herz zu legen; denn wenn sie es darinnen hätte, so würde sie gesund seyn. Die ersten Christen nahmen in allen ihren Nöthen ihre Zuflucht zu ihm; und es ist für sie genug, es mit der Hand anzurühren, um Gott zu erkennen zu geben, daß sie ihm alles dessen ungeachtet, gehorchen will, was ihr Feind ihrer Einbildungskraft auch immer vormalt, aber nicht in ihr Herz bringen kann.

Sie schreibe die Gelübde ihrer Taufe und ihre Entsagung des Teufels auf ein Papier, und trage dieses Papier immer über ihrem Herzen, damit alle Schläge ihres Herzens Erneuerungen dieser Gelübde seyn mögen. Viel sehr gottselige Personen, und unter andern die Frau von Chan-

tal, haben diese heilige Erfindung beobachtet um diesen teuflischen Gedanken ohne Mühe Widerstand zu thun, und denjenigen zu Schanden zu machen, der sie ihr, wider ihren Willen, beybrachte.

Das Weihwasser und die geringsten Ceremonien der Kirche sind große Hilfsmittel, wenn man sie aus der Hand dieser heiligen Mutter mit eben dem Glauben, mit welchem sie sie uns darreicht, empfängt; und vornehmlich sind es die Reliquien der Heiligen, von welchen sie immer einige bey sich haben soll, weil sie dem Teufel schrecklich sind, und ihn zu Schanden machen, indem sie ihn daran denken lassen, daß er von diesen Heiligen ist überwunden worden, und von ihnen wird gerichtet werden.

Vornehmlich soll sie daran denken, daß, da ihr Uebel mit einer unrechtmäßigen Traurigkeit angefangen hat, sie kein besseres Mittel darwider brauchen kann, als die Freude des heiligen Geistes, indem sie dem Rathe des Apostels folgt: *Gaudete in Domino semper.* Freuet euch allzeit im Herrn. Philip. 4, 4.

Sie soll sich freuen, wenn sie sieht, daß eben der Feind, der Gott bekriegt, sie auch bekriegt.

Sie soll die Gerechtigkeit Gottes verehren und anbethen, indem sie ihre eigene Ungerechtigket in Demuth erkennt. Sie soll sich seinem Willen von ganzem Herzen unterwerfen; so wird sie Vergnügen darinnen finden. Und wenn sie Vergnügen darinnen findet, so wird sie ihre Gesundheit darinnen finden.

Sie

Sie erkenne die Barmherzigkeit Gottes mit desto mehrern Dank, je mehr ihr Zustand die Wuth des Teufels wider sie zu erkennen giebt. Es sind nicht die bald vorübergehenden Schmerzen, die er ihr verursacht, und die eitele Bilder, womit er sie erschreckt, was er sucht; sondern er sucht ihre Seele, wie die Schrift sagt: *Animam tuam quaerent*, Jerem. 4, 30. das heißt, er sucht den Tod ihrer Seele und ihres Leibes, und möchte sie gern so gleich an seiner Strafe Theil nehmen lassen. Da er aber von diesem allen nichts erlangt; so glaubt er nichts zu thun, und thut auch wirklich nichts. Was hält ihn also sonst davon ab, als die Barmherzigkeit Gottes, die seiner Macht Gränzen setzt, und den Wirkungen seiner Wuth Einhalt thut?

Gleichwie wir also den Schutz Gottes deutlicher wahrnehmen würden, wenn wir uns in den Klauen eines grimmigen Löwen befänden, und eine verborgene Macht ihn abhielte, sie in unsere Brust zu drücken; also soll sie auch die Barmherzigkeit, die ihr Gott erweißt, ganz besonders empfinden und wahrnehmen, wenn sie sieht, daß sie, der Wuth des Teufels ungeachtet, den Glauben, die Liebe, die Reinigkeit, und endlich das Leben der Seele und des Leibes behält, und daß ihr dieses Ungeheuer mit aller seiner Wuth von diesem allen nichts rauben kann.

Ich habe aber das größte und kräftigste Mittel, diesen stolzen Engel zu vertreiben, noch nicht genannt. Dieses ist die Demuth. Wenn er ihr Schmerzen verursacht hat; so hat sie ein gutes Mittel, ihm wider welche zu verursachen. Sie darf sich nur vor Gott demüthigen und erniedrigen. Das kann er nicht leiden, und es macht, daß er seine Beute fahren läßt. Unser Stolz macht ihn stark wider uns, und unsere Demuth macht ihn schwach, und entwaffnet ihn. Diese Tugend erreget eine doppelte Wuth in ihm, weil er darinnen seine Verdammniß und unsere Seligkeit erblickt. Allen übrigen Tugenden widersteht er; aber der Demuth giebt er nach, und wird durch sie allzeit überwunden.

Darum wundere ich mich bisweilen, daß wir uns so sehr über den Schaden, den er uns zufügt, beklagen, da wir doch ein so schlechtes und so natürliches Mittel haben, uns von allen seinen Ueberlästigkeiten zu befreyen; denn man darf sich nur demüthigen. Gott läßt die Versuchungen, in welche wir gerathen, nur zu, weil wir entweder nicht demüthig genug sind, oder weil er uns noch demüthiger machen will. Wir wollen nicht mehr an den Teufel, und nur an unsern Stolz denken. Wenn wir diesen recht werden überwunden haben; so werden wir keinen Teufel mehr antreffen.

Wir machen es wie ein Kind, welches weint, weil es von dem Regen getroffen und naß wird, an statt zween Schritte zu thun, und in das Haus zu gehen, um bedeckt zu seyn. Lasset uns ernstlich in uns selbst einkehren, indem wir die Augen aufthun, um einigermaßen zu sehen, was wir sind, und von unserer doppelten Nichtigkeit durchdrungen zu werden. Wenn wir in die Erkenntniß unsers Elendes weit genug werden hineingegangen seyn; so werden wir nicht nur nicht beregnet werden, sondern es wird auch gar nicht regnen, und wir werden lauter schönes Wetter haben. Wenn uns unser Feind in dieser Festung erblickt, welche nichts anders, als die rechte Erkenntniß unserer Schwachheit, ist; so läßt er den Muth sinken, und begiebt sich hinweg.

Ich wäre sehr geneigt zu glauben, es könne dieses der Sinn der berühmten Stelle des Predigers Salomo seyn: *Si spiritus potestatem habentis super te ascenderit, iocum tuum ne dimiseris.* Wenn sich der Geist dessen, der die Macht hat, über dich erhebt; so verlaß deinen Ort nicht. Pred. Sal. 10, 4. Nur Gott ist mächtig; der Teufel ist wider seinen Willen seyn Sclav, und er kann sich seiner Herrschaft unmöglich entziehen. Er erhebt sich über uns bey den besondern Vorfällen, wo wir ihm nicht mehr widerstehen können, um uns dafür zu strafen, daß wir ihm nicht widerstanden haben, als wir ihm widerstehen könnten. Was sollen wir denn also thun können.

Wir

Wir sollen uns demüthigen, und uns an unsern Ort und an unsere Stelle begeben; so werden wir durch unsere Demuth die Waffen und die Kraft die wir durch unsere Nachläßigkeit verlohren hatten, wieder erlangen.

Das heißt, wenn man demüthig ist; so muß man noch demüthiger werden. Denn wenn die Demuth nicht vornehmlich bey solchen Gelegenheiten zunimmt; so verliert man seine Stelle, und verläßt den einzigen kosten, wo man seinen Feind bestreiten konnte. Ist man nicht demüthig; so muß man es zu werden suchen, und es sich lassen einen Ernst seyn; denn wer kann uns ohne einen solchen Entschluß vertheidigen? Wenn uns unser Feind außer unserer Festung und ohne Vertheidigung antrifft; so bemächtigt er sich unser. Und wenn wir seine Gefangenen geworden sind, so hat er alle Macht und Gewalt über uns. Wenn wir hingegen in Schranken der Demuth bleiben; so muß er der Wahrheit, welche in dieser Tugend enthalten ist, nachgeben, weil, wenn eine demüthige Person sieht, daß sie nichts ist, sie von sich urtheilt, wie die Wahrheit von ihr urtheilt; und diese Aehnlichkeit, die wir mit ihr haben, und unsere Unterwerfung unter das Urtheil, welches sie von uns fällt, erreten und befreyen uns von unserem Feinde.

Wenn nun die Demuth eines Menschen wider den Teufel so viel vermag, was wird nicht die Demuth des Gottmenschen wider ihn vermögen;

gen! Und hieran sollten wir beständig denken, damit wir unsern Feind überwinden möchten. Wir wollen unsere Augen von diesem schändlichen Gegenstande abwenden, an welchen man nicht einmal denken muß, um nur an Jesum Christum zu denken, der sich bis zum Tode, und bis zum Kreuzestode, erniedrigt hat.

Wir wollen ihn in allen seinen Ständen, und vornehmlich in der Versuchung, die er über sich wollte ergehen lassen, ehe er sein Predigtamt anfieng, und in seinem Tode, durch welchen er es vollendete, betrachten. Denn das Andenken an Jesum, der in der Wüste von dem Teufel versucht wurde, hat eine besondere Kraft, uns über die Anfälle dieses Feindes siegen zu lassen, weil eine jede Handlung Jesu Christi eine Quelle der Gnaden über alle ähnliche Handlungen seiner Glieder ist. Und der Tod Jesu Christi ist eigentlich die gänzliche Zerstörung der Herrschaft des Teufels über die Menschen. Er ist die Vernichtung aller Rechte, die er über uns hatte. Er ist der Tag unserer Erlösung. Er ist unsere Zuflucht, so oft wir von ihm angegriffen werden.

Wenn uns dieser elende Geist sucht; so suche er uns in den Wunden Jesu Christi. Er komme dahin, so wollen wir ihm da antworten. Er hüte sich aber gar sehr dahin zu kommen. Wir wollen ihm also das Kreuz vorhalten, damit er die Flucht ergreifen möge. Es ist aber nicht genug,

es in unsern Händen zu haben, damit er sich davor fürchte; sondern wir müssen es auch im Herzen haben, und uns in den Gedanken immer damit beschäftigen. Denn da er ein bloßer Geist ist; so sieht er es, so zu sagen, in unsern Händen nicht, wenn es sich nicht auch in unserem Herzen befindet, und sich unsere Gedanken und unser Wille nicht damit beschäftigen, die sich bey diesem großen Gegenstande aufhalten, um sich daran zu vergnügen, und ihre ganze Kraft und Stärke darinnen zu finden. Wenn sich aber unser Herz auf diese Art bey dem Kreuze aufhält; so kann sich unser Feind in unserem Herzen nicht mehr aufhalten. Wenn wir diesen Ort nicht verlassen; so wird er sich genöthigt sehen, denjenigen zu verlassen, den wir ihm in uns selbst eingeräumt hatten.

Ich halte deswegen dafür, die von mir angeführte Stelle könne noch besser von der Demuth Jesu Christi, als von der unsrigen, verstanden werden. Denn es giebt Zeiten, da wir, wie die Väter sagen, uns vergessen sollen; aber den gekreuzigten Jesus sollen wir niemals vergessen. Wenn sich also dieser Abtrinnige uns nähert; so wollen wir ihm vorwerfen, er sey stolz, und dieser Gott demüthig. Wir wollen ihm vorwerfen, er sey um unsert, und nicht um seinetwillen, Mensch geworden. Wir wollen ihm vorstellen, wie sehr uns Gott müsse geliebt haben, weil er uns seinen eigenen Sohn gegeben, und ihn einen solchen Tod leiden lassen, um uns das Leben wieder zu geben.

ben. Dieser Anblick müsse machen, daß er vor Neide brennt, und wir vor Liebe brennen, damit er sowohl von diesem Feuer des Himmels, welches unsere Seligkeit ist, als auch von dem Feuer der Hölle, welches einen Theil seiner Verdammniß ausmacht, möge gezwungen werden, sich in seinen Abgrund zu stürzen, und uns in Ruhe zu lassen.

Wir müssen entweder mit dem Teufel gar nicht, oder in der Sprache unsers Glaubens, und der Liebe Jesu Christi, welcher für uns gestorben ist, reden. O mein Gott, wie stark sind wir, und wie schwach ist er, wenn wir recht an seinen Tod denken! Wie angenehm und mächtig ist nicht dieser Anblick, weil er nicht nur die betrübten tröstet; sondern auch den Schwachen Kraft und Stärke, und den Todten das Leben wiedergiebt! *Bonum est, nos hic esse.* Das ist unsere Festung, und der Ort, wo wir allzeit unüberwindlich seyn werden. Wir wollen uns an diesen heiligen Ort begeben, damit wir unsern Feind überwinden, und daselbst bleiben, damit er uns nicht angreifen kann. *Si spiritus potestatem habentis. - - - locum tuum ne dimiseris.* O! mein Gott, erzeige uns die Gnade, daß wir unsere Augen von der Schlange, die uns verwundet hat, abwenden, um sie auf dein Kreuz, welches uns heilt, zu richten. *Non respiciam ad percutientem, sed ad sanantem, et oculi mei sint magis intenti in remedium meum, quam in vulnus meum: sit vita*

mea pendens ante me. Credam vitae meae, ut vivam, et non credam morti, ut moriar. Ne ultra avolare facias a me doctorem meum: sint oculi mei videntes praeceptorem meum, et aures meae audientes vocem post tergum monentis: Haec est via, ambulate in ea. Ich müsse nicht auf den sehen, der mich verwundet; sondern auf denjenigen, der mich heilt. Meine Augen müssen mehr auf mein Heilsmittel, als auf meine Wunde, gerichtet seyn. Mein Leben müsse immer vor meinen Augen hängen. Ich müsse mich auf den verlassen, der mein Leben ist, damit ich leben möge; und nicht auf demjenigen, welcher der Tod ist, damit ich nicht sterbe. Laßden, der mich unterrichtet, nicht mehr von mir weichen. Meine Augen müssen meinen Lehrmeister sehen, und meine Ohren denjenigen hören, der hinter mir steht, mich zu benachrichtigen, und welcher zu mir sagt: Das ist der Weg, diesen gehe.

Man kann alle diese Lehren auf eine einzige einschränken, die sie alle in sich faßt, und darinnen besteht, N *** soll den Priestern, zu welchen sie Gott gewiesen, und welchen er die Sorge für ihre Seligkeit aufgetragen hat, als Gott selbst gehorchen. Wenn sie ihnen in Demuth und vom Herzen glaubt; so ist der Teufel überwunden. Denn Jesus Christus hat im Evangelium selbst gesagt: Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen.

Was die Hilfsmittel, welche nur den Leib angehen, betrifft; so halte ich dafür, die Meynung der Aerzte, die sie billigen, stimme nicht nur mit ihrer Kunst und der Vernunft, sondern auch mit den Einsichten, welche uns die Religion giebt, überein. Man kann also nicht besser thun, als daß man ihr folgt.

XCVI. Brief.

Von ausserordentlichen Arten, und von Reizungen, welche veranlassen dem Fleische gar zu sehr wehe thun.

Es soll ihnen, mein Herr, niemals schwer ankommen, mir ganz frey zu sagen, was sie wider das, was ich ihnen von mir selbst schreibe, einzuwenden haben, und was ihnen von dem, was ich ihnen von Seiten anderer schreibe, nicht gefallen kann. Denn ich halte in Ansehung meiner dafür, daß ich niemals eine Meynung so annehme, daß ich nicht bereit wäre, alles anzuhören, was man darwider sagen kann; und ich halte es so gar für ein Zeichen der Aufrichtigkeit. In Wahrheit, warum will man sich stellen, daß man überzeugt sey, wenn man es doch nicht ist? Wenn man Ursache hat, es zu seyn; so macht man denen, welchen man es sagt, ein Vergnügen. Und

wenn man Unrecht hätte; so würde man ihnen zu erkennen geben, daß man redlich und aufrichtig handele. Das gilt auch von anderer ihrer Meynungen. Es ist auch erlaubt, die Zweifel, die man dabey hat, vorzubringen; und ich habe nicht nur wider dieses Betragen nichts einzuwenden, sondern es scheint mir auch weit demüthiger, und einer Person, die Gott wahrhaftig sucht, anständiger zu seyn, als wenn man alles, was man uns sagt, blindlings billigte. Von der Gesinnung des Herrn von Alet bin ich in diesem Stücke versichert, und ich weis wohl, daß ich ihm ein Vergnügen machen würde, wenn ich ihm zu erkennen gäbe, daß ich nicht in allen Stücken seiner Meynung wäre. Wenn Sie sich also, mein Herr, einige unnütze Worte ersparen wollen; so werden Sie sich in diesem Stücke bey mir niemals entschuldigen. Und wenn sie mir ganz wollen Gerechtigkeit wiederfahren lassen; so werden sie niemals den geringsten Argwohn hegen, daß es mir zuwider seyn könne. Habe ich etwas darwider einzuwenden; so werde ich es getrost thun, ohne auch zu befürchten, sie zu beleidigen, wenn ich ihnen widerspreche. Denn kurz, was suchen wir sonst, als die Wahrheit? Und warum will man seine Gedanken nicht sagen, wenn man mit Personen redet, die sie eben so, wie wir, suchen?

Ich werde ihnen auf die Auseinandersetzung der Philosophie, welche ich ihnen geschrieben zu haben mir einige Gedanken machte, nichts antworten.

ten. Denn wenn mich jemand fragte, ob ich diese Erklärung für sehr wahrscheinlich hielte; so würde ich ihnen gerade heraus sagen, daß ich sie nicht dafür hielte. Ich wollte nur den Ungrund der Gewißheit zeigen, und ich halte dafür, daß sie sich nicht in ihrem Verstande befindet, und daß es also unnütz ist, sich viel Mühe zu geben, sie in den Zustand zu setzen, in welchem sie sich schon befinden. Es ist genug, wenn man weis, daß, gleichwie es zweyerley Wirkungen der Gnade giebt; eine gewöhnliche, die sich von den Handlungen, welche die Natur zum Grunde haben, nicht auf eine merkliche Art unterscheidet, und eine ausserordentliche, welche die Menschen auf eine Art handeln läßt, die von derjenigen, wie sie gemeiniglich handeln, gar sehr unterschieden ist: es also auch zweyerley natürliche Handlungen giebt; eine gemeine, welche diejenige ist, wie man gemeiniglich handelt, und eine ausserordentliche, welche selbst diejenigen, die sie erfahren, in Verwunderung setzt, und sie bewegt, das, was sie sie thun läßt, für göttliche Bewegungen zu halten. Und da wir niemals recht wissen, wie weit sich diese unbekannte Macht der Natur erstrecken kann; so können wir uns von der Güte eines Zustandes niemals anders, als durch die Wirkungen, versicher. Alles, was uns antreibt, Gott zu lieben, die Welt zu hassen, und unsere Pflichten treulich zu beobachten, soll für gut gehalten werden; und alles, was uns von einer von diesen Sachen abwendig machen

würde, soll als böse angesehen werden. Hiernach haben diese Herren dasjenige gebilligt, was man ihnen von ihrem Zustande bekannt gemacht hat, den man ihnen fast auf eben die Art vorgestellt hat, wie sie ihn vorstellen. Denn ob sie gleich geneigt sind, zu sagen, man habe in diesem Zustande keine Gedanken; so scheint es doch, daß sie dieses Wort in einer gar zu eingeschränkten Bedeutung nehmen, weil sie gestehen, man sey in demselben an einen gewissen Gegenstand geheftet, und habe einige Kenntnisse. Nun ist aber erkennen und denken einerley. Es ist aber wahr, daß kein Urtheil dabey seyn kann, sondern nur eine bloße Betrachtung, und auf diese Art habe ich mir es auch vorgestellt.

Ich weis nicht, ob sie eine Frage billigen werden, die mir über diesen Zustand an Sie zu thun einfällt, und welche mir über einige Stellen des heiligen Augustinus eine Erläuterung würde geben können. Sie besteht darinnen. Da wir gewohnt sind, unsere Begriffe mit dem Schalle und den Wörtern zu verbinden; so macht dieses, daß uns nicht nur, wenn wir mit andern reden, sondern auch, wenn wir mit uns selbst reden, die Sachen mit diesen Wörtern verbunden zu seyn scheinen; so daß, wenn ich an Gott, als an ein unendliches Wesen, denke, ich mir zugleich den Begriff dieser Wörter, Gott, unendliches Wesen, vorstelle. Ich frage also, ob es sich mit dieser bloßen Kenntniß auch so verhält; und ob, wenn ich an Gott

den-

denke, der Begriff dieses Schalles, oder einiger andern von der Art, sich auch darstellt? Das ist meine Frage, die sie, wenn es ihnen beliebt, beantworten werden. Was die Meynung anbetrifft, die ich ihnen von Seiten des Herr von Alet gemeldet habe, so habe ich sie vielmehr von seinem ganzen Verhalten hergenommen, als von einer besondern Anwendung, die er ihnen davon gemacht hat. Es ist aber wahr, daß er sie vortrefflich auszuüben weis; und daß er, ob er gleich nichts ausserordentliches thut, er dennoch Mittel findet, die Natur auf die ausserordentlichste Art von der Welt zu tödten. Es ist genug, wenn ich ihnen sage, daß, wenn sie von frühen Morgen an, bis auf den Abend, und von dem Anfange eines Jahres an, bis an das Ende desselben, genau auf ihn Achtung geben, sie dennoch niemals eine Hervorstechung der Natur, oder ein Wort an ihm wahrnehmen werden, das man vernünftiger Weise der Gemüthsart zuschreiben könnte. Und da er diese Verfahrungsart für sich hat; so räth er auf die Beobachtung derselben gern andern an. Und sie ist gewiß weit schwerer, als irgend eine Art von Strenge, es sey welche es wolle, weil sie eine beständige Aufmerksamkeit auf alle seine Handlungen, und eine Macht über sich selbst erfordert, die so beschaffen ist, daß die Natur weder der Vernunft, noch dem Glauben, jemals überlegen ist.

Was die Regel an sich selbst betrifft, so kann man meines Erachtens folgendes davon sagen. Es

scheint gewiß zu seyn, daß die gemeinen Heiligen, als der heilige Augustinus, der heilige Gregorius, der heilige Basilius, und die übrigen Kirchenlehrer sie beobachtet haben, und sie auch andere haben beobachten lassen. Und ob sie gleich der heilige Bernhard nicht selbst beobachtete; so ließ er sie doch seine Ordenspersonen beobachten, und hielt sie zu einem einförmigen Leben an, in welchem sich ein jeder verbarg. Er sagte so gar, der Nutzen und die Wohlfahrt des Klosters bestünde darinnen. Sie kann also für die Regel gehalten werden, die man dem gemeinen Haufen vorschreiben muß; und man kann sagen, unter zehn tausend Personen, die Gott suchten, befänden sich nicht drey, die sich nach einer andern richten sollten. Indessen ist es wahr, daß sie ihre Ausnahmen hat, und das beweisen die Beyspiele der Heiligen, die sie anführen, welche Gott ein ausserordentlich strenges Leben führen lassen, und die er auch dabey erhalten hat. Aber diejenigen, die man um Rath fragt, sollen nicht leicht glauben, daß man in die Ausnahme gehört, sondern vielmehr lange über die gemeine Regel halten. Ihre Widersetzlichkeit kann sie selbst davon versichern. Denn der Geist Gottes ist allzeit nachgebend, und so geneigt er auch die Seelen zu gewissen Handlungen macht, welche Freyheit sie auch immer haben, ihren natürlichen Trieb vorzustellen; so thun sie es doch allemal auf eine ehrerbiethige Art, und mit dem festen Entschlusse, ihrer eigenen Meynung die Meynung und die Ein-

sicht

sicht derer, an welche sie sich, der von Gott gemachten Ordnung zu Folge, wenden, endlich vorzuziehen.

Es scheint auch überdieses nicht allgemein wahr zu seyn, daß, so bald man glaubt, es käme eine Neigung von Gott her, derjenige, den man um Rath fragt, rathen soll, ihr zu folgen; es ist vielmehr eine der wichtigsten Beschäftigungen derer, welche die Seelen in den Klöstern und ausser den Klöstern führen, ihre Neigung in Ansehung der äusserlichen Handlungen zu mäßigen, und sie in den Schranken der Klugheit zu erhalten. Es ist z. B. in dem Leben der Schwester Maria von der Incarnation angemerkt, daß die ersten Jungfrauen des großen Carmeliterklosters zu einem strengen Leben so geneigt waren, daß man es ihnen oftmals untersagen, und ihnen unter andern verbiethen mußte, die Arzneyen lange im Munde zu behalten, welches sie thaten, damit sie das bittere und widrige derselben länger schmecken möchten. Ich habe vor einiger Zeit eine Superiorinn der Carmeliterinnen sagen hören, wenn sie sich den Eifer gewisser Jungfrauen, die sie hätte, nicht widersetzte, so wurden sie ihre Gesundheit in weniger, als einem Jahre, zu Grunde gerichtet haben; und dennoch erzählte sie Wunder von der Gottesfurcht dieser Jungfrauen, und ich glaube, sie hatte Recht. Alle Superioren thun dasselbe, und der Bischoff von St. Bernhard machte es in Ansehung seiner auch so.

Aber, werden sie sagen, wie kann man dieses damit vereinigen, wenn man sagt, diese Neigungen kämen von Gott her? Es kann geschehen, mein Herr, wenn man entweder sagt, die Neigung ist allgemein, das heißt, es ist ein großer Eifer, der von Gott herkömmt; aber dieser Eifer wird von dem menschlichen Verstande auf eine besondere Handlung gerichtet, die mit den Regeln der Klugheit nicht übereinkömmt; oder wenn man sagt, gleichwie es für diejenigen, welche um Rath fragen, gut ist, von selbst zu diesen tapfern Handlungen geneigt zu seyn, also ist es auch für diejenigen, so um Rath gefragt werden, gut, sie davon abzuhalten, um sich mit andern, die dem Geiste nach kränkender sind, beschäftigen zu lassen, ihren Willen zu brechen, und sie für andere wichtigere Handlungen aufzubewahren. Ich rede mit ihnen etwas dreister von diesen Neigungen, weil der Herr Abt zu la Trappe, welcher eine kleine Schrift, die ich ihnen davon überschickt, gesehen, gesagt hat, sie hielte alle seine Meynungen in sich, und man müsse so reden.

XCVII. Brief.

XCVII. Brief.

Ueber die moralischen Versuche, und die Abhandlung vom Gebethe. Daß es gut und nützlich ist. Wenn man von den Religionsmaterien auf verschiedene Art schreibt.

Es ist kein geringes Lob, mein Herr, welches sie mir am Ende ihres Briefes ertheilen, nämlich daß ich ein Mann sey, dem man alles sagen könne; und wenn es nach seinem ganzen Umfange wahr wäre, so würde ich besser und mehr gedemüthiget seyn, als ich es wirklich bin. Ich kann ihnen indessen sagen, daß ich von der Schwachheit des menschlichen Verstandes überhaupt, und des meinigen ins besondere, so überzeugt bin, daß ich mich nicht sonderlich darüber wundere, wenn man mir Schuld giebt, ich hätte mich geirrt, und daß der erste Gedanke, den dergleichen Reden in mir hervorbringen, dieser ist, es könne gar leicht wahr seyn. Das Ansehen derjenigen, die diese Irrthümer anzeigen, und welche sie bemerkt zu haben glauben, scheint mir so gar wider die Meynung, der ich gefolgt bin, eine wichtige Ursache zu seyn, und ich glaube verbunden zu seyn, ihr allen Nachdruck zu geben, den sie haben soll. Das sind, mein Herr, die Gedanken, die ich gehabt, als ich den Brief gelesen, mit welchen sie mich beehrt haben. Es hat mich nicht befremdet, daß

ich

ich in den moralischen Betrachtungen nicht den besten Weg gegangen bin. Ich halte so gar dafür, es sey schwer, daß jemand versichert seyn könne, die beste Art, den Menschen die sittlichen Wahrheiten vorzutragen, getroffen zu haben. In diesem Stücke folgt ein jeder seinen Einsichten, und die Ungleichheit der Einsichten leuchtet eben so sehr aus der Wahl, als aus der Erklärung derselben Wahrheiten, hervor. Diejenigen, welche mehr Einsichten haben, gehen die natürlichsten Wege, und die, so mehr Liebe haben, mischen mehr Salbung darunter. Alles, was sie mir von Jesu Christo sagen, ist mir sehr schön vorgekommen: und es würde ohne Zweifel eine herrliche Sache seyn, wenn man eine Sittenlehre herausgäbe, die ganz mit Jesu Christo verbunden wäre, deren Schlüsse insgesammt aus dem Geheimnisse Jesu Christi flößen, und deren ganze Absicht wäre, uns Jesum Christum kennen zu lernen.

Ueber die Einsichten und Gedanken, die sie mir mittheilen, habe ich nur zwo Anmerkungen gemacht.

Die erste ist, daß die herrlichsten Einsichten, dergleichen die ihrige seyn kann, uns nicht sollen den Schluß machen lassen, daß diejenigen, die nicht so vollkommen sind, unnütze sind, gleichwie die edlen Geschöpfe nicht Anlaß geben, die Verrichtung derjenigen zu wünschen, die nicht so edel sind. Es giebt so viel verschiedene Classen von

See-

Seelen und Gemüthern, daß dasjenige, was an sich vortrefflicher ist, oftmals einer gewissen Classe nicht angemessen ist, welcher eine andere nicht so vortreffliche Schrift angemessener seyn kann. Vielleicht sind also die moralischen Versuche für Leute gut, für welche ein nach ihrem Begriffe gemachtes Buch nicht gut seyn würde; und man sollte daraus den Schluß machen, sie sollten die Welt mit einem nach diesen edlen Begriffen gemachten Werke bereichern; und denen, die nicht zu dieser Classe gehören, die Bücher überlassen, die sich besser für sie schicken. Sonst würde man, wenn man alles verrichten müßte, was mit dem Muster, welches sie im Sinne haben, nicht übereinkömmt, die mehresten Bücher vernichten müssen, den heiligen Augustinus ausgenommen, welcher auch selbst in Ansehung vieler von seinen Schriften nicht wurde verschont werden; vornehmlich aber würde der heilige Thomas, und seine *Secunda-secunda* mit daran kommen; denn es ist nichts zu finden, das mit ihren Begriffen weniger übereinkäme, als diese.

Die zweyte Anmerkung ist diese. Gemeiniglich können nur diejenigen, so diese Begriffe und Einsichten haben, sie recht ausführen; andere verirren sich gemeiniglich auf diesen Wegen, die sie nicht von sich selbst kennen. Ob ich nun also gleich Willens bin, sie mir so sehr, als ich nur können werde, zu Nutze zu machen; so sehe ich

doch

doch ein, daß ich ihnen schwerlich Genüge leisten werde, und das es wenige werden thun können. Hieraus sollen sie, wie ich dafür halte, den Schluß machen, daß, da diese Begriffe und Einsichten so wichtig und so erbaulich sind, als sie sich dieselben vorstellen, sie sich selbst darnach richten, und sie ausführen sollen. Sie haben alle Verbindlichkeit, die man nur verlangen kann, dazu: Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Sittenlehre; die besondere Hochachtung und Liebe zu dieser Lehre; und weit größere Einsichten, als andere haben, und die sich noch dazu bey der Ausführung vermehren werden. Ich für meine Person besitze von diesem allen nichts; und wenn ich bisweilen etwas schreibe, so geschieht es nicht deswegen, weil ich glaubte, die Welt hätte meine Schriften sehr nöthig. Seit länger, als zehn Jahren, habe ich, wenn ich etwas schreibe, keine andere Absicht, als mich zu beschäftigen, und meine Gedanken auf gewisse Sachen zu richten, die mir selbst nützlich zu seyn scheinen. Ich bin also für meine Arbeit durch meine Arbeit selbst bezahlt. Und wenn ich aber auch gleich ganz allein in der Welt wäre, so würde ich doch weiter nichts thun, als was ich thue. Wenn ich so viel lesen könnte, als ich gern lesen möchte; oder wenn ich eine andere Beschäftigung hätte; so würde man keine Schriften von meiner Art zu Gesichte bekommen. Denn ich arbeite nicht eher etwas aus, als wenn ich sonst nichts zu thun habe. Ich

beschäftige mich indessen doch lieber auf diese Art, als daß ich weitschweifige Gedanken ohne Zusammenhang und Ordnung hinschreibe, weil dieses den Geist immer munter und geschäftig erhält, und ihn nicht matt und verdrießlich werden läßt, welches ein Zustand ist, den man, meines Erachtens, muß zu vermeiden suchen. Wenn ich aber eine Schrift vollendet habe; so verdrüßt es mich gar nicht, wenn man sagt, sie sey zu nichts nütze, wie es mir bisweilen, und nur unlängst noch gegangen ist, und wie es auch dem Catechismus, von welchem sie reden, gar leicht wird gehen können, um welchen ich mir aber gar keinen Kummer mache. Ich sehe wohl, wenn die Abhandlung vom Gebethe von ihnen wäre beurtheilt worden, so würden sie sie verurtheilt haben unterdrückt zu werden; und ich glaube, ich würde ihnen zu erkennen gegeben haben, wie bereit und willig ich wäre, diese Partey zu ergreifen, wenn diejenigen, die ich zu Herren und Richtern meiner Schriften mache, es für das beste halten. Es ist aber ganz anders gegangen; und wenn man nach dem Erfolge davon urtheilen soll, so halte ich dafür, man könne ganz günstige Meynungen davon hegen. Die Lehrer zu Löwen haben sie in Flandern wieder auflegen lassen, um sie in allen ihren Collegien zu brauchen. Der Erzbischoff von Holland läßt sie in die niederländische Sprache übersetzen, um sie den Catholiken in Holland zu geben. Die mehresten Pfarrer in Flan-

dern

dern brauchen sie. Der Herr von Grenoble hat sie zweymal an seiner Tafel vorlesen lassen; und es ist bekannt, daß sie auch in Frankreich vielen Beyfall erhalten hat.

Denken sie nicht, mein Herr, daß ich ihnen alles dieses als überzeugende Beweise anführe, daß sie sich in dem Urtheile, welches sie davon gefällt, geirrt haben. Ich gebe es zu, daß es sich sehr wohl zutragen kann, daß, wenn ein verständiger Mann eine Schrift sorgfältig untersucht, er in derselben Fehler bemerkt, die viele geschickte Leute, welche sie nicht so sorgfältig untersuchen, nicht wahrnehmen. Ich verachte also, mein Herr, ihre Meynung gar nicht, und ich werde sie allemal zu Nutzen machen, um meinen Einsichten nicht zu trauen. Aber alles, was ich aus der großen Menge derer, die dieses Werk gebilligt haben, schließe, besteht darinnen, daß, da ich die Fehler, welche sie diesem Buche Schuld geben, nicht anders, als aus Ansehen, oder Gründen, einsehen kann, ihrem Ansehen aber diese vielen Personen die Wage halten; es nicht genug ist, um mich gewiß dafür halten zu lassen, daß sich welche darinnen befinden. Ich sehe mich also genöthigt, die Sache bis zu einer ruhigen Untersuchung ihrer Gründe und Ursachen, wenn ich einige Nachricht davon erhalte, auszusetzen: Indessen will ich es dahin gestellt seyn lassen, was man von diesem Buche urtheilen soll; oder ob ich mehr auf die eine, als auf die andere Seite, hänge

ge. Es wird aber dieses niemals geschehen, ohne daß ich mich verbunden zu seyn erachte, ihre Gründe auf die aufrichtigste und uneigennützigste Art, die mir nur möglich seyn wird, zu untersuchen.

XCVIII. Brief.

Von der Verachtung der Größe, die man auch bey der Größe beybehalten soll, und von den Vortheilen des eingezogenen Lebens.

An die Frau D.***

Da ich schon lange Willens gewesen bin, das Zeugniß meiner Ehrerbiethung gegen sie bey ihnen zu erneuern; so ist es ein Glück für mich, daß ich eine so gute Gelegenheit dazu habe, als diejenige ist, welche mir die Nachricht giebt, vermöge welcher ich vernommen habe, daß der König ihren Herrn Eidam zum Abgesandten nach.. erwählt hat. Dieses Amt, welches an sich groß ist, und den Weg zu dem, was in der Welt am größten ist, bahnt, und der Titel einer Abgesandtinn, welcher ihre Frau Tochter nicht übel kleiden wird, haben mir Madame, zu allen Gedanken Anlaß gegeben, die einem Menschen einfallen können, der von allem, was sie angeht, gar sehr gerührt wird. Ich habe nicht umhin gekonnt,

kannt, sie mir vorzustellen, als ob sie schon zu... wäre, und daselbst alle ihrem Range gebührende Höflichkeiten und Ceremonien genösse. Das heißt, Madame, Gott will haben, sie soll die Welt in allem sehen, was in ihr am herrlichsten und glänzendsten ist. Man hat aber Ursache zu hoffen, er werde ihr zu gleicher Zeit die Gnade erzeigen, sie in diesem Glanze zu verachten, und bey dieser Pracht das unumgängliche Gebot zu beobachten, welches Gott an alle Christen hat ergehen lassen, die Welt, und alles, was in der Welt ist, nicht zu lieben. 1. Joh. 2, 15. Sie wird für sie vielmehr ein Bild für die Eitelkeit und Nichtigkeit alles dessen, was man in ihr am höchsten schätzt, seyn. Und wenn sie bedenkt, daß der Titel Excellenz, den man ihr geben wird, ihr keine wahre und wirkliche Excellenz, oder wahren Vorzug, giebt, und sie bleiben läßt, was sie ist; so wird sie daher Gelegenheit nehmen, desto eifriger nach einer andern wahren und gegründeten Excellenz, oder Vorzuge, zu trachten, und alles zu verachten, was an die Zeit gebunden ist, und einen Theil von der Gestalt der Welt, welche vergeht, ausmacht. 2. Cor. 7, 7. Gott, Madame, geht mit den Seelen sehr ausserordentliche Wege. Einige kommen in dem Haven um, und andere retten sich im Sturm und durch den Sturm selbst. Die verstorbene Frau von Longueville sagte bisweilen zur Prinzessinn von Conti, damit sie selig werden möchte, hätte sie müssen eine Prin-

zes-

zessin seyn. Ich hoffe auch, Madame, man werde von ihrer Frau Tochter sagen können, die Größen der Welt hätten ihr zu einer Stufe gedient, um im Himmel groß zu werden. Da sie den Anblick und Genuß der Welt mit der Verachtung und dem Hasse der Welt wird verbinden müssen; so ist dieses zwar nichts leichtes, und es ist die Wirkung einer sehr seltenen und sehr sonderbaren Gnade; und darum gestehe ich, daß die Freude, die man über solche glücklich Begebenheiten bey sich empfindet, mit viel Furcht vermischt seyn soll, und daß es wenig Gelegenheiten giebt, wo man mehr verbunden wäre, das, was David sagt, auszuüben: Freuet euch mit Zittern, Ps. 2, 11. als bey dieser Gelegenheit. Es ist aber doch auch nichts zu finden, das man nicht mit Recht von der Barmherzigkeit Gottes gegen sie, und von dem unaufhörlichen Beystande ihres Gebeths, welches sie bey dieser gefährlichen Pracht begleiten wird, erwarten könne. Ich, Madame, der ich an dem Orte, wo ich mich befinde, weiter nichts höre, als was jedermann weis, werde wenigstens den Vortheil haben, die Begebenheiten ihrer Frau Tochter mit Vergnügen aus den Zeitungen zu erfahren, und also Gelegenheit haben, so, wie ich kann, Theil daran zu nehmen. Denn es ist eine Folge des Zustandes, in welchem ich mich befinde, von den alten Verbindungen desto mehr gerührt zu werden, weil ich keine neuen mehr eingehe. Sie erstrecken sich, wie sie wissen, eben

nicht gar zu weit, und der Tod und andere Zufälle zerreißen deren täglich so viele, daß, da ich keine neuen Bekanntschaften mache, ich nach und nach fast gar niemanden mehr kennen werde. Es würde ein Glück seyn, Madame, wenn Gott den leeren Raum, den die Trennung der Geschöpfe in dem Herzen zurückläßt, ausfüllete; das geschieht aber nicht allemal. Alles, was ich sagen kann, besteht darinnen, daß ich mich an alles gewöhne; und daß, ob mir gleich die Gegenstände, die ich hier habe, nicht gar zu angenehm sind, sie mich doch in eben der Ruhe lassen, die ich anderswo genoß. Ich breche also über diesen Zustand in keine großen Klagen aus. Ich halte vielmehr dafür, mein Mittelpunkt sey, nichts zu thun, mich in nichts zu mischen, und an nichts Theil zu haben. Und ich bin gar sehr überzeugt, daß es ein großes Glück ist, so weit gekommen zu seyn. Denn man liebt entweder diese Vernichtung, und so ist man zufrieden und vergnügt; oder man liebt sie nicht, und giebt durch diese unordentliche Liebe der Handlung zu erkennen, daß man die Ruhe sehr nöthig hat. Für die, so nicht gestorben sind, schickt sich nichts besser, als ein todtes Leben. Es scheint zwar, ich würde bey dieser Art von Leben die Aenderung eines gewissen Umstandes wünschen können; ich wünsche sie aber ohne Ungeduld, und ohne heftiges Verlangen. Ich habe dafür gehalten, Madame, die Gütigkeit, die sie allzeit für mich gehabt, gäbe mir die Freyheit,

ihnen auf solche Art meine Gedanken über meinen gegenwärtigen Zustand zu sagen, und ich kann sie mit Wahrheit versichern, daß ich keine beständigere Gesinnung hege, als sie zu ehren, und allezeit mit tiefer Ehrerbiethung zu seyn, ꝛc. ꝛc.

XCIX. Brief.

Von der besondern Verbindlichkeit, welche die Priester haben, für die Kirche zu arbeiten.

Wir wollen, mein Herr, die Frage mit Stillschweigen übergehen, ob diese Worte, über welche sie sich beklagen: Ich halte ihre Ursachen für gut, wie alle diejenigen, die mir unbekannt sind, wenn sie rechtschaffene Leute überzeugen, so viel bedeuten, als ich glaubte, sie wären sehr schlecht. Vielleicht würde es ihnen schwer werden, sie in eine ordentliche und förmliche Schlußrede zu bringen, deren Schlußfolge also lautete: Diese Worte bedeuten also so viel, ich halte ihre Ursache für sehr schlecht, wie die Ursachen vieler rechtschaffenen Leute, ꝛc. ꝛc. Ich will aber, auch nicht einmal im Scherze, keinen unnöthigen Zank mit ihnen anfangen. Ich will ihnen lieber meine Gründe bekannt machen, aus welchen sie sehen werden, daß ich im Ernste, und ohne in die Hitze zu gerathen, habe sagen können: Ich halte ihre Ursa-

chen für gut, wie alle diejenigen, die mir unbekannt sind; und dennoch kann ich wirklich zweifeln, daß dieses ihnen Anlaß giebt, zu sagen, ich hielte sie für schlecht. Man kann, mein Herr, von anderer ihren Handlungen zweyerley Meynungen hegen, ohne schlechterdings davon zu urtheilen. Die eine kann man eine liebreiche Vermuthung, und die andere einen rechtmäßigen Zweifel nennen. Eine jede Handlung, die aus guten und bösen Ursachen kann seyn verrichtet worden, soll für eine solche gehalten werden, die gut ist, und auf guten Ursachen beruht, wenn es nicht gewiß ist, daß diese Ursachen böse sind. Das hindert aber gar nicht, daß, wenn sich sonst scheinbare Ursachen zeigen; welche diese Person zu etwas hätten bestimmen können, man wegen ihrer Meynung nicht einen rechtmäßigen Zweifel hegen könne. Diese beyden Urtheile sind einander nicht zuwider, oder sie sind vielmehr eigentlich gar keine Urtheile. Wer da sagt, er halte eines andern seine Ursachen für gut, ob sie ihm gleich nicht bekannt sind, der sagt wirklich, er habe kein Recht, sie zu verwerfen; und dieses Urtheil ist eine nothwendige Folge seiner Unwissenheit. Denn er soll sich nicht einbilden, daß er alle Ursachen, die ein anderer haben kann, errathen könne. Da er aber kein Recht hat, sie zu verwerfen; so ist er auch nicht verbunden, zu glauben, daß sie gut sind. Er kann daran zweifeln, und das ist der liebreichen Vermuthung, von welcher ich geredet habe, gar nicht zuwider.

Es ist also wahr, daß ich mich, in Ansehung ihrer, in der einen und der andern Gemüthsverfassung befunden habe; das ist aber durchaus nicht wahr, daß ich auch nur im geringsten verdrießlich geworden bin. Wenn sie mich nun fragen, was ich für Ursachen zu zweifeln habe; so will ich mich sehr gern gegen sie darüber erklären.

Mein Grund ist, mein Herr, dieser, daß es mit den Priestern nich so, wie mit andern Menschen, beschaffen ist, und daß sie nicht so, wie die andern, selig werden. Sie werden nicht selig, indem sie fliehen, und, indem sie sich verbergen, sich in Sicherheit setzen; sondern indem sie sich, um der Kirche zu dienen, in Gefahr begeben, arbeiten und die Seelen erretten. Sie sollen sich als verkaufte, *venumdatos*, ansehen; als solche, die sich nicht mehr angehören; und als solche, die verbunden sind, der Kirche allerley Dienste zu leisten, und allen Verstand, alle Wissenschaft, alle Einsichten, alle Gaben und Geschicklichkeiten, die ihnen Gott gegeben hat, für sie anzuwenden. Diejenigen, so kein bestimmtes Amt haben, sind von dieser Pflicht nicht frey; sondern sie sollen glauben, daß sie derjenigen ihre Schuldner sind, welche die Vorsehung zu ihnen schickt, und die zu ihnen kommen, sie um Rath zu fragen; und zwar nach allen ihren Kräften und nach allem ihren Vermögen. Der heilige Chrysostomus sagt an mehr, als einem Orte, die Seligkeit eines Bischofs bestehe darinnen, daß er seine eigene Seligkeit geringa

schätze, um andere selig zu machen; und der Herr Hamon war von diesem Gedanken so eingenommen, daß er ihn wiederholt, und allenthalben einfließen läßt. Der Herr F. ***, dessen Ausdrücke nicht allemal einen guten Sinn haben, hat sich bisweilen in meiner Gegenwart also ausgedrückt: Er hoffe selig zu werden, indem er sich in die Verdammniß stürze. Alle diese Ausdrücke sind nicht nur von den Bischöffen wahr, sondern auch von den Priestern, und vornehmlich jetzo, da die Priester sich um die Sachen bekümmern sollen, um welche sich die Bischöffe wegen ihrer vielen Beschäftigungen nicht bekümmern können. Denn die Kirche muß bleiben; und wenn sich z. B. Bischöffe keine Mühe geben, für die Kirche gute Diener au zusuchen, und in sie zu führen, so sollen es Priester thun, indem sie andern rathen, ihr zu dienen; und ich halte diesen Beruf für sehr gut, weil es jetzo keinen andern giebt.

Ich habe einen berühmten Lehrer bey einer öffentlichen Conferenz sagen hören, er wäre ein Sclav der Sorbonne, und ich wurde durch seinen Ausdruck eben nicht sonderlich erbaut; ich würde aber gar sehr erbaut werden, wenn ich einen Priester sagen hörte, er wäre ein Sclav der Kirche. Er ist für den Papst ein Ceremonientitel, wenn er sich einen Knecht der Kirche Gottes nennt. Aber alle Priester sollen ihn als einen wahren und wirklichen Titel ansehen der eine Gesinnung enthält, die unumgänglich nöthig ist.

Es ist zwar, da die Kräfte der Menschen endlich sind, ein Priester nicht verbunden, sich mit allen denjenigen, die sich zeigen, zu belästigen, noch auch allen denen, die ihn um Rath fragen, zu antworten; er soll seine Arbeit nach seinen Kräften abmessen; deswegen soll man ihn nicht verdammen, wenn er mit jemanden nicht reden will. Es ist aber dem ungeachtet wahr, daß ein jedes Kind der Kirche ein gegründetes Recht hat, ihn um Rath zu fragen; und er muß eine wahre und gegründete Entschuldigung haben, um ihn nicht zu urtheilen; und diese Verbindlichkeit ist jetzo weit größer, so wohl wegen der Seltenheit derjenigen, die wirklich geschickt dazu sind, als auch wegen der Seltenheit derer, die aufrichtig um Rath fragen. Denn die unzählige Menge Christen, die Rath nöthig haben, schränkt sich wirklich auf sehr wenig Leute ein, wenn man nur diejenigen darunter begreift, die aufrichtig um Rath fragen, und ein wirkliches Verlangen haben, dem Rathe zu folgen. Ich befürchte also gar sehr, die Entschuldigung mit der Ohnmacht möchte sehr selten eine rechtmäßige Entschuldigung seyn.

Man kann auch noch sagen, man sey nicht verbunden, alle diejenigen, die uns von unsern Freunden zugewiesen werden, für aufrichtig zu halten, und ich würde unrecht handeln, wenn ich verlangte, man solle sich in diesem Stücke nach einem Urtheile richten. Ich verlange aber dieses auch nicht; meine Forderungen bestehen nur in folgen-

den. Zum ersten glaube ich, mein Herr, man soll es für gut halten, daß ich nach meinen Empfindungen und nach meiner Einsicht rede, denn es ist mir unmöglich, anders zu handeln. Es klagt mir jemand eine Noth, und ob sie gleich wegen einer gewissen Schwierigkeit einen guten Rath nöthig haben würde; so habe ich doch das Herz nicht, diese Schwierigkeit aufzulösen, und mehrentheils habe ich Ursache zu zweifeln, daß meine Meynung diese Person beruhigen könne. Ich freue mich so gar, dieses an ihr wahrzunehmen, und mehr Zutrauen würde mich verlegen machen. Ich bin überdieses von ihrer Aufrichtigkeit überzeugt. Was kann ich also sonst thun, als ihr jemanden zu nennen; der ihr, wie ich glaube, mit Nutzen dienen kann? Hat diese Person gegründete Entschuldigungen; so kann sie sie anführen. Zweifelt sie, daß ich recht von ihr urtheile; so kann sie vorsichtig zu Werke gehen. Was aber mich anbetrifft, so sehe ich nicht, daß ich etwas anders thun kann, als daß ich nach meinem Gewissen mit ihr rede, und es demjenigen überlasse, der seine Meynung sagen soll, die Vorsichtigkeit zu brauchen, die er für nöthig, und, vor Gott, für rechtmäßig halten wird.

C. Brief.

C. Brief.

Von der Art und Weise, wie man mit den Menschen unzufrieden seyn kann.

An die Frau von Saint -- Loup.

Da sich die Mißvergnügten in Ungarn vereinigen, und eine dem österreichischen Hause fürchterliche Partey ausmachen; so dächte ich, Madame, wir vereinigten uns auch, um eine Partey auszumachen, welche man die Mißvergnügten des menschlichen Geschlechts nennen wird. Die Vergleichung ist zwar nicht gar zu richtig; es ist aber nichts daran gelegen, was geschrieben ist, ist geschrieben; und das soll mit ihrer Erlaubniß dasjenige seyn, womit ich sie in diesem Briefe unterhalten werde, den ich ihnen auf die Nachricht schreibe, die mir eine von ihren Freunden gegeben, welche mir gemeldet, sie würden es nicht übel nehmen, wenn sie einen von mir erhielten, um sich in ihrer Einsamkeit ein Vergnügen zu machen. Ich weis keine Materie, die dazu geschickter wäre, als diese, und welche eigentlicher auf den Zweck abzielte, den ich mir vorgesetzt habe. Denn was ist natürlicher und geschickter, jemanden, der sich von den Menschen abgesondert hat, zu trösten, als ihm zu sagen, er solle sie hassen. Ich rede

hier

hier von dem vollkommenen Hasse, der bey der Liebe sehr wohl bestehen kann, und welcher geschickter ist, sie zu erhalten, als sie zu vernichten. Man muß zu dem Ende zuvörderst dasjenige absondern, was von Gott in den Menschen ist, ihre Liebe, ihre Tugend, die Gnaden, die sie von Gott können erhalten haben, und welche wir niemals zum Gegenstande unserer üblen Laune machen müssen. Was aber das übrige anbetrifft, so überläßt es die Schrift unserer Abneigung, weil sie haben will, wir sollen es in der Classe desjenigen setzen, was sie Eitelkeit der Eitelkeiten nennt. Es würde viel zu weitläuftig werden, wenn ich in einem Briefe die ganze Welt in ein bloßes Geschrey bringen wollte. Ich werde mich also in weit engere Gränzen einschränken, und ihnen nur eine Abschilderung von dem Leben, welches ich hier führe, und von den Leuten, die nahe oder fern um mich herum sind, machen.

Ich kann es ihnen mit einem Worte beschreiben, wenn ich ihnen sage, daß es eine vollkommene Einsamkeit ist, aber nicht etwan eine äußerliche, sondern eine innerliche, welche darinnen besteht, daß ich niemanden finde, mit welchem ich eine Vereinigung der Einsichten und der Meynungen zu haben hoffen könnte. Ich muß also alle meine Gedanken in mich einschließen, und diejenigen anhören, die man mir sagt, und welche die seltsamsten von der Welt sind. Es sind mehrentheils falsche und oftmals ketzerische Grundsätze, welche die Leute auf den Straßen aufleſen, die sie

nie-

niemals untersuchen, und nach welchen sie doch ihren Lebenswandel einrichten. Man würde sich vergebliche Mühe machen, wenn man es bey ihnen dahin bringen wollte, daß sie daran zweifelten. Um daran zu zweifeln, muß man seine Gedanken darauf richten, und einigermaßen zusammenhängend darüber urtheilen; das thun sie aber niemals. Es ist also kein anderes Mittel, als sie zu lassen, wo sie sind, und vom Regen und guten Wetter zu reden. So steht es um mich, Madame, und dieser Zustand, den ich beschreibe, ist nicht etwan ein ausserordentlicher. In welcher Gesellschaft man auch immer lebt, so kann man in derselben anmerken, daß fast ein jeder seine besondern Gedanken und Urtheile hat; wenig Leute haben einerley Einsichten, und noch weniger einerley Neigungen. Der größte Haufe sucht in dem Umgange mit andern seinen Nutzen oder sein Vergnügen; und fast gar keine gehen mit andern in der Absicht um, ihnen einen geistlichen Nutzen zu verschaffen, oder selbst einen davon zu haben. Wir sollen es nicht bedauern, Madame, daß wir den Umgang aller derjenigen entbehren müssen, welche zu uns kommen, wie sie in die Comödie gehen. Nur die Entbehrung des Umganges sehr weniger verständiger und uns gewogener Freunde würde man einigermaßen mit Recht beklagen können. Aber, unter uns gesagt, wie klein ist nicht ihre Anzahl? Ist nicht die Liebe dieser Welt oftmals dergestalt mit Asche bedeckt, daß, wenn sie sich ja innerlich erhält, sie

doch

doch äußerlich keine Wärme von sich giebt? Mit wie viel Dornen ist sie nicht oftmals umgeben? Und wie oft ist nicht zu befürchten, diese Dornen möchten uns verletzen, und uns gefährliche Wunden verursachen? Es ist also bisweilen eben so gut, von seinen Freundeu getrennt, als mit ihnen verbunden zu seyn; weil es schwer ist, daß dieser Umgang nicht verschiedene Meynungen hervorbringt, und weil unter den Rechtschaffensten fast niemand zu finden ist, der sich zu mäßigen wüßte, wenn er nicht eben die Einsichten hat, welche andere haben. Ein jeder will dem andern überlegen seyn, und läßt es nicht dabey bewenden, daß er eines andern seine Einsichten tadelt, und sie für falsch ausgiebt; sondern er behauptet auch, der Irrthum, den er ihr zuschreibt, habe seinen Grund im Herzen, und man will fast allemal den Nutzen und Vortheil errathen, um dessentwillen er thut, was er thut. Sie werden sagen, wozu dient alles dieses? Den Schluß zu machen, daß es kein großes Unglück ist, allein zu seyn, von den Menschen abgesondert zu seyn, und daß vielleicht mehr Böses, als Gutes, in der Gesellschaft derjenigen zu finden ist, die sonst hochzuschätzen sind, und die wir bey allen den Dornen, die uns verletzen, lieben und hochschätzen sollen. Sie denken ohne Zweifel bey sich selbst, derjenige, welcher so redet, ziele damit auf einen oder auf eine. Sie rathen nicht übel; sie sollen aber zufrieden seyn, wenn ich ihnen sage, daß dieser eine weder sie sind,

noch

noch diejenigen, die sie kennen, und daß sie an meiner üblen Laune keinen Theil haben. Das schlimmste ist, Madame, denn ich muß auch dieses noch hinzusetzen, daß man niemals versichert seyn kann, daß man bey diesen Streitigkeiten Recht hat. Denn man kann wohl versichert seyn, daß man weder im Grunde, noch in der Art und Weise, Unrecht hat; es giebt aber noch ein anderes mehr inneres Unrecht, in Ansehung dessen man sich vor Gott niemals vollkommen rechtfertigen kann, welches man aber doch allemal zu befürchten Ursache hat. Es kann sich nämlich gar wohl zutragen, daß Leute, welche falsch urtheilen, die sich in ihren Urtheilen, und welche so wohl im Grunde, als auch in einer jeden Art, augenscheinlich unrecht haben, dennoch im Grunde des Herzens ein großes Feuer der Liebe haben, welches alles dieses vor Gott entschuldigt, und es vor seinen Augen zudeckt, nach den Worten, da es heißt, die Liebe bedeckt die Menge der Sünden; und daß eine Person, die im Grunde, und in der Art und Weise, Recht, und ganz augenscheinlich Recht hat, dennoch weit mehr Unrecht hat, als diejenigen, von welchen ich geredet habe, weil sie weniger Liebe, und mehr Erbitterung des Gemüths haben, und ihr Verdruß und Widerwille von längerer Dauer seyn wird. Es ist also, Madame, in der Welt alles elend, weil es sogar ein Elend und eine Versuchung ist, in ihr gar zu sehr Recht zu haben; und ich habe große Ursache sie anzu-

treiben, mit ihr unzufrieden zu seyn, wenn sie sich nur auch mit in diese Unzufriedenheit einschließen; denn es ist nur alsdenn erlaubt, mit andern unzufrieden zu seyn, wenn man es noch mehr mit sich selbst ist.

CI. Brief.

Was hartnäckig heißt

An die Frau von Saint-Loup.

Was soll ich ihnen, um sie zu erbauen, sagen, da sie, wenn es ihnen beliebt, zu den Quellen der Erbauung gehen, und so viel daraus trinken, daß sie ihren Freunden etwas davon mittheilen sollten, wo nicht als Quelle, doch wenigstens als Canal? Es ist wahr, daß in ihren Briefen etwas davon zurückbleibt, und wer recht geistlich gesinnt wäre, würde in ihnen genug davon antreffen. Ob ich es gleich nicht gar zu sonderlich bin; so finde ich doch viel davon darinnen. Heißt es nicht die Demuth in ihnen ausüben, wenn sie gestehen, daß sie gern Recht haben möchten? Denn das heißt zu gleicher Zeit gestehen, daß sie nicht allemal Recht haben; weil nichts weniger vernünftig ist, als sehr zu verlangen, daß man glauben möge, wir hätten Recht, und sich

ein-

einzubilden, Recht zu haben. Das macht einen jeden unverbesserlich. Denn der erste Schritt sich zu bessern, ist, überzeugt zu seyn, daß man Unrecht habe; und der erste Schritt, sich davon zu überzeugen, ist, recht zu glauben, daß man Unrecht haben kann. Hierinnen besteht, Madame, der rechte Unterschied unter den Hartnäckigen und denen, die es nicht sind. Einige halten alle diejenigen für Hartnäckige, die nicht ihrer Meynung sind, und welche, da sie sich in den Besitz der Wahrheit setzen, nicht glauben, daß man ihnen etwas ohne Hartnäckigkeit streitig machen könne. Aber dieser Begriff ist sehr falsch. Es ist eigentlich keine Hartnäckigkeit, wenn man nicht eines andern seiner Meynung ist. Wenn man Ursache hat, es nicht zu seyn; so ist man zu loben, daß man seiner Meynung nicht beypflichtet. Und wenn man sich irret; so ist es ein Irrthum des Verstandes. Es ist aber allemal ein Zeichen der Redlichkeit, wenn man aufrichtig bekennt, man sey von dieser Meynung nicht überzeugt. Was heißt denn also hartnäckig seyn? Es heißt, Madame, bey seiner Meynung bleiben, sie mag wahr oder falsch seyn, so daß man sich einbildet, nicht unrecht haben zu können, und sich auch nicht einmal die Mühe giebt, die Ursachen derer zu untersuchen, welche überzeugt sind, daß wir uns irren. Es heißt, es übel nehmen, wenn uns widersprochen wird, und sich einbilden, wenn man unsere Meynung bestreite, so bestreite man die Vernunft

selbst. Mit ihnen ist es, Gott sey Dank! so weit nicht gekommen. Man kann ihnen gar wohl widersprechen, wie sie auch so gar Prinzessinnen sehr gut widersprechen können, und ihnen niemals einen Fuß breit weichen. Sie wollen also, ohne hartnäckig zu seyn, recht haben. Und ich glaube, wenn man sich darwider setzen wollte; so würde man es bisweilen bey ihnen dahin bringen, daß sie gestünden, sie hätten nicht allemal recht. Und wenn sie Fürstinnen nicht nachgeben, welches ich für sehr lobenswürdig halte; so würden sie doch dem Rechte nachgeben. Es ist mir also diese ihre Liebe, Recht zu haben, nicht gar zu sehr zuwieder, weil sie es leiden kann, daß man ihr widerspricht, und ich mir so gar die Hoffnung machen kann, sie zu überzeugen, wenn es Gelegenheit giebt, es zu thun. Und das werde ich einmal in Ansehung einer gewissen Materie thun, über welche wir, wie ich glaube, verschiedene Gedanken haben. Ich bin ꝛc.

CII. Brief.

Ueber eine Beurtheiluug seiner Schrift wider die Comödie.

An die Frau de La F.***

Ich werde mir, Madame, die Freyheit nehmen, mich von ihrer Beurtheilung auf eine andere zu berufen; welche Hochachtung ich sonst auch immer für ihre Meynungen habe; es wird aber auf die Art geschehen, die man bisweilen Urtheile nennt, welche man für nicht gar strenge hält. Es hatte in der That keinen sonderlichen Anschein, die Beurtheilung eines so fehlerhaften Werks in drey Anmerkungen zu bringen; und man kann sagen, eine gänzliche Nachsicht würde der Gefälligkeit weniger verdächtig gewesen seyn, als eine so gelinde Beurtheilung. Wenn ich einmal, wegen einer zweyten Auflage, über dieses Buch einiges Recht bekomme; so werde ich härter mit ihm verfahren. Und ich weis nicht, wie weit die Verbesserung gehen möchte, die ich darinnen würde vornehmen können, wenn ich Zeit genug dazu hätte, so vielerley giebt es zu beobachten, wenn man die Nachlässigkeit der Schreibart vermeiden will. Ich weis, daß man mich mit Grunde wird fragen können, warum ich es nicht eher gethan hätte,

und ich weis hierauf weiter nichts zu antworten, als daß, da dergleichen Schriften niemals waren aufgesetzt worden, um gedruckt zu werden, man sich wegen der angezeigten Ursachen in der Eil dazu entschloß; und daß, da ich mit andern Sachen gar sehr beschäftigt war, ich es dabey bewenden ließ, daß ich sie sehr flüchtig nochmals durchlas, indem ich dabey besonders auf die Sachen sah. Da ich nun keiner doppelten Aufmerksamkeit fähig bin; so habe ich mich gewundert, wie viel nicht gar zu richtige Ausdrücke mir entwischt sind. Ich kann also weiter nichts thun, als kluge Leute zu bitten, nichts davon zu sagen, und diesen Ausdruck, unter der Begünstigung der allgemeinen Nachsicht, so hingehen zu lassen. Ein andermal wird man besser Achtung geben, wenn man Zeit dazu hat; und wenn man keine hat, so wird man es sich gefallen lassen, wenn man hört, man schreibe schlecht, welches eben kein gar zu großes Unglück ist. In Ansehung der drey Anmerkungen, die in ihrem Briefe enthalten sind, will ich mich nur bey derjenigen aufhalten, welche die Verse des Cid betrifft, da die beyden andern keinem Zweifel unterworfen sind, weil sie nur von dem Gebrauche abhängen. Es scheint, als ob sie in Ansehung dieser Verse wünschten, ich möchte nicht ihrer Meynung seyn, und Mittel finden, sie zu vertheidigen. Da sie aber durch mehr, als einen allerhöchsten Urtheilspruch, welcher in dergleichen Sachen gefällt worden, verdammt sind, warum

sollte ich es mir nicht gefallen lassen? Ich will ihnen nur sagen, Madame, daß sie mir Gelegenheit gegeben haben, die verschiedenen Einsichten zu bewundern, welche kluge und verständige Leute haben können. Denn ich habe einige gesehen, welche die Anführung dieser Verse gerade aus eben der Ursache vertheidigten, aus welcher sie andere mißbilligten, und darinnen besteht, weil diese Verse gemeiniglich als solche sind lächerlich gemacht worden, die einen niederträchtigen und groben Stolz vorstellen, woraus die einen schließen, die Anführung dieser Verse tauge nichts, und die andern, sie wäre gut. Die Ursachen, welche die erstern haben können, sind ihnen zur Gnüge bekannt, und ich darf ihnen nur die Ursachen der letztern bekannt machen, welche in einigen Anmerkungen bestehen.

Die erste ist, daß ein großer Unterschied unter dem Stolze ist, wie er beschaffen ist, wenn er sich äußerlich durch die Worte zu erkennen giebt, und eben dem Stolze, wenn er sich in dem Innern des Herzens verbirgt. Wenn er sich äusserlich wahrnehmen läßt; so verbirgt er sich gemeiniglich, damit sich niemand daran stoßen möge. Aber dergleichen Verbergungen finden im Herzen nicht statt, wo die Bewegungen ganz rein und unvermischt, und nicht mit den Decken umgeben sind, welche sie entlehnen, wenn sie sich äusserlich zeigen.

Hieraus folgt, daß man den Stolz, der sich durch die Worte zu erkennen giebt, ganz anders

vorstellen muß, als den Stolz, der im Herzen bleibt. Den einen muß man zu, und den andern aufdecken. Die feinsten Ausdrücke sind für den ersten die besten, und die gröbsten für den andern, weil sie ihn in seiner natürlichen Heßlichkeit besser zu erkennen geben.

Die andere Anmerkung ist diese, es ist eine gewöhnliche Figur, die Leute nach ihren innern Bewegungen reden zu lassen, und also nicht das auszudrücken, was sie sagen, sondern was sie denken, oder vielmehr, was sie im Herzen haben, welches Gelegenheit giebt, ihnen Reden zuzueignen, welche lächerlich seyn würden, wenn sie sie wirklich brauchten. So läßt die Schrift, welche das Muster der vollkommensten Beredsamkeit ist, die Gottlosen im Buche der Weisheit sagen: Wir wollen den Gerechten zu hintergehen suchen, weil er uns schadet, weil er unserm Werke zuwider ist, und uns unsere Sünden vorwirft. Es ist uns so gar schon verdrießlich, ihn zu sehen, weil sein Leben von dem unsrigen unterschieden ist. Es giebt zwar keine Gottlose, die mit andern so reden; sie würden aber so reden, wenn sie nach dem Innern ihres Herzens redeten, welches uns diese Worte vorstellen.

Es darf nur noch eine dritte Anmerkung zu diesen hinzugesetzt werden, um dasjenige anzuzeigen, was man daraus schließen will. Sie besteht darinnen: Daß die beyden Verse des Lid nur sind lächerlich gemacht worden, weil sie einen

sehr

sehr groben, unhöflichen und gar zu wenig bemäntelten Stolz vorstellen; so sind sie auch eben deswegen sehr geschickt, den innern Stolz auszudrücken, wie er im Innersten des Herzens ist, wo er sich nicht verbirgt. Nun ist dieses gerade der Gebrauch, den man davon hat machen wollen. Man wollte hier nicht dasjenige ausdrücken, was man wirklich sagt, wenn man eifersichtig und verdrießlich ist; sondern den innern Verdruß vorstellen, den man empfindet, wenn man uns jemanden wegen seiner Verdienste vorzieht. Man mußte also simple und grobe Ausdrücke brauchen, in welchen sich der Stolz ganz rein und ohne Verstellung zeigte, wie er in diesen beyden Versen erscheint.

Das ist es ungefähr, Madame, was man hiervon sagen kann. Wenn aber auch gleich alles dieses gegründet wäre; so würde es doch demjenigen keine Genüge thun, was man wider die Anführung dieser Verse sagen kann. Denn es ist allemal ein Fehler, wenn man durch so gesuchte Ursachen muß gerechtfertigt werden, weil es weit mehrere giebt, die diesen ersten Eindruck, der ihnen anstößig ist, empfinden können, als es solche giebt, welche entweder Verstand oder Geduld genug haben, die Ursachen einzusehen, welche diesen Eindruck würden vertreiben können.

Ich trage also kein Bedenken, mich zum wegstreichen zu entschliessen, und ich habe ihnen nur die Ursachen derer, die diesen beyden Versen nicht

so zuwider waren, und nur deswegen angezeigt, weil sie in ihrem Briefe einigermaßen zu erkennen gaben, sie möchten gern wissen, was man davon sagen könnte. Wenn diese Befriedigung an sich selbst klein und geringe ist; so kann man sie doch, in Ansehung meiner Gesinnung, für etwas rechnen. Denn ich bin in dergleichen Sachen so ausserordentlich träge, daß ich, anstatt eine mit Recht getadelte Stelle, wie diese ist, behaupten zu wollen, das ganze Buch eher dem ungerechtesten Tadel überlassen, als mir die Mühe, es zu vertheidigen, nehmen werde.

CIII. Brief.

Von dem von der Welt abgesonderten Leben; daß es angenehm wird, oder daß uns die Beschwerlichkeiten, die man dabey empfindet, nützlich sind.

An die Frau von Saint-Loup.

Ich wußte in der That nicht, Madame, wem ich ihr Stillschweigen zuschreiben sollte. Ich hatte aber, ohne die Ursache desselben zu errathen, das Herz nicht, es zu unterbrechen. Ich hatte mich indessen sehr genau nach einem Theile von ihren Begebenheiten erkundigt, von welchen mich

die letzte wegen aller andern tröstet. Es giebt Leute, die Gott gewissermaßen zwingt, glückselig zu seyn. So elend die Welt auch immer ist, so würde sie doch noch Kräfte genug haben, uns zurücke zu halten, wenn uns Gott nicht wider unsern Willen von ihr abzöge, um uns in einen Stand der Freyheit zu setzen, den wir nicht genugsam lieben. Zum Unglücke fällt dieses Glück nicht deutlich in die Augen, und ist so gar mit einem gewissen Eckel und Widerwillen verbunden. Wenn man aber nur das Herz hat, sich ein wenig darwider zu sträuben; so werden auch dieser Eckel und Widerwille selbst von keiner langen Dauer seyn; und man kömmt, ohne das andere Leben zu erwarten, schon in diesem gar leicht in einen Zustand, in welchem man an einem andern keinen Geschmack mehr finden kann. Da die halbe Einsamkeit, in welche sie sich, als sie die Welt verlassen, begeben, die Wirkung gehabt hatte, daß das Weltleben ihnen würde unerträglich geworden seyn, ich meyne das Leben des Spiels, der lustigen Gesellschaften ꝛc. so wird sie auch dieses neue Leben, wenn sie es nur ein wenig werden gewohnt seyn, gar bald von dem Leben der Unterredung und beständigen Besuche abziehen, wo uns unzählige Leute unser kostbarestes rauben. Man muß sich nicht einbilden, daß so viel Dinge erfordert werden, unsere Zeit und unsern Verstand auszufüllen. Er nährt und ergötzt sich so gar an allem, wenn er dazu genöthigt ist. Nur die Hoffnung etwas angenehmers

zu genießen, macht ihm das, was er in seiner Gewalt hat, eckelhaft. Die lange Weile und der daraus entstehende Verdruß ist eine Krankheit, von welcher man in allen unsern kleinen Städten nichts weis, weil in denselben ein jeder in seinen Stand gedrückt und geschlichtet ist, und keine Gelegenheit hat, in einen bessern zu kommen.

Oftmals wird man auch verdrießlich, weil man nicht weis, was man zu thun hat, und so wohl von dem christlichen Leben überhaupt, als auch von dem bußfertigen Leben insbesondere, keinen sonderlichen Begriff hat. Aber denen, die von der Menge der Schulden, die sie zu bezahlen, und von Wunden, die sie zu heilen haben, nur einigermaßen überzeugt sind, wird die Zeit selten zu lang. Und wenn sie ihnen lang wird, so nehmen sie diese Strafe ganz gelassen als eine solche, die sich sehr gut für sie schickt, und als ein Kennzeichen der wenigen Einsicht, die sie haben, an. Denn wenn eine Seele recht gerührt ist; so hat sie andere Beschwerlichkeiten, aber die Beschwerlichkeit der langen Weile und des daraus entstehenden Verdrusses hat sie nicht. Sie haben ehemals ein junges Frauenzimmer bey sich gesehen; welches sie um meinetwillen wohl aufnahmen. Sie ist, als sie fast noch ein Kind war, nur zwey Jahre in der Welt gewesen; denn sie hat sie noch vor ihrem siebenzehenten Jahre verlassen. Indessen versichere ich sie, daß die Bußempfindungen, die sie deswegen hat, und welche mehr zu als abneh-

nehmen, sie nicht leicht verdrießlich werden lassen, ob sie gleich auf einem Wege geht, auf welchem ihr die Person, die sie so sehr loben, schwerlich würde folgen können. Es ist zwar die Buße dieser Person so ausserordentlich, daß man verwegen handeln würde, wenn man sie nachahmte. Aber dieses giebt allemal zu erkennen, daß der aus der langen Weile entstehende Verdruß von dem Mangel der Einsicht und des Gefühls herkömmt, und daß man ihn also nicht nur ertragen, sondern sich auch deswegen demüthigen soll; und daß er eben deswegen nützlich ist, weil er uns zu erkennen giebt, was wir sind, und uns das Zutrauen zu uns und das Wohlgefallen an uns benimmt. Ich muß meine Predigt mit dieser Seite schließen, und sie von der Ehrerbiethung versichern, mit welcher ich bin, ꝛc. ꝛc.

Briefe

Briefe

des Herrn Abt zu la Trappe

an den Herrn Nicole,

in welchen er ihm für seine Schriften dankt.

Man hat geglaubt, man müsse hier einige Briefe des Herrn Abt zu la Trappe, an den Herrn Nicole, beyfügen, weil man sie als Billigungen und Gutheißungen ansehen kann, die von sehr großem Gewichte sind, weil sie von einem so berühmten Manne herkommen, der so geschickt ist, von erbaulichen Schriften zu urtheilen.

Erster Brief.

Ich will es ihnen nicht verhölen, mein Herr, daß ich eine ganz besondere Freude darüber gehabt habe, daß sie mir die Ehre angethan, wegen des Buchs, welches ich ihnen überschickt, an mich zu schreiben. Denn obgleich die gütige Gesinnung, die sie gegen mich hegen, an dem, was sie mir davon schreiben, einigen Antheil haben kann; so bin ich doch überzeugt, daß sie ganz aufrichtig handeln und glauben müssen, daß dieses Werk einigen

gen Nutzen haben könne, weil sie mir es sagen; und daß ich also Ursache habe, zu hoffen, daß ich mich nicht ganz und gar geirrt; als ich es übernommen, und daß unter denen, die es lesen werden, einige seyn können, die sich daraus erbauen, welches meine einzige Absicht dabey gewesen ist.

Indessen muß ich ihnen sagen, daß sie gar zu vortheilhaft von mir urtheilen. Denn es kann sich gar wohl zutragen, daß, ob ich gleich die Sache aus reinen Bewegungsgründen und Absichten angefangen, und weder einen bösen Grund, noch auch einen bösen Zweck dabey gehabt habe, ich mich doch in Ansehung unzähliger Umstände geirrt habe, weil ich weder so sehr auf meiner Hut gewesen bin, noch ein so großes Mißtrauen in mich gesetzt habe, als ich hätte thun sollen. Das ist, mein Herr, ein aufrichtiges Bekenntniß, welches sie bewegen soll, Mitleiden mit mir zu haben.

Uebrigens muß ich ihnen sagen, daß ich es als eine ganz besondere Vorsehung angesehen, daß sie sich entschlossen haben, uns die letzten moralischen Versuche zu liefern, und ich kann nicht zweifeln, daß es ihnen Gott eingegeben. Sie haben in denselben die wichtigsten und unbekanntesten evangelischen Wahrheiten erklärt. Die Folgerungen und Schlüsse, die sie daraus ziehen, sind so genau bestimmt und so natürlich, daß es unmöglich ist, daß sie nicht überzeugen und eindringen, wenn sie keine steinernen und eisernen Herzen antreffen. Sie haben sich darinnen nach denen ge-

richtet, bey welchen sie haben Nutzen schaffen wol-
len; und sie erreichen ihren Zweck. Ich bewun-
dere es, wenn sie die Regeln und Lehren mit dem
Leben und Verhalten der Menschen vergleichen, wie
augenscheinlich sie zeigen, daß fast niemand gefun-
den werde, der von diesen Wegen nicht abwiche,
ohne welche kein Heil ist. Niemand wird den
Entschluß mißbilligen, den sie aus Demuth gefaßt
haben, die Schriften des Herrn H. *** heraus-
zugeben. Es ist nicht zu läugnen, daß vortreffli-
che Wahrheiten und Gedanken darinnen enthal-
ten sind. Indessen halte ich dafür, sie sollen, nach-
dem sie so wenig, als ihnen möglich ist, ausge-
ruht haben, ihre gewöhnliche Beschäftigungen wie-
der vornehmen, und uns dasjenige vollends lie-
fern, was man nun von ihnen erhalten kann, ich
will sagen in Absicht auf den Charakter und die
Art zu schreiben. Und in der That man würde
gar zu viel verlieren, wen sie es dabey bewenden
ließen. Lassen sie mir die Gerechtigkeit wiederfah-
ren, mein Herr, und glauben sie, daß ich mit
aller möglichen Hochachtung und Ehrerbiethung
ihr unterthänigster und gehorsamster Diener bin,

den 9. May, 1679.

F. Armand Johann,
Abt zu la Trappe.

Wenn die Bücher, deren Sie, mein Herr,
gegen mich gedenken, herauskommen; so wer-
de

de ich sie aufmerksam lesen, und ihnen meine Gedanken davon sagen, ob ich gleich glaube, daß ich gar nicht im Stande bin, davon zu urtheilen.

Zweyter Brief.

Ich habe, mein Herr, das letzte Buch, welches sie herausgegeben, und mir überschickt haben, erhalten. Es enthält eine Fortsetzung des Unterrichts, den, wie ich versichert bin, ein jeder mit Ungeduld erwartet hat. Man muß Gott bitten, daß er denen, die ihn lesen werden, die Gnade erzeige, Nutzen davon zu haben, und ihnen genugsame Gesundheit verleihe, um fortzufahren, uns die Einsichten mitzutheilen, die er ihnen zu einer Zeit gegeben hat, wo man sagen kann, die guten Lehren wären seltner, und die Finsternisse dicker und ausgebreiteter, als jemals. Ich bin ihnen, mein Herr, unendlich für die Ehre verbunden, die sie mir dadurch erwiesen, daß sie an mich gedacht haben, und ich bitte sie, zu glauben, daß ich mit aller Erkenntlichkeit und aller möglichen Hochachtung ihr unterthänigster und gehorsamster Diener bin,

den 23 December,
1687.

F. Armand,
Abt zu la Trappe.

Dritter Brief.

Ich habe, mein Her, ihre letzten Schriften mit allem Danke und mit meinen gewöhnlichen Empfindungen erhalten. Da sie den Lohn dafür nicht von Seiten der Menschen, sondern von Seiten Gottes erwarten; so wollen wir ihn bitten, daß er ihnen das, was sie uns in so reichem Maaße und mit so vielem Segen geben, hundertfältig vergelten möge. Es ist allen rechtschaffenen Leuten sehr viel daran gelegen, daß Gott eine Gesundheit und ein Leben erhalte, welches sie ganz zum Nutzen der Kirche und zum Unterrichte derer, die ernstlich an ihre Seligkeit denken wollen, anwenden, indem sie ihnen die Wahrheiten, welche sie befolgen sollen, so rein und deutlich bekannt machen, um mit Nutzen und gutem Erfolge daran zu arbeiten. Seyn sie versichert, daß niemand an dem, was sie angeht, mehr Antheil nimmt, als ich, und daß man zu der Aufrichtigkeit und Hochachtung nichts hinzusetzen kann, mit welcher ich ihr unterthänigster und gehorsamster Diener bin,

den 22. April,
1689.

F. Armand,
Abt zu la Trappe.

Vier-

Vierter Brief.

Ich habe, mein Herr, die letzten Schriften des Herrn H. * * * erhalten, und nachdem ich sie gelesen, so muß ich gestehen, daß sehr wichtige Wahrheiten, sehr heilige Lehren, und solche Gedanken darinnen enthalten sind, die nur von einem tiefdenkenden Manne herkommen können, und besonders in dem, was die Vergleichungen betrifft, die er von der Schriftstelle hergenommen hat: *Mulierem fortem quis inveniet*?

Wenn indessen, mein Herr, die Frage ist, ob sie die noch übrigen Schriften dieses Mannes vollends in die Ordnung bringen, und so gar verbessern, oder ob sie ihre moralischen Versuche über die Schrift fortsetzen sollen; so trage ich kein Bedenken, ihnen zu sagen, daß die letztere von diesen Beschäftigungen den Vorzug vor der ersten haben soll. Die erste ist nützlich; aber die andere ist, meiner Meynung nach, noch weit nützlicher; und das Publikum würde unendlich viel verlieren, wenn sie ihre angefangene Arbeit nicht vollendeten. Man kann sagen, daß sie für einen jeden geschrieben haben; die Großen, die Kleinen, die Gelehrten und die Ungelehrten finden ihre Rechnung dabey, und, die Wahrheit zu sagen, es sind darinnen so nöthige, aber so nachdrückliche

und so kräftige Lehren enthalten, daß ich nicht weis, warum sie nicht sind befolgt worden. Sie sind einmal bey der Lust und im Besitze, zu sagen, was ihnen gefällt, und die Welt nimmt alles, was von ihrer Hand kömmt, mit allgemeiner Erbauung an. Es ist ein Lauf, den man, meines Erachtens, nicht aufhalten und unterbrechen darf. Gott hat ihnen in diesem Stücke eine so sonderbare Gnade erwiesen, daß ich glaube, es sey niemand zu finden, der ihnen nicht sage, sie sollten ihr folgen. Es giebt so wenig Leute, welche den Sinn der Schrift erklären können, daß man nicht zweifeln soll, daß diejenigen, welche diese Gabe in dem Grade, wie sie, empfangen haben, nicht verbunden wären, sie zu nutzen und zu brauchen. Sie müssen überzeugt seyn, daß es ein Pfund ist, von welchem sie dem, der sie damit begnadigt hat, werden Rechenschaft geben müssen. Bishero haben sie es auf eine Art gethan, die ihr Gewissen nicht beschweren wird.

Ich bitte Gott, mein Herr, daß er ihre Gesundheit erhalten, und fortfahren wolle, Sie alle Anfälle, von welchen sie angegriffen wird, überwinden zu lassen. Ich bitte sie, zu glauben, daß niemand mehr Theil daran nehmen kann, als ich daran nehme, und daß auch niemand mit mehrerer Aufrichtigkeit und Hochachtung ist, als

ich

ich bin, ihr unterthänigster und gehorsamster Diener,

F. Armand,
Abt zu la Trappe

Den 20. August,
1689.

Fünfter Brief.

Ob man gleich, mein Herr, gewohnt ist, in dem, was von ihren Händen kömmt, alles zu finden, was darinnen seyn soll, und man nur wünschen und verlangen kann; so gestehe ich ihnen doch, daß ihr letztes Werk die Erwartung übertrifft. Sie erklären das Wort Gottes so rein, und mit so vieler Salbung, Einsicht und Deutlichkeit, daß es nur auf uns ankömmt, es auf eine heilige und nützliche Art zu brauchen, und von dem, was uns der heilige Geist sagt, Nutzen zu haben. Ich erkundige mich, mein Herr, oftmals bey allen denen nach ihnen, die mir einige Nachricht von ihnen geben können; und ich höre mit dem größten Mißvergnügen, daß sich ihre Gesundheit in keinem gar zu gutem Zustande befindet. Es vergeht kein Tag, da ich nicht Gott bitte, daß er sie ihnen erhalten wollen. Seyn sie versichert, daß niemand, er sey, wer er wolle, mehreren Antheil daran nimmt, als ich. Ich danke ihnen tausend-

mal für die Merkmale, die sie mir von ihrem Andenken an mich gegeben haben, und ich bitte sie gar sehr, versichert zu seyn, daß ich mit aller möglicher Hochachtung und Aufrichtigkeit bin, ihr unterthänigster und gehorsamster Diener,

F. Armand,
Abt zu la Trappe.

Den 26 October,
1689.

Nichts ist schöner und dringender, als was sie wider den Jurieu geschrieben haben, und ich glaube nicht, daß er darauf antworten, und es wagen wird, wider so deutliche und so überzeugende Beweise schlechte Gründe vorzubringen.

Ende
der Briefe des II. Bandes.

Verzeichniß

der Hauptmaterien, so in diesem zweyten Bande enthalten sind.

A.

Abgarus. Richtigkeit einer Begebenheit mit ihm Seite 243 - 247.

Amt. Man liebe die Aemter nicht; doch hasse man sie auch nicht. 41.

Armuth. Nutzen des Gelübds der Armuth. 63.

Arnauld. (Hr.) Ueber seine Abhandlung von dem Manuscripte der vier Evangelien zu Cambridge 235 - 237. Von dessen Kritik über den Vorbericht des Hrn. Dubois 238 - 242 Er glaubte allemal, wenn man nur die Wahrheit sage; so könne man sich dadurch nicht beleidiget finden 239.

Ausdrücke (zu weit getriebene) 210. Was einen Ausdruck fehlerhaft macht 211.

Verzeichniß

B.

Begeben in die Stille (jährliches) 123. Vortheile eines entfernten stillen Lebens 315 - 331. es wird angenehm, oder die Beschwerlichkeiten, so man dabey empfindet, sind nützlich. 328.

Beichtvater. Bey den Ausübungen der Tödung des Fleisches soll man ihrem Rathe folgen. 80.

Beredsamkeit. Worinn sie besteht 232. Muster von der vollkommensten Beredsamkeit 326.

Besessene. Vorschriften für eine vom Satan besessene Person. 265.

Betrachtung. Der Mensch hat sie durch die Sünde verlohren. 10.

Betriegen. Was man thun muß, um sich bey der Verschiedenheit der Meynungen nicht selbst zu betriegen. 148.

Bossuet (Hr.) Bischoff von Meaux. Lob seiner Einleitung in die allgemeine Weltgeschichte 226. Ueber seine vierte Nachricht 237.

Bourignon (Antonia) 169.

Bücher. Es ist nützlich, daß man von Religionsmaterien auf verschiedene Art schreibe 299-300.

C.

Cartesius. Was an seiner Weltweisheit am gewissesten ist 186.

Cellen der Nonnen. Von ihrer Abschaffung 127.

Chri-

Christen. Die ersten Christen nahmen in allen ihren Nöthen ihre Zuflucht zum Evangelium 281.

Cistercienser. Verschiedene Vorschriften, um eine gute Ordnung bey ihnen einzuführen 292 u. f. f.

D.

Demuth. Um uns darin zu erhalten läßt Gott alles in einiger Ungewißheit und Dunkelheit 42, 43. Sie ist das kräftigste Mittel, den Teufel zu verjagen 284.

E.

Einbildung ist ein schlechter Richter von dem Guten und Bösen 266.

Evangelium. Man soll es immer in Handen haben. Sieh Christen

F.

Fehler können bey einem wahren Verlangen zur Seligkeit bestehen 89 - 92.

Fragen (neugierige) aus der Gotteegelehrtheit und Weltweisheit verdienen nicht, daß man sich wegen ihrer Aufklärung Mühe gebe 202.

Frauenvolk soll Schleier tragen 248 es ist dieses ein alter Brauch 249.

Frauenzimmer (junge). Rath zu ihrer Erziehung 71. sind immer voll Leidenschaften 71. wie diese zu verbessern sind 80. sollen Schleier tragen, 248. Es ist ein sehr alter Brauch 249.

Verzeichniß

Freunde, Freundschaft. Beharrliche Freundschaft ist ein großes Merkmal der Liebe 77. Streitigkeiten, so unter Freunden vorfallen 153 - 158. Sieh Liebe.

Frömmigkeit. Worinn die wahre Frömmigkeit besteht 228.

Fron'eichnam bewahrt vor dem Tode 28. Sieh Weltweisheit. Anbethung Jesu Christi im heiligen Abendmale 206.

G.

Gaben. Gott theilt die Gaben der Natur eben so wie die Gaben der Gnaden aus 178, 179.

Gaben Gottes werden von den Menschen in Wirkungen der Gerechtigkeit verwandelt 67. wie wir sie annehmen sollen 67.

Geberde. Jeder hat die seine, die ihre Quelle in der Beschaffenheit der Seele hat 163.

Gehorsam wird durch das Gelübd erleichtert 63. Nothwendigkeit zu gehorchen 279.

Gemüthsart. Der Contrast derselben ist keine hinlängliche Ursache, sich von denen zu trennen, mit welchen man in einer gewissen Verbindung steht 86.

Gerechtigkeit. Wie sie Gott an den Menschen übet 68.

Geschichte. Sieh Bossuet.

Gewohnheit. Man muß stäts wider sie strei-
ten 52 - 53.
Glaube. Gebeth des Glaubens. 6. Was heise:
Vom Glauben leben 23.
Gnade hat zweyerley Wirkungen 293.
Größe. Wie man sie mitten in der Größe ver-
achten soll 305.

H.

Handlungen (natürliche) sind zweyerley 293.
Man kann von anderer ihren Handlungen zwey-
erley Meynungen hegen 310.
Hartnäckig. Was es sey 320.
Heilige. Es ist genug, an den Heiligen dasjenige
zu kennen, was sie zu Heiligen gemacht hat,
alle ihre übrigen menschlichen Eigenschaften
kommen in keine Betrachtung 176.

J.

Jahr. Jedes Jahr ist für viele Menschen das letz-
te ihres Lebens 74.
Jesus Christus. Man kann ihn an sich selbst
nicht lieben, wie sichs gebührt; wenn man ihn
nicht in seinen Gliedern liebt 4. die wahre Fröm-
migkeit besteht darinn, daß man ihm im Her-
zen einen stäten Platz einräumt 228 Wir sol-
len an seine Demuth stäts denken 286. Sieh
Menschwerdung.

Verzeichniß

K.

Keuschheit, welche Vortheile das Gelübd derselben verschaffet 65.

Kirchengebräuche. Ueber das Verlangen, sich nach den römischen Kirchengebräuchen zu richten. 114.

L.

Leben. Wozu es uns gegeben worden sey 4. Man muß ein langes und kränkliches Leben, wenn es Gott zuläßt, mit Ergebung in seinen Willen annehmen 66.

— (christliches) gründet sich auf die gemeine Einsicht der Kirche 167.

— (in einem Kloster). Seine Vortheile 48 u. ff.

Liebe. Zu welchen Pflichten sie uns untereinander verbindet. 36 - 40, 157 - 164.

Ludwig (der heil.). Seine Lebensbeschreibung vom Hrn. de la Chaize wird gelobet 230.

M.

Manieren. Sieh Stillschweigen.

Meinungen. Ueber die verschiedene Meinungen der Frommen 145. Ueber die ausserordentlichen Meinungen oder Gedanken 165. die vorgefaßten Meinungen der Menschen soll man nicht achten 29 Ebendiese sind uns nützlich 45.

Menschen. Auf was Art man mit ihnen unzufrieden seyn kann 315.

Menschwerdung. Betrachtungen über das Geheimniß der Menschwerdung. Pflicht, so es uns auflegt, Jesum Christum anbethen zu lassen und anzubethen 1.

N.

Nächster. Es ist schwer Jesum Christum zu lieben, ohne seinen Nächsten zu lieben. 4. Wir sind ihm schuldig, was wir Jesu Christo schuldig sind 158.

Nicole (Hr.) Wie er wegen den vorgefaßten Meynungen seiner Freunde gegen sein Verhalten gesinnet war 29, 30. Was er bey allen seinen Handlungen zur ersten Absicht hatte 35. Er war vergnügt, wann man seiner Meynung nicht folgete 98. Er beklagt sich über sein schwaches Gesicht 113. Seine Zurückhaltung, wann er von gottesfürchtigen Personen, so er gekannt hatte, seine Meynung sagen sollte 172. Er hatte die Gabe nicht, etwas witziges zu erfinden 178 u. ff. Er sagt selbst, er seye nicht gar gefällig 227. Seine Absicht, da er schrieb 302.

Verzeichniß

O.

Offenbahrungen sollen zu keiner Verhaltungsregel dienen 23.

P.

Pascal (Hr.) Urtheil über seine Gedanken 221.

Pezron (Dom.) Ueber sein Werk: Alterthum der Zeiten 237.

Pont - Chateau (Hr. von) von seiner Tugend 172.

Portrait. Ob man sich soll malen lassen 242.

Priester. Von ihrer besondern Verbindlichkeit, für die Kirche zu arbeiten. Wie sie selig werden 309 u. ff.

R.

Rache ist nie erlaubt 158. Verschiedene Arten sich zu rächen. 158

Reformation. Wie man sich dabey verhalten soll 112 u. f. f, 125 u. f. f.

Reizungen, welche veranlassen, dem Fleische gar weyt zu thun 297, 298.

Religion. Unterschied zwischen der Religion des ersten Menschen und der Religion der Christen. 2.

S.

Satan. Seine Herrschaft über die Gerechten und über die Sünder 265.

Schweigen. Nutzen, den man davon hat, wenn wir uns in der Gesellschaft solcher Personen befinden, deren Betragen uns mißfällt 81.

Sinne sind schlechte Richter von dem, was ein Gut oder Uebel ist 266.

Sprachen. Unterschied zwischen den todten und den lebendigen Sprachen 233.

Stände des Lebens. Die Vergleichungen, so man unter ihnen anstellt, sind mangelhaft 106. Worinn die Gefahr derselben besteht 108.

Standeserwählung. Wie man sich dabey betriegt. 100.

Stolz macht den Satan stark wider uns 284. Der verborgene Stolz ist von dem äußerlichen unterschieden 325.

Streitigkeiten. Sieh Freunde.

Verzeichniß

Sünde (tödtliche) Es ist ein wesentliches Stück des christlichen Lebens, sich ohne Unterlaß davon zu reinigen 91.

T.

Talente. Sieh Gaben.

Tod. Warum Gott die Zeit desselben verborgen halte 21. was für Gedanken man beym Tode seiner Freunde schöpfen soll. Sieh Jahre.

Tödtung des Fleisches soll man nicht zuweit treiben und hierinn dem Rathe der Beichtväter folgen 80. Ausübung übermäßiger Abtödtungen 291. Wie sehr Hr. Alet sein Fleisch abtödete 295.

Traurigkeit ist vom Verdruß unterschieden 225. Tugend hat ihre gewisse Gränzen und nahet sich manchmal einem Fehler 212 u. f. f.

U. V.

Uebel. Die Todsünde ist das Maaß derselben 268

Verdruß. Woher er kömmt 225. Unterschied zwischen der Traurigkeit und dem Verdrusse 225. ist ein Zustand, den man vermeiden soll. 303

Verschiedenheit. Der Glaube giebt uns eine heilige Verschiedenheit an die Hand 11. u. f. f.

Versuche (moralische) 299. Sieh die Briefe des Hr. Abts zu la Trappe 332 u. f. f.

Versuchen. Es ist niemals erlaubt, andere zu versuchen, ob ihre Tugend Grund hat. 97 u. f. f.

Versuchungen. Was große Versuchungen seyn 271.

Unordnung. Eine von den größten Quellen der in der Kirche herrschenden Unordnung. 191, 192.

Unruhe. Wie man sich dabey zu verhalten habe 26 Die Unruhen der Menschen sind eitel 41

Urtheile. Wie wenig man aus den Urtheilen der Menschen machen soll. 29. Uebereilte Urtheile, wenn sie uns auch gleich günstig sind, soll man nicht hochschätzen 264

W.

Wachsamkeit ist in der Welt nothwendig und beschwerlich 61.

Wahrheit muß dem Irrthum in allen Stücken vorgezogen werden. 189.

Wahrheiten welche verdienen, daß man sich mit Ernst darauf lege 190

Wege (außerordentliche) 291.

Verzeichniß

Weihwasser ist ein großes Hilfsmittel 282.

Weissagungen. Man soll sich wenig darauf verlassen. 20.

Welt. Was für ein Glück es ist, sie zu verlassen 49. In welchem Stande der Mensch darinn ist 50. Es giebt Leute, die in der Welt bleiben sollen 51. Was man von jenen denken soll, denen die ganze Welt lächerlich vorkömmt 220.

Weltweisheit. Wie man sie jungen Mönchen lehren soll 184. Vom philosophieren über das heil. Abendmahl 193, 203.

Wille Gottes richtet auch die geringsten Umstände der Begebenheiten 42.

(eigener) macht den Teufel stark 278, 279.

Wörter. Man kann neue machen, was auch immer andere dagegen einwenden 233.

Ende

des Verzeichnisses zum zweyten Bande.

Verbesserungen

der im zweyten Bande eingeschlichenen Fehlern.

Seite	Zeil	anstatt	lies
II	6	Pfichten	Pflichten
IX	5	uicht	nicht
10	4	Gebethe	Gebeth
16	22	gehabt zu scheinen	gehabt zu haben scheinen
20	17	zn	zu
25	18	er = werde	er werde
30	27	haben	haben
31	21	nnr	nur
34	22	dich	die ich
39	26	den	denn
45	21	zn	zu
49	15	vottheilhaft	vortheilhaft
51	12	Nin	Nun
52	1	iumer	immer
—	3	übe	übel
—	12	selten	selten
54	4	das vor	das sich vor
56	15	vorgeht	vergeht
57	10	dem l andern	dem andern
77	4	Ausübungeu	Ausübungen
78	26	dle	die
93	9	Gots	Gott
—	16	esn	es
—	18	dat	da-
95	22	dle	die
102	7	das	des
—	20	konnte	könnte
104	21	murde	würde
117	4	Ntuerungen	Neuerungen
126	7	die man man	die man
134	1	vetheilt	vertheilt

Seite	Zeil	anſtatt	lies
135	26	gefährilch	gefährlich
141	27	Abdr	Aber
144	27	eine m	einem
146	22.	lrrt	irrt
148	15	nicht nicht gar	nicht gar
158	29	vorſchiedene	verſchiedene
162	29	mann	man
165	24	beſindet	befindet
171	13	horvorragender	hervorragender
174	22	wagen	wegen
182	17	ſie ſo	die ſo
191	19	Batet	Vater
206	23	in Abhandlung	in der Abhandlung
209	22	demſelbeu	demſelben
217	26	verſtellen	vorſtellen
225	19	dir	die
243	10	wüde	würde
245	14	Htiland	Heiland
250	10	voegekommen	vorgekommen
—	—	heßlich	häßlich
—	19	wurden	würden
251	29	aien	allein
252	16	e=nzugeben	einzugeben
254	15	denken=	denken,
258	10	nnd	und
323	14	wurde	würde
324	23	Eid	Eid
326	5	Heßlichkeit	Häßlichkeit
328	2	nnd	und
336	2	Her	Herr
)(	21	Feauenvolk	Frauenvolk
)(5	13	u. ff.	u. ſ. f.

(3 Bde) XX I.91

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicole, Pierre, 1625-1695

Moralische Versuche, oder Briefe, vom verstorbenen Herrn Nicole

Bd.: 2

Bamberg ; Wirzburg (1784)

Asc. 3430-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10265575-2
VD18 80210589